Der
Himmel auf Erden.

Roman aus unserer Zeit

von

Adolf Mützelburg.

Sechster Band.

Berlin.

Verlag und Druck von Albert Sacco,

Zimmerstraße Nr. 94.

XXIV.

Der Knoten schürzt sich.

Der Herr Herzog von Carey war in äußerst ungnädiger Stimmung. Er hatte soeben einen Brief erhalten, der ihm die Affaire mit Pichot auf eine sehr ärgerliche Weise in's Gedächtniß zurückrief. Er hatte in den letzten vierzehn Tagen den unangenehmen Menschen fast vergessen gehabt. Pichot hatte ihm von Mortoran aus angezeigt, daß er abgereist sei, und der Herzog, der ihn, wie wir wissen, mit einem Passe, Kleidern und Geld versehen, war fest überzeugt gewesen, seinen unheimlichen Verbündeten niemals wiederzusehen. Das gewöhnliche Leben hatte für ihn wieder begonnen, und mit ihm war auch die alte sorglose Erschlaffung wieder eingetreten. Raymond de Mortoran war abwesend, die häßliche Briefgeschichte ruhte für's Erste, Adele sang, lachte und kokettirte liebenswürdiger als je — genug, Gaston de Carey fühlte sich versucht, zuweilen über die fieberhafte Aufregung zu lächeln, die ihn an jenem Abend ergriffen und zum stillschweigenden Bündniß mit Pichot geführt. Konnte Raymond die Brieffälschung beweisen? Bis jetzt wohl nicht. Und wenn nun Gaston einer solchen Anklage sein entschiedenes Leugnen entgegensetzte — würde man

ihm nicht mehr glauben, als Raymond, bei dem der Wunsch, sich zu rächen, so natürlich schien? Der einzige Punkt, der in seiner ganzen Bedrohlichkeit stehen blieb, war der Mangel an Geld. Aber auch hierin wollte Gaston helfen. Nach der Heirath mit der Marquise wollte er seinem Schwiegervater offen seine Bedrängniß eingestehen und unter irgend einem Vorwande so eingezogen als möglich leben. Im Uebrigen hätte das Vermögen seiner zukünftigen Frau für eine anständige Haushaltung hingereicht. Aber Adele war ja da — und den Gedanken, sich von ihr zu trennen, ihr irgend einen Wunsch zu versagen — was allerdings gleichbedeutend mit Trennung gewesen wäre — konnte der Herzog nicht fassen. Für Adele mußte gesorgt, sie mußte in heiterer Laune erhalten werden, und sollte Alles darüber zu Grunde gehen.

Nun fiel der Brief Pichot's sehr störend in diese vorübergehende friedliche Stimmung. Pichot schrieb ganz kurz, er sei nach Schloß Mortoran zurückgekehrt, da ein „nichtswürdiger Zufall" seinen Plan im Augenblick der Ausführung gestört und ihn gezwungen habe, sogleich nach Paris zurückzukehren. Doch werde er die erste günstige Gelegenheit benutzen. Er bitte nur den Herzog, es ihm sogleich zu melden, wenn Raymond nach Paris zurückgekehrt sei.

„Zum Teufel mit diesem Hallunken!" rief der Herzog, das Schreiben in kleine Stücke zerreißend und diese aus dem Fenster werfend. „Ich werde ihn der Polizei anzeigen, das wird das Beste sein. Was kann man am Ende darin finden, wenn ich in einem Augenblick der Schwäche und des Mitleids einem Verbrecher Obdach gewährt habe? Ich kann sagen, daß er mir der Himmel weiß was vorgelogen hat. Er hat nichts von mir in Händen, was mir schaden könnte. Schließlich kommt das Ganze auf einen Betrug hinaus. Der Hallunke hat irgend etwas von meinen Verhältnissen erfahren, und will mich nun rupfen, so lange ich albern

genug bin, mich rupfen zu lassen. Ich werde nach Mortoran hinüber fahren — es war ohnehin meine Absicht, um einige Verbesserungen anzuordnen, damit ich das Schloß im Nothfall theurer verkaufen kann — und dann will ich ihm gelassen meine Ansicht sagen. Geht er nicht freiwillig, so schicke ich zur Polizei. Das letztere würde mich auch am besten vor jeder Verdächtigung schützen."

Jedenfalls aber hatte ihm dieser Brief, der ihn an Alles erinnerte, was ihm unangenehm war, die gute Laune verdorben, und in einem solchen Fall gab es für ihn nur ein Mittel der Erheiterung — die Zuflucht zu Adele. Er beendete so schnell als möglich seine Toilette und fuhr nach der Rue de Provence.

Auch dort trug indessen das Erste, was er sah, wenig zu seiner Erheiterung bei. Vor der Thür hielt ein Kabriolet und in dem Augenblick, in welchem der Herzog seinen Wagen verließ, trat der junge Pole, der Anbeter Adelens, aus der Thür. Seine Miene strahlte von Befriedigung. Gaston bemerkte es, und eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, erwiederte er kaum den freundlich höflichen Gruß des polnischen Grafen. Zum ersten Male stieg etwas wie wirkliche Eifersucht in seinem Herzen auf. Betrog ihn Adele? Bis jetzt hatte er in seinem Hochmuth diesen Gedanken nicht fassen können. In diesem Augenblick aber, bei der ersten Ahnung einer solchen Möglichkeit, durchglühte ihn ein wildes Feuer. Es war ihm, als könne er den Polen morden, und mit ihm Adele. Der in seinem ganzen Wesen schlummernde Jähzorn, die innere Wildheit seines Charakters erwachte und erhob sich gleichsam bäumend. Es war etwas in diesem Manne, der niemals die Kämpfe des Lebens gekannt, dessen Willen und Eigensinn sich Alle gebeugt hatten, die mit ihm umzugehen gezwungen waren, etwas Düsteres und Schreckendes, das jetzt in seinen Augen leuchtete — eine geschwächte, aber nicht unterdrückte Naturkraft, die in den

Momenten heftiger Erregung aufleuchtete, und deren Richtung sich nicht voraussehen ließ.

Adele empfing ihn — eine Seltenheit zu so früher Stunde — bereits in vollkommener Toilette. Ihr Lächeln war so zärtlich, wie nur je. Indessen glaubte Gaston, so wenig Beobachter er auch war, etwas Nachdenkliches in ihrer Miene zu bemerken, Grund genug zum Mißtrauen für einen Menschen, in welchem die erste Regung der Eifersucht erwacht ist.

„Sie kommen so früh, Gaston," sagte sie, „und Sie sehen verdrießlich aus. Was haben Sie?"

„Doch nicht zu früh!" antwortete der Herzog. „Gruski hat Sie ja bereits verlassen."

„Gruski — ja, was hat das mit meiner Frage zu thun?" antwortete Adele leicht.

„Genug," erwiederte Gaston. „Ich wundere mich über so frühe Besuche. Es ist noch nicht Empfangszeit."

„O, ich hatte mit dem Grafen ein außergewöhnliches Geschäft," antwortete Adele. „Ich wußte im Voraus, daß er heut kommen würde, und deshalb finden Sie mich in Toilette."

„Ein außergewöhnliches Geschäft?" fragte Gaston etwas spöttisch. „Das klingt sehr diplomatisch."

„Ich habe mit dem Grafen die Bestimmungen unseres Heiraths-Kontraktes aufgesetzt," antwortete Adele mit der größten Ruhe.

Gaston, der nachlässig in einem Fauteuil saß, erhob sich ein wenig und blieb dann wie versteinert. Ein lebhaftes Roth hatte für einen Moment sein Gesicht gefärbt; jetzt war es blaß. Er sah Adele an, wie Jemand, dessen Blick erstarrt ist. Adele ging langsam im Zimmer auf und ab. Es lag etwas Eigenes in ihren Bewegungen, etwas Selbstbewußtes, herablassend Stolzes. Man sah, daß sie sich bereits in die Rolle der vornehmen Dame hineingelernt.

„Das ist wohl ein Scherz!“ sagte Gaston endlich, und seine Stimme zitterte und stockte zwischen jedem Worte.

„Ein Scherz? Nein. Sie wissen ja, daß Graf Gruski mir seit längerer Zeit derartige Anerbietungen gemacht hat. Ich habe mich endlich bewogen gefühlt, dieselben anzunehmen.“

Der Herzog raffte sich empor aus seiner Erstarrung und sprang auf. Er eilte auf Adele zu, die mit großen Augen erwartungsvoll still stand und ihn ruhig ansah. Er ergriff ihren Arm.

„Adele,“ rief er mit funkelnden Augen, „Du willst Dich über mich lustig machen!“

„Aber, Herzog, durchaus nicht!“ antwortete sie. „Lassen Sie für's Erste meinen Arm los!“

Sie sagte das letztere so scharf und befehlend, daß er unwillkürlich seine Hand zurückzog.

„Adele,“ rief er mit stockendem Athem, „es ist dies einer Deiner gewöhnlichen Kunstgriffe, um mich zu reizen! Aber Du machst mich rasend! Hüte Dich! Ich kann jede Rücksicht vergessen!“

„Kunstgriffe?“ sagte Adele mit kaltem Erstaunen. „Wie soll ich das verstehen? Hätte ich jemals etwas gethan, Sie zu reizen, oder gar, wie Sie vielleicht meinen, Sie an mich zu fesseln? Das ist ganz gewiß ein Irrthum.“

„Irrthum oder nicht — was fällt Dir ein, mir zu sagen, daß Du diesen polnischen Hungerleider heirathen willst!“ rief der Herzog. „Was Du bist, bist Du durch mich. Denkst Du, ich würde Dich gehen lassen?“

„Herzog,“ erwiederte Adele mit der vollkommensten Ruhe, „ich sehe zu meinem Erstaunen, daß Sie über die einfachsten Begriffe unseres Verhältnisses im Irrthum sind. Ihre Anhänglichkeit an mich ist mir auf jeden Fall angenehm, sogar schmeichelhaft. Aber ich würde zu sehr gegen mein eigenes Interesse handeln, wenn ich mich durch Rück-

sichten auf die Vergangenheit in meinen Plänen für die Zukunft stören ließe."

„Wo hast Du diese Phrasen her? — schwatze nicht solchen Unsinn!" rief der Herzog und zwang sich zum Lachen. „Was willst Du haben? Sage es und Du erhältst es, auch ohne die Komödie, die Du spielst."

„Herr Herzog," sagte Adele, und ihre Brauen zogen sich zusammen. „Es ist heut der letzte Tag, an welchem ich Ihnen eine solche Sprache gegen mich erlaube. Ich heirathe den Grafen Gruski. Ueberlegen Sie, was das heißt!"

„Das heißt, daß meine Maitresse, das Frauenzimmer, das ich kaufte, einen Schwindler und Abenteurer heirathet," rief der Herzog, mehr und mehr vor Zorn erröthend. „Und deshalb sollte ich anders mit Dir sprechen, Mädchen?"

Adele erblaßte leicht, preßte die Lippen zusammen, ging einige Schritte durch das Zimmer und trat dann vor Gaston.

„Herzog," sagte sie, „ich hatte Ihnen Vernunft zugetraut, Sie haben sie nicht. Ich hoffte, wir würden uns in Ruhe und Frieden trennen; aber ich sehe, daß dies auch bei uns, wie gewöhnlich, nicht der Fall sein wird. Sie haben mich gekauft — gut, für so lange, als ich mich kaufen ließ. Jetzt erhöhe ich den Kaufpreis. Entweder Sie machen mich zur Herzogin Carey, oder ich nehme mir meine Freiheit zurück und heirathe Gruski."

„Mädchen, Du bist toll! Träume ich? Bin ich betrunken?" rief Gaston halb lachend, halb zitternd vor Zorn.

„Gut, Sie machen mich nicht zur Herzogin Carey," fuhr Adele fort, „ich konnte das voraussehen, und deshalb wies ich Gruski's Anträge nicht von vornherein zurück. Was wollen Sie nun? Mich zwingen, das bisherige Verhältniß fortzusetzen? Das wäre lächerlich. Und wenn ich es thäte, wer bürgt mir dafür, daß Sie nicht nach einem

halben Jahre Jemand finden, der Ihnen besser gefällt, als ich, und daß Sie mir dann den Stuhl vor die Thür setzen? Nun, Herzog, meine Mittheilung kommt Ihnen überraschend, Sie können sich nicht hineinfinden, daß eine alte Gewohnheit bei Ihnen aufhören soll. Aber bei ruhiger Ueberlegung werden Sie einsehen, daß ich einen Antrag, wie denjenigen Gruski's, nicht zurückweisen kann. Und weshalb sollte ich nicht Gräfin werden? Ich bin durch Sie und Ihre Freunde zu gut eingeweiht in die Geheimnisse der Aristokratie, um nicht zu wissen, welcher Art die Vergangenheit so vieler schöner und vornehmer Damen ist. Erinnern Sie sich nur an Ihre Verwandte, die Baronin Ganthoret. Mag Gruski ein Abenteurer sein, ich weiß, daß er Graf ist. Das genügt mir. Ich will seinen Titel haben, ich will Frau sein."

„So heirathe ihn und bleibe meine Geliebte!" rief Gaston.

Es war ein leichtes, fast unmerkliches, aber doch ungemein verächtliches und spöttisches Lächeln, das bei diesen Worten über Adelens Gesicht zuckte. Der Herzog, wenn er überhaupt so etwas hätte lesen können, hätte daraus lesen müssen, wie gleichgültig er Adelen sei, wie wenig ihr seine Persönlichkeit gelte.

„Das geht nicht," antwortete sie dann ruhig. „Gruski würde das nicht dulden, denn er heirathet mich aus Liebe. Ueberdies gehen wir fort von hier. Es versteht sich ganz von selbst, daß ich Paris nicht zum Zeugen meiner Verbindung machen werde. Es ist genug, wenn einige Leute es wissen. Kehre ich später hierher zurück, so bin ich eben die Gräfin Gruski, und meine Vergangenheit ist vergessen. Sie sehen, die Vortheile dieser Verbindung sind so groß, daß ich sie eingehen muß."

Gaston, betroffen durch die unerschütterliche Kälte und Ruhe, mit welcher Adele das Alles sagte, biß sich auf die Lippen, versuchte ruhig zu scheinen, setzte sich in ein Fauteuil,

sprang wieder auf und verrieth dadurch die heftige Unruhe, die ihn quälte.

„Ich glaubte, daß Du etwas mehr Herz hättest," sagte er dann. „Aber ich sehe wohl, Ihr seid Euch Alle gleich!"

„Herz? Nun, wir haben vielleicht so viel, wie andere Leute," antwortete Adele. „Aber hier, bei einem solchen Verhältniß scheint es mir überflüssig. Dieses Verhältniß beruht auf Ihrer Laune. Ich will mir eine Position schaffen, die sicherer ist."

„Ich würde Dich niemals verlassen haben, Adele," sagte Gaston fast schmerzlich.

„Möglich!" antwortete sie. „Aber selbst wenn Ihre Heirath nichts geändert hätte — was soll daraus werden? Ich bin nun einmal an den Luxus gewöhnt, und muß dieses Leben fortsetzen. Sie aber sind, wenn Sie sich nicht nach Ihrer Heirath einschränken, in kurzer Zeit ein ruinirter Mann!"

„Das sagst Du so kalt, Teufel?" rief Gaston auffahrend. „Ruinirt — ja, durch Dich!"

„Durch mich? So heißt es immer!" antwortete Adele. „Wer zwang Sie, mich in diese Wohnung zu setzen, mir Equipage zu halten, jeden meiner Wünsche zu befriedigen? Nur der Gedanke, daß ein Anderer kommen und mir Besseres, Glänzenderes bieten könne. Also Ihre Eitelkeit ruinirte Sie."

„Ja wohl, weil Ihr kein Herz habt, weil man Euch nur halten kann, wenn man Eure Launen befriedigt!" rief Gaston.

„In der That, Herzog, Sie werden komisch," antwortete Adele. „Herz, und immer Herz! Wenn ich da hätte bleiben wollen und bleiben können, wo mein Herz war, so wäre ich drüben im Quartier latin. Ich habe um Ihretwillen manches sehr glänzende Anerbieten ausgeschlagen; ich

dächte, das wäre genug und Sie hätten keinen Grund, mir Vorwürfe zu machen."

„Ja — Du willst mich los sein, weil Du ahnst, daß ich mich ruinire!" rief Gaston höhnisch.

„Und wenn das wäre, thäte ich irgend etwas Anderes, als was in der Ordnung ist?" erwiederte Adele. „Was würde mit mir geschehen, wenn ich alt würde, oder wenn ich vielleicht die Blattern bekäme?"

„Ich würde Dich doch nicht verlassen, denn ich liebe Dich!" rief Gaston.

Adele blickte ihn einen Augenblick lang an, als sei sie verwundert über den aufrichtigen Ton seiner Worte. Dann zuckte sie die Achseln.

„Ja, es hat sein Unangenehmes, wenn Einem ein solches Verhältniß aufgekündigt wird, so lange man sich in demselben wohl fühlt," sagte sie dann. „Aber Einer muß anfangen, und ich thue es jetzt, damit es mir nicht später selbst geschehe."

„Du hast kein Herz, keinen Funken von Herz!" rief Gaston mit einem finsteren Blick. „Nun, meinetwegen gehe zum —! Du wirst es bereuen. Wann soll denn die Heirath sein?"

„In der kürzesten Zeit, in drei Wochen," antwortete Adele. „Ich mache mit meinem Mann eine kleine Reise, dann gehen wir nach Polen, auf seine Güter."

„Wohl bekomm' Dir's!" rief Gaston höhnisch. „Seine Güter — die mögen im Monde liegen, oder in Homburg und Baden-Baden. Du mußt gut gespart haben, Schlange, daß Gruski Dich heirathet. Meine Millionen sind in Deiner Tasche."

„Habt Ihr nicht oft genug gesagt, ich sei Millionen werth?" antwortete Adele mit leichtem Spott. „Weshalb soll mich Gruski nicht um meiner selbst willen heirathen? Aber ich dächte, Herzog, wir beendeten dieses höchst uner-

quickliche Gespräch und diese nutzlosen Anklagen. Ich gehöre nicht zu den Närrinnen, die so lange warten, bis man sie fortjagt, und habe Sie lange genug vorbereitet."

„Wird die Hochzeitsfeierlichkeit vielleicht in dieser Wohnung stattfinden, die ich Dir eingerichtet?" fragte Gaston.

„Wir haben keine Feierlichkeit," antwortete Adele, „und reisen unmittelbar nach der Einsegnung ab."

„Also doch eine kirchliche Ceremonie?" fragte Gaston.

„Warum nicht? Und außerdem ist mein Zukünftiger Pole, und dort giebt es keine Civil-Ehe."

„So vermiethest Du mir vielleicht diese Wohnung für Deine zukünftige Stellvertreterin?" fragte Gaston.

„Mit Vergnügen!" antwortete Adele. „Es ist eine allerliebste Wohnung. Ich gebe sie nur mit Bedauern auf."

„Die Wohnung mehr, als mich — natürlich!" sagte Gaston, und er warf sich zurück in das Fauteuil, drückte den Kopf in die Hand und saß eine Zeit lang schweigend da.

Ganz abgesehen davon, daß er sie liebte, war es ein harter Schlag für den hochmüthigen Mann, sich von einem Wesen zurückgewiesen zu sehen, das er bisher als sein willenloses Eigenthum betrachtet hatte. Schon damals war die Weigerung Celina's eine bittere Kränkung für ihn gewesen; aber sie hatte nur seinen Stolz und seine Berechnungen, nicht sein Herz berührt. Jetzt wurden Stolz und Herz zugleich getroffen. Was sollte er thun? Jammern? Dazu war er zu hochmüthig. Kalt von ihr gehen? Dazu fehlte ihm die Kraft. Am liebsten hätte er wüthen, toben, schlagen mögen. Aber in Gegenwart Adelens wagte er es nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Er war durch ihre eisige Kälte, durch die Ruhe, mit der sie ihn fallen ließ, wie niedergeschmettert, sein Hochmuth war gebrochen. Aber das durfte er nicht zeigen. Er rang mit sich selbst, ob er sich nicht zum kalten Spott emporschwingen könne. Aber er vermochte

es nicht. Er überlegte jetzt nur, wie er sich entfernen könne, ohne zu verrathen, wie schwer er verwundet sei. Es wäre ihm lieb gewesen, wenn sich in diesem Augenblick ein Besuch hätte melden lassen. Aber Niemand kam.

Adele hatte sich vor ihr Schmuckkästchen gesetzt und musterte ihre Juwelen, Ringe und dergleichen Kleinigkeiten, von zum Theil hohen Werth, fast ohne Ausnahme Geschenke Gaston's. Vielleicht überlegte sie dabei, was sich ohne Schaden für ihre Toilette verkaufen lasse.

Endlich erhob sich der Herzog schnell und nahm seinen Hut.

„Nun — Adieu denn, Adele!" sagte er. „Auf Nimmerwiedersehen!"

„Adieu — Gaston," erwiederte Adele. „Auf Wiedersehen!"

Sie reichte ihm die Hand. Er berührte sie nur flüchtig und verließ, ohne sich noch einmal umzublicken, das Zimmer.

Als eine Dienerin ihm die äußere Thür geöffnet hatte und er die Treppe hinabstieg, stand er still und stützte sich unwillkürlich auf das Treppengeländer. Was war es, das ihn anwandelte? Weshalb war er so bleich, und weshalb zitterten seine Lippen? Weil er liebte. Wer kann es verhindern, plötzlich zu lieben, wenn er auch glaubt, seit Jahren über ein so plebejisches Gefühl erhaben zu sein? Wer kann sich des eifersüchtigen Zornes und des Durstes nach Rache erwehren, wenn er sich plötzlich verrathen glaubt? Oder wer kann die Schwäche meistern, die sich zu jedem Opfer bereit erklärt, nur um den geliebten Gegenstand nicht zu verlieren, zumal, wenn die Natur nicht gewöhnt ist an Selbstbeherrschung oder Entsagung?

Hier stand er einige Minuten. Plötzlich wandte er sich um, als habe er einen Vorsatz gefaßt, und zog heftig die Klingel.

„Madame ist ausgegangen," sagte die Dienerin, ihn, als sie ihm öffnete, etwas verwundert anblickend.

„Ausgegangen? Ich war bis jetzt auf der Treppe," sagte Gaston. „Ich denke, Madame ist für mich zu Hause!"

„In der That, Herr Herzog, Madame ist ausgegangen," sagte die Dienerin. „Wahrscheinlich ist sie über die andere Treppe gegangen. Sie sagte, sie wolle nur einen Gang in die Nachbarschaft machen, und nahm nur ein Mäntelchen um."

Gaston wandte sich kurz ab und stieg die Treppe nieder. Hatte man ihm die Wahrheit gesagt? Wahrscheinlich. Draußen fragte er seinen Kutscher, ob eine Dame aus dem Hause gekommen. Die Antwort lautete bejahend.

Als der Kutscher fragte, wohin er fahren solle, wußte Gaston keine Antwort. Endlich gab er die Adresse seines Schneiders. Es war ihm wüst im Kopf, die Häuser tanzten vor ihm. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er eine Ahnung davon, daß man Herzog sein und einen Arbeiter, der mit fröhlichem Antlitz vorüber ging, beneiden könne.

Ungefähr um dieselbe Zeit und an demselben Tage saßen drei Männer in dem Arbeitszimmer des Grafen d'Elnay. Es waren der Graf selbst, der alte Herr Duisfelden und Otto.

An den ernsten Mienen des Grafen und seiner Gäste — der alte Duisfelden und Otto wohnten bei ihm in der Rue Taitbout — ließ sich leicht erkennen, daß ein Gegenstand von Wichtigkeit sie hier versammelt hatte.

„Graf d'Elnay und ich sind übereingekommen, Dich nun endlich mit allem demjenigen bekannt zu machen, was uns schon seit Jahren beschäftigt," sagte der alte Herr Duisfelden, sobald sie ihre Plätze eingenommen hatten. „Du weißt, Otto, daß ich schon einmal im Begriffe stand, Dich in dasjenige, was wir unser Geheimniß nennen, einzuweihen. Aber nach reiflichster Ueberlegung hielt ich es damals für besser, Dir noch auf einige Zeit die peinigenden Gedanken zu ersparen, die mit der Kenntniß dieses Geheimnisses nothwendig verbunden sind. Jetzt indessen, wo wir mit aller Entschiedenheit in der Lösung des Räthsels vorgehen wollen, bedürfen wir Deines Beistandes und wollen Dir Deinen Theil an der gemeinsamen Arbeit nicht entziehen. Ich muß, indem ich meine Mittheilungen beginne, zurückgehen, bis zur Zeit meines ersten Aufenthalts in Frankreich. Da Du jedoch mit den Schicksalen meines Lebens genau bekannt bist, so werde ich nur dasjenige wiederholen, was Dir zum schnelleren Verständniß dienen kann.

„Du weißt, auf welche Weise sich ein inniges Freundschafts-Verhältniß zwischen mir und meinem späteren Schwager gebildet hatte. Der Herzog von Carey liebte die Wissenschaften, ähnlich wie ich, mehr als die Vergnügungen seiner Standesgenossen. Wir trieben zusammen dieselben Studien, und da nichts auf der Welt ein festeres Freundschafts-Bündniß schließt, als gleiche geistige Anlagen und Neigungen, so wurden wir bald so vertraut, wie selten zwei Menschen geworden sein mögen. Ich lernte Henriette Carey, Deine Mutter, kennen, und da sie meine allmählich sich entwickelnde Neigung erwiederte, so wurde sie meine Gattin, denn weder sie, noch ihr Bruder kannten die Schranken der Standesunterschiede. Ungefähr um die Zeit meiner Verbindung mit Henriette Carey wurde Gaston geboren.

„Das Verhältniß meines Schwagers zu seiner Gattin Heloise, einer geborenen Marquise de Biancourt, war ein

ganz eigenthümliches. Es war der einzige Gegenstand, über den er nicht mit mir sprach; ich konnte jedoch Manches errathen, und Vieles lag auch klar vor Jedermanns Augen. Selten mochten zwei verschiedenere Personen ein so enges Bündniß mit einander geschlossen haben. Mein Freund, der Herzog, damals nicht mehr ganz jung, denn er war schon 1783 geboren, liebte die Ruhe, Einsamkeit und Einfachheit. Seine Gattin war eine vollendete Weltdame, vergnügungssüchtig und ebenso ränkevoll, klug und hinterlistig, wie der Herzog offen, ehrlich und bieder. Die Ehe war geschlossen worden, ohne daß Beide sich mehr als einige Male sehr flüchtig gesehen. Man hatte dem Herzog vorgestellt, die Familie dürfe nicht ohne Erben bleiben. Verschiedene eigennützige Absichten mochten von anderen Seiten mit hineingespielt haben — genug, diese Ehe wurde, wie so viele, ohne irgend ein Bedürfniß des Herzens geschlossen. Ich habe Grund anzunehmen, daß der Herzog, sonst ein so verständiger Mann, sie nur eingegangen, weil er unvorsichtige Versprechungen gegeben hatte. Daß er das Bündniß bereute, weiß ich ganz bestimmt. Indessen behandelte er seine Frau mit der größten Achtung, selbst als er die Erfahrung machte, daß sie schon vor ihrer Verheirathung mit einigen wegen ihrer Abenteuer berüchtigten Personen in einem sehr intimen Verhältniß gestanden. Carey war überhaupt nicht der Mann, irgend Jemand wehe zu thun, selbst wenn er Grund hatte, ihm zu zürnen.

„Was mich und Henriette anbetraf, so waren wir eher Feinde als Freunde der Herzogin. Ihr ganzes Wesen war dem unsrigen vollkommen entgegengesetzt. Wir vermieden sie, wo wir es konnten. Mich selbst behandelte Heloise nur als einen Eindringling; Henriette war ihr zu edel und zu wahrhaft weiblich. Wie immer haßte sie instinktmäßig in ihr die bessere Natur. Doch kümmerten wir uns Alle nicht viel um die Feindschaft Heloisens. Der Herzog führte mit

uns sein ruhiges Leben auf dem Schlosse Mortoran, die Herzogin verbrachte den größeren Theil des Jahres in Paris. Schon damals wurde auch, wie Du weißt, Graf d'Elnay mein und Carey's Freund.

„Erst nach der Geburt Gaston's erkaltete das Benehmen Carey's gegen seine Frau. Er vernachlässigte sie auch in Aeußerlichkeiten. Ich machte mir meine eigenen Gedanken darüber und bedauerte ihn; doch wurde natürlich kein Wort zwischen uns über diesen Gegenstand gewechselt. Heloise schien ganz glücklich. Sie hatte sich, wie alle Welt wußte, einen Sohn gewünscht; der Gedanke, daß die Titel und Güter der Carey's später einmal an meine und Henriettens Kinder übergehen könnten, war ihr, wie sie oft geäußert, unerträglich gewesen. Nun schien diese Furcht beseitigt. Wir verließen bald darauf Mortoran und Frankreich. Nicht lange Zeit darauf starb Heloise an der Cholera. Auch Carey starb bald. Von der ganzen, einst so zahlreichen Familie lebte nur noch jenes Kind und Deine Mutter, und auch diese starb leider so früh!

„Nach dem Tode Heloisens hatte sich Carey in den wenigen Briefen, die ich bis zu seinem Tode von ihm erhielt, etwas offener über seine Gattin ausgesprochen. Einer seiner Briefe — der erste nach Deiner Geburt — enthielt sogar die unverschleierte Andeutung, daß er es bedaure, geheirathet und dadurch Henrietten und ihren Kindern ihr rechtmäßiges Erbtheil entzogen zu haben. Er bat uns ganz unverhüllt um Verzeihung. Darin lag das Zugeständniß, daß er jenes Kind nicht für das seinige halte. Ich meinestheils bedauerte ihn, grämte mich aber nicht darüber, da ich hoffte, Du würdest einst nicht nur die Titel, sondern auch die Güter der Carey's gern entbehren. Ich schrieb auch in diesem Sinne an Carey. Genug, die Sache schien nach dieser Seite hin abgethan. Es stand fest, daß Gaston de

Carey nicht des Herzogs Sohn sei. Aber dagegen war nichts zu thun. Man mußte sich in diese Calamität zu finden und sie so viel als möglich vor der Welt zu verbergen suchen.

„Nun trat aber, ungefähr vor vier Jahren, eine neue Wendung ein. Ich erhielt einen Brief von meinem Freunde d'Elnay, mit dem ich stets in regem geistigen Zusammenhang geblieben, in welchem er mir zwei wichtige Mittheilungen machte, die seltsamer Weise in einem auffälligen Zusammenhang mit einander standen. Graf d'Elnay schrieb mir nämlich, er sei in einer Gesellschaft mit einem Arzt zusammengetroffen, der vor der Juli-Revolution als junger Mann bereits großen Ruf erlangt, dann aber nach Rußland gegangen war, woher er seit Kurzem nach Paris zurückgekehrt. Man habe nach einem guten Diner der Flasche eifrig zugesprochen gehabt und es sei dadurch eine sehr animirte Stimmung entstanden. Zufällig sei der Name Carey erwähnt worden und der Arzt habe, nachdem er einige anerkennende Worte über den alten Herzog gesprochen, gefragt, mit wem er verheirathet gewesen. Man hatte ihm geantwortet: mit Heloise de Biancourt. Darauf habe der Arzt ein so eigenthümlich verwundertes und spöttisches Gesicht gemacht, daß d'Elnay ihn leise gefragt, warum ihn das wundere. Der Arzt, der übrigens nicht wußte, daß d'Elnay ein Verwandter der Carey's sei, habe ihm darauf einige Worte in's Ohr geflüstert, die einen starken Zweifel daran zuließen, daß Heloise jemals habe Mutter werden können. Da der Arzt in seiner damaligen Praxis in Paris namentlich vielfach von Frauen konsultirt worden und überhaupt mit Frauenärzten in Verbindung gestanden, so war sein Zeugniß in dieser Hinsicht von großer Wichtigkeit. Graf d'Elnay hatte nicht weiter gefragt, sondern sich für eine spätere Zeit vorbehalten, genauere Auskunft zu verlangen. Inzwischen war jedoch der Arzt nach Amerika gereist; dort hatte er bei einem

Eisenbahn-Unglück das Leben verloren. Jene Mittheilung hat also für uns nur den Werth eines moralischen Zeugnisses.

„Wenige Tage nach jener Mittheilung, die meinen Freund natürlich sehr nachdenklich gestimmt hatte, ereignete sich ein zweiter Vorfall, der in Beziehung zu jenem ersten eine sehr ernste Bedeutung erhielt. Damit er Dir vollkommen verständlich sei, muß ich einige Worte vorausschicken. Rallot, einer der besten Pariser Polizei-Sergeanten, ist unserem Freunde d'Elnay wegen mannichfaltiger Dienste persönlich verpflichtet. Dieser Rallot ist der Todfeind Pichot's, der ihm einst, als junger Mann, ein Mädchen entfremdet und verführt hat. Ja, Rallot geht so weit, zu behaupten, daß Pichot dieses Mädchen getödtet habe, doch hat er keine Beweise dafür. Die Möglichkeit ist allerdings vorhanden, daß dieser Mord verübt worden sei, ja, daß er mit demjenigen, was wir zu entdecken versuchen, im Zusammenhang stehe. Genug, dieser Rallot, der von Zeit zu Zeit zu d'Elnay kam, um ihm seine Aufmerksamkeit zu erweisen, ließ sich um jene Zeit bei unserem Freunde anmelden und berichtete ihm eine Thatsache, deren Inhalt ich Dir in dem Folgenden kurz angeben will.

„Im Frühjahr 1853 war Pichot in der Provinz gefangen und im Gefängniß mit einem Verbrecher, Namens Maron, zusammen eingesperrt worden. Pichot, von dem es feststand, daß er seit acht Tagen bei dem schlechtesten Wetter sich in den Wäldern und auf freiem Felde verborgen gehalten, war trotz seiner eisernen Natur von einem heftigen Fieber-Anfall ergriffen worden, in welchem er für kurze Zeit seine Vernunft verlor. Später, bei dem Transport nach Paris, war er entwischt. Jener Maron hatte nun in seinem Pariser Kerker einem anderen Gefangenen Mittheilungen über jenes Zusammensein mit Pichot gemacht, und

Rallot hatte diese Mittheilungen gehört, da er fast den ganzen Tag vor der Thür jenes Gefängnisses gelauscht, um auf diese Weise vielleicht zu erfahren, wohin Pichot geflohen. Nach den Aussagen jenes Maron hatte Pichot in seinen Fieber-Phantasieen wiederholt den Namen Carey genannt, ja einmal sogar den Ausdruck gebraucht: „Mein Sohn — mein Sohn soll mich retten — ich will nicht länger hungern und frieren — aber er darf es nicht wissen — nein, nein — still davon! Er könnte nicht mehr Herzog sein!"

„Rallot, der das verwandtschaftliche Verhältniß des Grafen d'Elnay zu den Carey's kannte, hatte es für seine Pflicht gehalten, ehe er weitere Mittheilungen darüber machte, dem Grafen d'Elnay Bericht zu erstatten. Dieser hörte den Bericht ruhig an, erklärte Pichot's Phantasieen für leere Träumereien — wobei jedoch Rallot die Achseln zuckte — bat den Sergeanten zu schweigen und eifrig in seinen Bemühungen für die Ergreifung Pichot's fortzufahren. Gleich darauf sandte er mir einen Brief, der die Mittheilung dieser beiden Vorfälle enthielt. Du kannst Dir vorstellen, wie sie mich überraschten. Daß Gaston der Sohn dieses Pichot sei, darin lag, abgesehen von dem gräßlichen Gedanken, daß ein Carey der Sohn eines solchen Vaters sei, für mich, nach den früheren Mittheilungen und Vermuthungen, nichts Ueberraschendes. Ganz anders aber stellte sich die Sachlage dar, wenn man die Aussage des Arztes in Betracht zog. Dann mußte die Vermuthung aufsteigen, daß Gaston nicht einmal Heloisens Sohn, sondern das untergeschobene Kind eines Verbrechers sei.

„Damals forderte ich Dich auf, von Heidelberg nach Paris zu eilen. Ich war so erbittert über das Verbrechen, das nur mit Hülfe Heloisens stattgefunden haben konnte, um die Erben Henriettens zu betrügen, daß ich sogleich die Untersuchung einleiten wollte. Um Dich nun in die Verhältnisse einzuführen, bat ich Dich, jenen heimlichen Besuch

in Mortoran zu machen. Ich war von dem Grafen d'Elnay vorher von jenem Familien-Gericht in Kenntniß gesetzt und aufgefordert worden, zu verlangen, daß wir demselben beiwohnen dürften. Das letztere war nicht meine Absicht; wohl aber schien es mir nützlich, wenn Du dieser Versammlung beiwohntest, die Dir zeigen konnte, aus welchen Elementen die Familie zusammengesetzt sei, gegen welche wir so bald den Fehdehandschuh erheben sollten. Damals hatte ich mit Sicherheit darauf gerechnet, daß man Pichot bald ergreifen und zum Sprechen bringen würde. Graf d'Elnay machte mich jedoch darauf aufmerksam, daß dies nicht so bald geschehen dürfte, und gab mir den Rath, Dich noch nicht in unser Geheimniß einzuweihen, da dies störend auf Deine Ruhe und Deine Entwickelung einwirken könne. Ich mußte diesen Rath als begründet anerkennen, und überzeugte mich bald, daß Graf d'Elnay auch in dem anderen Punkte Recht gehabt. Denn noch ist Pichot nicht gefangen.

„Dies ist der Kern dessen, was ich Dir mitzutheilen habe. Im Allgemeinen ist die Sachlage noch heut dieselbe. Wir haben keine anderen Beweise, als die Aussagen jenes Maron, der jetzt abermals gefangen ist und seine Aussagen wiederholt hat, da er weiß, daß Pichot an seinen eigenen Genossen zum Verräther geworden und deshalb keine Rücksicht mehr auf ihn nimmt. Ob Pichot sprechen wird, wenn man ihn gefangen nimmt, ist zweifelhaft. Sicherer erscheint es, vorher Beweise für einen Zusammenhang zwischen ihm und dem Herzog zu sammeln. Das Zeugniß der Toni könnte von großer Bedeutung werden, wenn es uns möglich wäre, dasselbe zu erlangen. Sie befand sich damals in der Familie Carey; sie war vermuthlich Mitwisserin und Mithelferin. Aus letzterem Grunde wird sie ungern bekennen, selbst wenn sie von der Furcht vor der Rache befreit wäre. Genug, die Verhältnisse sind immer noch dunkel und

verwickelt. Eines aber scheint die Lösung erleichtern und herbeiführen zu wollen.

„Während sich nämlich in früherer Zeit auch nicht die geringste Spur eines Zusammenhanges zwischen Pichot und Gaston de Carey nachweisen ließ, so daß man mit Bestimmtheit annehmen mußte, der Herzog selbst habe gar keine Ahnung von dem Geheimniß, hat sich in letzterer Zeit ein solcher Zusammenhang herausgestellt. Rallot, unermüdlich in seinen Nachforschungen, behauptet mit Bestimmtheit, daß Pichot die erste Nacht nach seiner Rückkehr von Bonargies in der Wohnung des Herzogs zugebracht und daß dieser ihn verleugnet habe. So seltsam dies klingt — namentlich wenn man annimmt, daß früher keine Verbindung zwischen diesen beiden Menschen bestanden — so läßt sich die Möglichkeit doch nicht bestreiten, wenn man darauf achtet, daß Pichot bald darauf in guter Kleidung nach Bonargies zurückgekehrt ist, um dort einen Anfall auf Raymond de Mortoran zu unternehmen. Daraus scheint hervorzugehen, daß er diese That im Interesse des Herzogs habe thun wollen, und von diesem indirekt unterstützt worden sei. Ja, die Annahme wird fast zur Gewißheit, wenn man die Angelegenheit mit dem gefälschten Briefe, die Raymond Dir erzählt hat, hinzu nimmt. Carey will den Verbrecher vielleicht benutzen. Wir sehen hier in ein dunkles Reich, mein Sohn. Herz und Auge wenden sich ab, wenn sie auf solche Entdeckungen stoßen. Aber wir müssen uns daran gewöhnen, daß es Schlechtigkeit in der Welt giebt, und müssen bedenken, daß sie nur durch Festigkeit und Entschiedenheit besiegt werden kann. Von Rücksichten kann hier nicht die Rede sein. Du kennst mich, mein Sohn; Du weißt, daß irdische Güter keinen Werth für mich haben, und Du denkst ebenso wie ich. Wir selbst können uns also das Zeugniß geben, daß wir diesen Kampf nicht aus Eigennutz beginnen. Aber es liegt ein Verbrechen vor, und das muß entlarvt werden,

schon um Andere von ähnlichen Unternehmungen abzuschrecken. Gaston de Carey ist an und für sich unschuldig, so lange wenigstens, als er nicht weiß, wessen Sohn er ist. Wir wollen sehen, was er thut, wenn wir ihm die Beweise dafür bringen, wer er ist. Es soll reichlich für ihn gesorgt werden; wenn Du mit mir darin übereinstimmst, so mag er das ganze bewegliche Vermögen der Careys behalten, denn die Entsagung wird für ihn ohnehin bitter genug sein. Aber die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. So wenig ich auch dazu geneigt bin, die Kinder verantwortlich zu machen für die Sünden der Eltern, so fürchte ich doch, daß in diesem Carey etwas von dem Blute seines Vaters fließt. Der Plan, Raymond de Mortoran zu vernichten, deutet auf ein heimtückisches Gemüth. Ein solcher Mann darf nicht in seiner jetzigen Stellung bleiben, darf nicht Andere mit sich unglücklich machen. Gesetzt, er heirathete ein gutes Mädchen, und seine Abkunft würde später entdeckt — welchen Schrecken würde dies noch in andere Familien bringen! Nein, ich bedaure ihn — so lange wenigstens, als ich nicht unwiderlegbare Beweise von seiner eigenen Schlechtigkeit habe — aber Herzog von Carey darf er mit meinem Wissen und Willen nicht bleiben.

„Das sind die Mittheilungen, die ich Dir zu machen hatte, Otto. Wir haben das Recht wiederherzustellen, deshalb dürfen wir vor nichts zurückweichen. Vielleicht wird der Kampf gefährlicher, als wir jetzt noch denken; ein Pichot und ein Carey werden sich wahrscheinlich wie Verzweifelte vertheidigen. Was Pichot anbetrifft, so wissen wir ja, was wir von ihm zu erwarten haben, und vielleicht ist der Gedanke, wir könnten die Wahrheit entdecken, ein Hauptgrund für ihn gewesen, uns nach dem Leben zu trachten. Wenigstens giebt die Zurechtweisung, die ich ihm damals ertheilt habe, kaum einen genügenden Grund für einen so wahnsinnigen Haß. Trotzdem müssen wir vorwärts, und ich bin

überzeugt, daß Du jetzt, nachdem Du Alles weißt, ebenso eifrig wie ich dahin streben wirst, das verletzte Recht wiederherzustellen. Aber versprich mir, vorsichtig zu sein. Bedenke, daß alle Vortheile, die etwa erreicht werden können, nicht so schwer wiegen, als das Leben eines Menschen, der sich bewährt hat. Wir haben mit Feinden zu kämpfen, von denen einer wenigstens einem wilden Tiger gleicht. Laß uns List gegen List gebrauchen, wenn der einfache Weg des Rechtes und der Wahrheit uns nicht zum Ziele führt."

Otto Duisfelden war der ruhigen Auseinandersetzung seines Vaters mit stiller Aufmerksamkeit gefolgt. Seine Ueberraschung war keine plötzliche, da die Mittheilungen seines Vaters ihn allmählich auf die Wahrheit vorbereiteten. Dennoch war er im Innersten seiner Seele überrascht, und dies zeigte sich auch auf seinem Gesicht. Das war mehr, weit mehr, als er erwartet hatte. In einer Familie, die er immer achten und ehren mußte, da ihr seine Mutter angehörte, ein untergeschobenes Kind — der Herzog von Carey, sein Vetter, wahrscheinlich der Sohn eines Mörders, eines Geächteten — das war eine Thatsache, die sein Herz erschüttern und bedrängen mußte. Wieder einmal sah er die Schlechtigkeit der Welt, den Verrath und die Lüge an sich herantreten, dieses Mal eingreifend in sein eigenes Familien-Leben. Auch nicht auf einen einzigen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß ihn im Hintergrunde dieser Entdeckung eine große Erbschaft, ja im möglichen Fall der Herzogstitel erwarte — er hatte die Annehmlichkeiten des Reichthums, aber auch die Verpflichtungen desselben zu gut kennen gelernt, um eine Vermehrung dieses Reichthums zu wünschen; er wußte noch nicht, ob ein ausgedehnterer Wirkungskreis und die Pflichten, die damit für einen Mann seiner Art verbunden waren, nicht über seine Kräfte hinausgingen. Genug, auch nicht ein einziger eigennütziger Gedanke wirkte ein auf seinen Entschluß. Aber auch in seiner Seele stand es

fest, daß ein solches Verbrechen nicht ungesühnt bleiben dürfe, daß die Gerechtigkeit mit allen Mitteln wiederhergestellt werden müsse, und indem er seinem Vater die Hand reichte, sprach er sich zu ihm und zu d'Elnay in diesem Sinne aus: Mitleid und Unterstützung für Gaston, wenn dieser nach bewiesener That freiwillig entsage — unerbittlicher Kampf, wenn derselbe trotze. Aber auch er glaubte hinzufügen zu müssen, daß die Beweise bis jetzt nur sehr schwach seien. Es erschien als eine Nothwendigkeit, sich der Toni zu versichern. Wie dies aber möglich zu machen sei, wußte Niemand anzugeben. Porzi wohnte in Paris, das wußte man; Rallot hatte auch entdeckt, daß ein junges Mädchen und eine alte Frau sich in dem Hause befänden, welches er bewohnte — ein Hotel im Faubourg St. Germain, das leer stand, da sein Besitzer nach Italien gereist war. Aber damit war noch nichts gethan. Man mußte die Toni zum Sprechen bewegen, und ehe nicht Pichot festgenommen und unschädlich gemacht worden, war daran nicht zu denken.

Während dieser Erwägungen meldete ein Diener, daß Rallot im Vorzimmer sei. Der Graf ließ ihn eintreten und erkundigte sich, ob ihm der Sergeant etwas Neues zu berichten habe.

„Leider nichts!" antwortete dieser. „Es ist zum Verzweifeln — jede Spur verschwindet. Ich habe den Herzog ganz genau beobachten lassen. Aber er lebt sein gewöhnliches Leben; nichts deutet an, daß er von irgend etwas Anderem beschäftigt sei, die Personen, die bei ihm ein und aus gehen, sind die alten und stets dieselben. Ich möchte fast glauben, daß Pichot abermals Paris verlassen hat, und doch kann ich nicht glauben, daß er nach Gruyères oder Bonargies gegangen sei, da der Aufenthalt dort für ihn zu gefährlich ist. Ich vermuthe, er sitzt, um uns zu täuschen, fest an einem sicheren Ort, und verläßt diese Höhle nur, um einen neuen Streich auszuführen. Auf jeden Fall lasse

ich den Herzog auf's Genaueste beobachten, denn früher oder später müssen wir auf diesem Wege Aufschluß erhalten. Was die Nachforschungen in Bezug auf die alte Frau betrifft, so haben auch diese kein besseres Resultat ergeben. Sie hat das Haus des Erzbischofs nicht verlassen; das junge Mädchen ebenso wenig. Ich kann nur meinen Rath wiederholen: wenden Sie sich an die Behörden, Herr Graf. Lassen Sie das junge Mädchen reklamiren und versichern Sie sich bei dieser Gelegenheit der Alten, die wir mit Recht als Vagabondin betrachten können. Ich glaube nicht, daß der Herr Erzbischof sich der Alten annehmen würde; derartige Herren scheuen jede öffentliche Berührung mit den Behörden. Sie thun Alles, was sich nur thun läßt, in der Stille. Aber die Oeffentlichkeit ist diesen Herren verhaßt, da sie zu gut wissen, daß man gar zu gern Alles glaubt, was gegen sie spricht."

„Das ist richtig, Rallot," sagte der Graf, „und Ihr Rath ist gut, aber im Interesse des Mannes, den wir für den Vater des jungen Mädchens halten, wollen wir jeden gewaltsamen Schritt vermeiden. Ohne Zweifel hat Porzi eine Absicht, indem er der Alten und dem jungen Mädchen eine Zufluchtsstätte bei sich gewährt. Wir wollen hoffen, daß es nicht die Absicht ist, Gertrud zu verderben. Jedenfalls aber würde Porzi, falls er überhaupt ein lebhaftes Interesse an diesen beiden Personen nimmt, Paris mit ihnen verlassen, wenn er bemerkt, daß wir ihm seine Beute abjagen wollen. Erwarten Sie also den Augenblick, in welchem die Alte allein oder mit dem jungen Mädchen die Wohnung Porzi's verläßt, und lassen Sie dieselbe dann zu mir führen. Ohne etwas Gewalt und Eigenmächtigkeit kann nun einmal leider in dieser Angelegenheit nicht verfahren werden. Die Dokumente des Mannes, für dessen Tochter wir Gertrud halten, sind in unseren Händen. Ist die Toni in unserer Gewalt, dann läßt sich Gertrud leicht reklamiren,

denn, wie Sie ganz richtig sagen, Porzi wird einen öffentlichen Skandal zu vermeiden suchen. Aber so viel uns auch an dem Schicksal Gertrud's gelegen ist — für den Augenblick nimmt die Toni unsere größere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie ist die erste, deren wir uns versichern müssen."

„Was in meiner Macht steht, wird geschehen," antwortete Rallot. „Haben Sie sich auch vollkommen überzeugt, Herr Graf, ob nicht irgend welche hinterlassenen Schriftstücke des verstorbenen Herrn Herzogs vorhanden sind, die eine genauere Aufklärung geben könnten?"

„Wir glauben, daß sie schon deshalb nicht vorhanden sein können, weil der Herzog, wenn er die ganze Wahrheit gewußt hätte, dieselbe wahrscheinlich nicht verschwiegen haben würde," antwortete Graf d'Elnay. „Oder hegen Sie andere Vermuthungen?"

„Seit gestern ja," antwortete Rallot. „Ich sprach nämlich gestern mit einem alten Mann, der zu jener Zeit Diener auf Schloß Mortoran war. Allmählich ließ ich ihn plaudern. Er erzählte mir, daß Martin, der Diener, der noch jetzt in Mortoran lebt, damals nach dem Tode des Herzogs einige Aeußerungen habe fallen lassen, als ob der Herzog in seiner letzten Stunde seltsame Dinge über seinen Sohn gesprochen. Später hat er darüber geschwiegen, vielleicht aus Vorsicht. Wenn der Herr Herzog also die Wahrheit gewußt, so hat er vielleicht seine Kenntniß irgendwo schriftlich niedergelegt. Möglicher Weise hat er diese Entdeckungen erst kurz vor seinem Tode gemacht."

„Eine solche Möglichkeit läßt sich nicht ableugnen," sagte der alte Herr Duisfelden. „Aber wie sollen wir die Wahrheit erfahren? Entweder diese Papiere sind beseitigt, oder sie sind in dem geheimen Zimmer in Mortoran verborgen, in welchem ich mich einmal mit dem Herzog befunden und dessen Existenz, wie es scheint, jetzt Niemandem, außer mir, bekannt ist. Jedenfalls müßten wir versuchen, den alten

Martin auf eine vorsichtige Weise znm Sprechen zu bewegen."

„Das wird schwer sein, ohne die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen," sagte Graf d'Elnay. „So viel ich weiß, verläßt der alte Martin Mortoran niemals, und ihn dort aufzusuchen, namentlich zum Zwecke einer solchen Nachforschung, hat seine Bedenken. Indessen wollen wir den Fall in Erwägung ziehen. Alles ist wichtig, was dazu beitragen kann, unserer Anklage in den Augen der Behörden für's Erste den Schein der Wahrheit zu verschaffen. Ueberlegen Sie den Fall, Rallot."

„Eine Untersuchung des geheimen Zimmers wäre nicht unmöglich," sagte der alte Herr Duisfelden. „Ich bin bereit, sie in Begleitung Otto's zu unternehmen."

Und er berichtete dem Polizei-Sergeanten zur Erläuterung die Beschaffenheit des geheimen Ganges. Rallot's Gesicht hatte plötzlich einen sehr ernsten und überlegenden Ausdruck angenommen.

„Parbleu," rief er, „wenn dieser Gang auch Anderen bekannt wäre, zum Beispiel Pichot, so wäre es nicht unmöglich, daß der Mensch sich heimlich im Schlosse Mortoran aufhielte."

Man sprach über diese Möglichkeit, verwarf sie indeß, da man nicht annehmen konnte, daß der Herzog selbst das Geheimniß damals einem Menschen, wie Pichot, der ihm fern stand, mitgetheilt, da selbst Martin, wie Otto Duisfelden aus eigener Erfahrung bestätigen konnte, es nicht kannte. Indessen war Rallot dennoch durch dieses Gespräch auf eine neue Spur gekommen.

„Steht Pichot wirklich mit dem Herzog Gaston in Verbindung," sagte er, „so ist es nicht unwahrscheinlich, daß dieser ihn in dem einsamen Mortoran verbirgt. Ich werde das Schloß genau beobachten lassen. Seien Sie aber vorsichtig, Herr Duisfelden, wenn Sie die Untersuchung des

geheimen Zimmers vornehmen. Sie kennen Pichot! Ich möchte dabei sein!"

„Das nehme ich gern an," antwortete der alte Herr. „Wir wollen einen Tag bestimmen, oder vielleicht wählen wir noch besser eine Nacht."

Man besprach dieses Unternehmen ausführlich. Dann ging Rallot. Der alte Herr aber theilte seinem Sohn jetzt ausführlich alle Briefe des verstorbenen Herzogs und des Grafen d'Elnay über diese Angelegenheit mit, die in der That geeignet war, ein junges, edles, vom reinsten Gerechtigkeitsgefühl erfülltes Herz mit Entrüstung und Schmerz zu erfüllen.

Darüber gingen Stunden hin. Als die Unterredung beendet war und der alte Duisfelden aufmerksam in das Antlitz seines Sohnes blickte, bemerkte er in demselben einen Zug tiefer Traurigkeit.

„Dieses Verbrechen geht Dir mehr zu Herzen, als ich wünschte, Otto," sagte er.

„Nein, Vater — das ist es nicht allein," antwortete Otto. „Es ist wahr, der Gedanke an diese Schlechtigkeit drückt mich nieder. Aber wenn ich aufrichtig sein soll zu Dir, wie immer, so muß ich gestehen, daß etwas Anderes mich noch viel trauriger macht."

„Und darf ich das wissen, Otto?"

„Ja, Vater," antwortete der Sohn. „Gertrud muß frei und in Sicherheit sein, wenn ich glücklich sein soll!"

„Du liebst Gertrud, Otto?"

„Das weiß ich nicht, Vater. Zuweilen glaube ich es. Aber das Eine weiß ich, daß Gertrud's Glück zum Glück meines Lebens gehört!"

„So wollen wir alle unsere Kraft auf ihre Befreiung richten, Otto. Es scheint mir unmöglich, daß man Porzi gestatten könnte, sie uns vorzuenthalten, wenn wir sie auf Grund der Papiere Neuber's zurückfordern."

„Und wenn man leugnet, Vater, daß sie Neuber's Tochter sei?" fragte Otto. „Denn Gertrud selbst weiß wahrscheinlich nichts von ihrem Ursprunge."

„So wird es uns dennoch gelingen, auch dieses Netz zu zerreißen!" rief der alte Herr mit leuchtenden Augen und drückte seinem Sohn die Hand. „Und niemals werde ich freudiger, muthiger und kräftiger an einem Werke gearbeitet haben, als an diesem, seit ich weiß, daß das Glück meines Sohnes von dem Gelingen desselben abhängt!"

XXV.

Die Flucht.

Gertrud saß in ihrem Kämmerlein. Von den zahlreichen und meist glänzenden Zimmern des Hotels im Faubourg St. Germain, dessen Besitzer nach Italien gereist und das dem Monsignore Porzi zur Verfügung gestellt war, hatte sie sich dieses einfache Kämmerchen, das vielleicht einer Dienerin zur Wohnung gedient, ausgesucht. Glänzend ausgestattete Räume, an die sie nicht gewöhnt war, widerstrebten der Stimmung, in der sie sich befand. Sie wollte ihren Geist durch nichts vom Nachdenken abziehen lassen.

Es war dies eine eigenthümliche Stimmung, die ihr Herz erfüllte. Wer lehrt den Vogel, seine Schwingen entfalten, sein Nest bauen, seine Jungen beschützen? Welche geheimnißvolle Macht zeigt jedem Geschöpfe den Weg, den es zu wandeln hat und von dem es sich nicht entfernen darf, wenn es sich nicht selbst fremd, untreu und gefährlich werden soll? Wer hatte jenes Streben in Gertrud's Herz gelegt, das, unterstützt von einem empfänglichen Geiste, dieses einfache junge Mädchen weit hinaushob über den Kreis ihrer Alters- und Standesgenossen? Weshalb war ihr Geist so fruchtbar, daß jedes Samenkorn, das der Zufall ihm zu-

trieb, darin emporschoß zur reichsten Blüthe und Frucht? Weshalb blieb ihr Herz so fremd jedem bösen Gedanken, jeder Abweichung von der Linie der Wahrheit und Tugend? Sie hatte keine gute Erziehung erhalten, nur wenig fördernden und sehr vielen gefährlichen Umgang gehabt. Weshalb blühte diese Blume so schön und rein trotz steinichten Bodens und verderblichen Gifthauchs?

Wer löst diese Räthsel? Niemand vielleicht und keine Zeit. Wir lernen — und das ist sehr viel! — die Dinge kennen, wie sie sind, nicht warum sie sind. Der Urgrund des Daseins dieser Welt und der unendlichen Mannichfaltigkeit der geschaffenen Wesen ist unserem Geschlechte ein Räthsel. Es giebt Menschen, welche glauben, daß jedem Wesen schon vor seiner Existenz sein Schicksal, sein Weg unabänderlich vorgezeichnet sei. Aber wir wissen doch andererseits, wie groß die Macht des Willens im Menschen ist und wie oft sie den Willen des Schicksals ändert. Aber warum ist dieser Wille in dem Einen so schwach, in dem Andern so stark? Warum leuchtet der göttliche Funke in dem Einen so hell, und verglimmt in dem Andern so bald unter den Nebeln der Schwäche und dem Schmutz der Begierden? Weshalb strebt der Eine, von dem Lichte in seinem Innern erleuchtet, so fest und unbeirrt einem hohen und edlen Ziele zu, Tausenden ein glänzendes Vorbild? Weshalb lenkt den Anderen das schwächste Hinderniß von der Bahn der Wahrheit, des Rechts und der Tugend? Und weshalb, wenn ein Fehltritt geschehen ist, lächelt der Eine darüber, während sich das Herz des Andern in Reue verzehrt? Giebt es eine innere Kraft, die nur einzelnen bevorzugten Menschen zu Theil geworden, oder ist sie in Allen vorhanden und wird nur nicht geweckt? Und warum wird sie nicht geweckt?

Vergebliche Fragen, denn Niemand giebt Antwort! Wir wissen nur, daß der innere Seelenfrieden, das Glück, das in der Uebereinstimmung mit sich selbst besteht, da ist,

wo die Thaten des Menschen im Einklang sind mit der inneren Stimme, die zu ihm spricht und die er hört, wenn er sie hören will — und wir wissen, daß Unglück und Verzweiflung dort sind, wo der Augenblick uns schwach findet, und die erste Schwäche uns weiter und weiter führt auf abschüssiger Bahn. Und wenn wir es nicht wissen, so glauben wir es. Das lächelnde Gesicht, das der Schlechte der Welt zeigt, täuscht uns nicht — wir kennen die Gefühle seiner Einsamkeit, den Grund seines Herzens nicht. Und ebenso wenig läßt uns die Thräne dessen verzweifeln, der unrecht leidet. Denn wir hoffen, daß sein Auge sich ruhig zum Schlafe schließt, und daß in seinem tiefsten Innern ein Trost ist, der ihn für Noth und Entbehrung entschädigt. Der wahre Himmel auf Erden ist nur bei denen, die das selige Gefühl kennen, im Einklang mit den Geboten derjenigen unergründlichen Macht zu handeln, die uns das Leben gegeben hat. Und diese Gebote kennt Jeder. Sie sind uns von Jugend auf von derselben Macht in's Herz gelegt, die den Vogel seine Schwingen entfalten, sein Nest bauen und seine Jungen schützen lehrt. Es mag hier und dort auf der Erde Völker geben, die das Rechte nie gekannt oder es vergessen haben. Aber ihre Zahl verschwindet gegen die große Mehrheit derjenigen, die das Rechte wissen oder fühlen. Verschieden sind die Stufen der geistigen Klarheit und Erkenntniß; aber fast überall gleich ist das Gefühl des Rechtes und der Sittlichkeit. Die Stimme ist da. Man muß sie nur hören wollen und die Kraft haben, ihr zu folgen. —

Gertrud hatte begonnen zu ahnen, daß irgend etwas in den Absichten der Toni ihrem innersten Wesen widerstrebte. Sie hatte nie von der Unschuld und Reinheit sprechen hören, die das höchste, das unschätzbare Gut eines Weibes bildet — aber sie besaß sie. Es lebte etwas in ihr,

was sich auflehnte gegen Gefahren, die sie zwar nicht kannte, aber deren Phantome sie schon mit unsäglicher Angst erfüllten. In der letzten Zeit hatte sie auch Manches gelesen, was ihr Nachdenken geweckt, und ihr Geist arbeitete mächtig, diese schwache Erkenntniß zu verstehen. Gewöhnt, zu denken, und durch nichts abgezogen von ihren Gedanken, unterstützt durch den Ernst ihres Wesens, näherte sie sich der Entdeckung, daß es Verhältnisse zu Männern geben könne, die sündlich seien, und daß die Toni vielleicht beabsichtige, ihr ein solches Verhältniß aufzudringen. Vollkommen Kind in Allem, was zum näheren Verständniß eines solchen Verhältnisses gehört, fühlte sie dennoch an dem kalten Schauer, der sie überrieselte, daß ein solches Verhältniß entscheidend sein müsse für das Leben, daß die Ruhe und das Glück der Zukunft davon abhingen. Die Ahnung, daß zu dem Bunde eines Mannes und eines Weibes das reinste und vollste Vertrauen, die unbedingte Hingebung gehöre, stieg in ihr auf, und mit dieser Ahnung zugleich die Ueberzeugung, das jeder andere Bund, dem jenes Vertrauen fehle, eine Sünde oder ein Unglück sei. Aber sie hatte auch nicht nöthig, mehr zu wissen. Sie gehörte zu denjenigen Naturen, die nicht anders handeln können, als im Einklang mit ihrer innersten Empfindung. Diese innerste Empfindung war da. Vergebens wäre es gewesen, sie zu etwas zwingen zu wollen, das dieser Empfindung widersprach, mochte es etwas Großes oder Kleines sein. So wenig die Toni sie hatte überreden können, daß sie Otto Duisfelden mißtrauen müsse, so wenig konnte die Toni sie dazu bewegen, Porzi zu vertrauen oder gar ihm zu folgen, obwohl Gertrud's Geist sich nur dunkle und bange Vorstellungen davon zu machen wußte, welche Gefahren ihr dann drohten. Die Stimme in ihrem Innern erhob sich warnend und sie suchte sie zu verstehen.

Aber das war nicht leicht, und Gertrud, kaum genesen von ihrer Wunde, fühlte sich krank bei den Anstrengungen

ihres Geistes. Träumend und in sich selbst versunken lauschte sie gleichsam ihren eigenen Gedanken. Deshalb störte sie der fremdartige Eindruck des Hauses, in welchem sie sich befand. Sie hätte in einer Einsamkeit sein mögen, in welcher nichts sie hinderte, den geheimnißvollen Eingebungen ihrer Seele nachzuhängen. Und so hatte sie jenes Kämmerchen gewählt, von dessen Fenstern aus sie einen großen Garten überblicken konnte, und dessen einfache Einrichtung sie an die Räume erinnerte, in welchen sie von Kindheit an mit der Toni gelebt hatte. Viel Schmerzliches mischte sich in ihre Gedanken. Sie hatte bisher in der Toni die Mutter geliebt und geehrt. Jetzt nun sagten nicht nur Andere, denen sie vertraute, wie Otto Duisfelden und Celina Bonargies, sondern auch ihr eigenes Herz, daß die Toni des Vertrauens und der Verehrung nicht würdig sei. Sie sah eine Trennung voraus. Auch davon, daß die Toni sie zu ihrem Vater habe führen wollen, war nicht mehr die Rede. Selbst der einfache Verstand Gertrud's errieth, daß dies nur ein Vorwand gewesen, um sie von Bonargies fortzulocken. Was ging also vor? Weshalb schloß die Toni, sonst so menschenscheu, sich an diesen Italiener an, dem alle diejenigen mißtrauten, zu denen sich Gertrud's Herz hingezogen fühlte und die zugleich die Welt besser oder ebenso gut kennen mußten, wie die Toni?

Toni und Gertrud hatten bis jetzt sehr eingezogen gelebt. Es lag natürlich nicht in der Absicht Porzi's, die Welt auf seine Schützlinge aufmerksam zu machen. Nur einige Male war er mit ihnen in einem verschlossenen Wagen ausgefahren, um ihnen einige von den Herrlichkeiten der Weltstadt zu zeigen, welche Toni bereits kannte und die auf Gertrud keinen Eindruck machten. Der Italiener hatte dabei mit Bewunderung von Paris gesprochen, aber doch stets hervorgehoben, wie viel schöner es in Italien sei. Er

hatte Gertrud wiederholt gefragt, ob sie nicht Rom, Neapel oder Florenz, Städte, die sie kannte, diesem Gewirr hoher Häuser vorziehe. Aber Gertrud hatte geantwortet, daß sie am liebsten auf den Bergen Deutschlands, in ihrer Heimath, wohnen möchte.

Im Uebrigen war Porzi auf der Reise und in Paris rücksichtsvoll und väterlich besorgt für Gertrud gewesen. Hätte das junge Mädchen nicht eine so tiefe Abneigung gegen ihn gefühlt, hätte sie nicht gewußt, daß dieser Mann Dinge treibe, die das Licht des Tages zu scheuen hatten, so würde sie keine Veranlassung zum Mißtrauen gegen ihn gefunden haben. Er drängte sich ihr nicht auf. Er kam stets nur, um auf kurze Zeit mit ihr zu plaudern, und nahm sie sogar gegen die Toni, die sie wegen ihres Mißmuths, ihrer trüben Stimmung, ihres scheuen Wesens tadelte, in Schutz. Er lächelte darüber, daß sich Gertrud die einfache Kammer zur Wohnung gewählt und sagte, man müsse ein solches Kind gewähren lassen. Er hatte für die Toni schwarze Anzüge von gutem Stoff und Schnitt anfertigen lassen, so daß es schien, als ob Beide Trauer trügen. Nur selten deutete er zurück auf seine Anwesenheit in Bonargies. Dann sprach er von Celina mit kalter Achtung und ließ durchblicken, sie sei gegen ihn eingenommen, sei undankbar, mißtraue ihm, weil er nicht ihren Launen geschmeichelt, lobte sie aber auf's Höchste, daß sie sich Gertrud's so hülfreich angenommen und suchte nebenbei zu erfahren, wie Celina sich über ihn geäußert. Da aber Gertrud schwieg, so beharrte er nie auf diesem Punkt, dem er kein großes Gewicht beizulegen schien.

Gertrud blickte aus dem Fenster. Es war gegen neun Uhr Abends, aber trotz der späten Stunde war das Abendroth noch nicht vom Himmel verschwunden, denn es war die Zeit der langen Tage. In den Gärten, hinter denen die Dächer sich in dunklen Massen erhoben, war es still und

friedlich. Aus weiter, weiter Ferne drang das Rollen der Wagen nur wie ein fernes Summen herüber. Ort und Zeit forderten zum Träumen, zur Sehnsucht und zur Melancholie auf. In der That fühlte Gertrud jene eigenthümliche Schwere auf ihrem Gemüthe, die Jeden zuweilen beschleicht, der gewöhnt ist, sich seinen Gedanken und Betrachtungen hinzugeben. Zum ersten Male dachte sie an ihre Zukunft. Welches Schicksal erwartete sie, wenn sie durch die Verhältnisse genöthigt wurde, sich von der Toni zu trennen? An wen sollte sie sich wenden? An Otto Duisfelden, der sie so herzlich darum gebeten? Nein. Der Gedanke hatte ihr nichts Unangenehmes. Im Gegentheil, so oft sie an Otto Duisfelden dachte, zog ein eigenthümliches Gefühl durch ihr Herz, das eher freudig und hoffnungsreich, als ängstlich war. Aber es mischte sich doch mit diesem Gefühl eine bange Scheu, die sie abhielt, ihre Gedanken an die Zukunft mit seiner Hülfe in Verbindung zu setzen. Es war ihr eine tiefselige Empfindung, zu denken, daß sich Otto Duisfelden im Geist mit ihr beschäftige, Antheil an ihr nehme und jeden Augenblick bereit sei, ihr seine Theilnahme zu beweisen. Aber ihn um seine Hülfe bitten, das konnte sie nicht. Der Gedanke, daß sie ihn wiedersehen könne, strömte eine süße Wärme durch ihr Herz und ließ es schneller klopfen; aber sie sagte sich dennoch, daß sie selbst keinen Schritt thun werde, um dieses Wiedersehen absichtlich herbeizuführen. Wohl aber dachte sie an Celina, als an eine Retterin. Sie hatte einen Brief an dieselbe begonnen, in welchem sie fragte, ob sie der jungen Gräfin als Dienerin willkommen sein werde, wenn sie gezwungen würde, die Toni zu verlassen, und sie hatte diesen Brief vor Porzi und der Toni verborgen, als fühle sie, daß Beide einem solchen Plane entgegen sein würden. Aber selbst in diese Hoffnung mischten sich Zweifel. Die Toni hatte einige Worte von vornehmen Damen gesprochen, die sich der Armen nur so lange

annähmen, als es ihnen gefalle, und auch Porzi hatte ja auf die Launen der Gräfin hingedeutet. Konnten diese Andeutungen auch die Liebe und Ehrfurcht nicht erschüttern, die Gertrud für Celina fühlte, so erweckten sie doch Bedenken, ob es der Gräfin angenehm sein werde, wenn eine Fremde sie um Hülfe bitte. Das arme, unerfahrene Kind hielt es für etwas Großes, daß ihr Celina gestatten solle, ihr zu dienen. Und sie empfand jene Scheu, die in jedem edlen Herzen wohnt: anders, als im Falle der höchsten Noth das Mitleid Anderer in Anspruch zu nehmen. Aber für diesen Fall der höchsten Noth schwebte ihr freilich nur Celina vor. Ja, wenn sie gewußt hätte, wo der gute Neuber wohnte, den sie unter dem Namen Roth kannte. Zu ihm fühlte sie kindliches Vertrauen, von seiner warmen Hingebung war sie überzeugt. Aber wo weilte er? Wohl erinnerte sie sich, daß er damals einigen von der Gesellschaft einen Ort in Deutschland genannt — die Heimath jenes wirklichen Malers Roth — nach welchem er sich begeben wolle. Aber sie erinnerte sich auch, daß er hinzugefügt, er werde dort nicht lange bleiben. So war ihr auch dieser Weg zur Hülfe abgeschnitten.

Es war dunkler geworden, der letzte Schimmer des Abendroths verglommen. Gertrud hörte ein Rauschen und sah die Toni neben sich.

„Hier sitzest Du wieder, Kind, und träumst!" sagte die Toni so sanft, wie sie selten sprach. „Was hast Du denn? Seit einigen Wochen bist Du ganz verwandelt! Wo ist Deine Heiterkeit? Ein so junges Mädchen, wie Du, sollte nichts als singen und lachen! Wir haben noch niemals Grund gehabt, so heiter zu sein, wie jetzt, und gerade jetzt bist Du unbegreiflich mit Deinem kläglichen Aussehen und Deinen traurigen Augen! Was soll der gute Herr denken, der uns so gnädig seinen Schutz und seine uneigennützige Hülfe gewährt?"

„Warum meinst Du, daß wir jetzt gerade heiter sein müßten?" fragte Gertrud.

„Nun, weil wir Jemand gefunden haben, der es aufrichtig mit uns meint, und der reich und mächtig genug ist, uns seinen Schutz angedeihen zu lassen und für unsere Zukunft zu sorgen," antwortete die Toni. „Mir ist nie so wohl zu Muthe gewesen, wie jetzt. Und deshalb ärgert es mich fast, daß Du thust, als sei uns ein Unglück geschehen."

„Nun, werden wir denn stets bei Monsignore bleiben? Wird er immer für uns sorgen?" fragte Gertrud.

„Es scheint, als habe der gute und fromme Herr diese edle Absicht," antwortete die Toni. „Er will uns mit sich nach Italien nehmen. Du weißt, daß diese Herren sich nicht verheirathen dürfen, aber er sagt, er finde es traurig, so allein zu sein, er habe sich an uns gewöhnt und möchte uns gleichsam als seine Familie betrachten. Er will für Deine Ausbildung sorgen, und verlangt nichts dafür, als daß Du ihn ein wenig lieb haben sollst — wie einen Vater!"

„Und mein Vater? Du sagtest doch in dem Schlosse —" fragte Gertrud mit stockender Stimme.

„Ja, aber die Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen," antwortete die Toni. „Ich sprach mit Monsignore über Dich und Deine Herkunft, und er meinte, er kenne vielleicht Deinen Vater. Aber seine Nachforschungen sind vergeblich geblieben, und ich zweifle jetzt nicht mehr daran, daß Dein Vater todt ist, wie Deine Mutter!"

Gertrud seufzte und fragte nach einer kurzen Pause:

„So werden wir nie nach unserer Heimath zurückkehren?"

„Heimath? Was nennst Du Heimath?" fragte die Toni lebhaft. „Wo es gut ist, ist unsere Heimath. Ich möchte auch am liebsten auf dem Wiesenhofe wohnen; aber ich habe keine Lust, dort zu verhungern und den Angriffen

böser Menschen ausgesetzt zu sein. Nein — dorthin kehre ich nicht zurück! Ist es also nicht wie eine Fügung des Himmels, daß der gute Herr sich unserer angenommen hat? Ich fürchte, die Comtesse Celina hat Dir nicht die Wahrheit über ihn gesagt. Sie kann ihn nicht leiden, weil er sich nicht ihren Launen fügen wollte. Sie ist eine sehr feine und auch gute Dame — aber ich möchte nicht von ihren Launen abhängig sein."

„Und weshalb, wenn wir einmal von fremder Hülfe leben wollen, nehmen wir nicht die Hülfe des Herrn Duisfelden an, die er uns doch angeboten hat?" fragte Gertrud. „Er scheint reich zu sein und es gut mit uns zu meinen."

„Schweig' davon!" rief die Toni heftig. „Das verstehst Du nicht! Ich will nichts von ihm wissen!"

Dann, wieder zu ihrer Sanftmuth zurückkehrend, sagte sie fast schmeichelnd:

„Ich thue es um Deinetwillen, Gertrud, wenn ich die Anerbietungen Duisfelden's zurückweise! Was würde die Welt dazu sagen, wenn ein junger Mann Dich beschützte? Herr Duisfelden mag uneigennützig sein, es ist möglich. Aber ich glaube es nicht recht. Er will eine Art von Anrecht auf Dich erlangen, und wenn er seinen Zweck erreicht hat, so wird er froh sein, uns los zu werden!"

„Welchen Zweck, Mutter?" fragte Gertrud unbefangen.

„Ach — Du bist ein dummes Närrchen, darüber läßt sich nicht mit Dir sprechen!" rief die Toni. „Welchen Zweck? Nun, Dir süße Worte zu sagen, Dich zu beschwatzen und dann seiner Wege zu gehen! Und das will ich nicht. Ich will Dich überhaupt nicht mit ihm zusammenbringen. Du bist verliebt in ihn, und das würde zu schönen Dingen führen! Ein junger Herr merkt das bald und lacht sich in's Fäustchen, wenn er so einem Schäfchen den Kopf verdrehen kann!"

Gertrud war ruhig geblieben. Sie verstand zu wenig, was die Toni meine, um verwirrt zu werden; sie verstand es am wenigsten, wenn von Otto Duisfelden die Rede war, den sie keiner bösen That für fähig hielt.

„Monsignore dagegen ist ein älterer Herr, ein Geistlicher, der uns unter seinen Schutz nehmen kann, ohne daß die Leute darüber reden," fuhr die Toni fort. „Dein Ruf kann nie darunter leiden, wenn man hört, daß er sich Deiner angenommen."

„So würde also mein Ruf darunter leiden, wenn ein junger Mann, zum Beispiel Herr Duisfelden, sich meiner angenommen?" fragte Gertrud. „Man würde sagen, ich sei ein schlechtes Mädchen?"

„Nun ja, Du Närrchen, Du bist die heilige Einfalt selber!" lachte die Toni. „Gewiß, denn die Leute würden denken, Du wärest Duisfelden's Schätzchen, und da er Dich doch nicht heirathen kann, so würde man Dich für leichtsinnig halten. Du wirst später schon noch genauer erfahren, wie das gemeint ist. Monsignore wird Dir das schon auseinandersetzen, er versteht es besser, als ich. Er ist ein geistlicher Herr, ein Seelsorger, deshalb kann er mit Dir darüber sprechen. Ein junges Mädchen, wie Du, kann zu einem solchen Herrn in allen Dingen Vertrauen haben, kann sich seinem Rath und seinen Vorschlägen in Allem fügen. Und Du kannst sicher sein, daß er Dich nie verlassen, daß er stets für Dich sorgen wird. Glaube meinen Rathschlägen: ein junges Mädchen in Deiner Lage thut stets besser, sich zu älteren Herren zu halten, als zu jungen! Ich denke also, wir reisen mit dem guten Herrn nach Italien. Er wird Dich für eine Waise ausgeben, was Du ja auch bist, deren er sich angenommen, und mich für Deine Tante. Wenn Jemand Dich fragen sollte — aber das wird so leicht nicht geschehen! — wo Monsignore mit uns bekannt geworden, so sage nur, Monsignore sei lange mit Deinen

Eltern befreundet gewesen, Du seiest sogar eine Verwandte von ihm, und er habe Deinen Eltern versprochen, für Dich zu sorgen."

„Aber, Mutter," sagte Gertrud erstaunt, „es ist doch seltsam, daß der geistliche Herr mich auffordern läßt, eine Unwahrheit zu sagen!"

„Eine Unwahrheit! Thorheit!" rief die Toni verdrießlich. „Fremde Leute brauchen nicht Alles zu wissen. Wenn sie hören, daß wir erst so kurze Zeit mit Monsignore bekannt sind, könnte man Wunder was Schlimmes denken. Die geistlichen Herren werden so viel verleumdet, und es mag freilich Manche unter ihnen geben, bei denen ein junges Mädchen nicht sicher wäre."

„Also es würde vielleicht doch Leute geben, die es auffällig fänden, daß ein fremder Herr sich meiner angenommen?" fragte Gertrud.

„Laß die Leute denken, was sie wollen!" rief die Toni heftig. „Mit Dir und Deinen albernen Fragen ist nicht auszukommen! Du wirst thun, was ich Dich heiße! Monsignore meint es gut mit Dir! Ich bin eine Närrin, so viel mit Dir darüber zu sprechen. Wir reisen in den nächsten Tagen nach Italien — es ist abgemacht!"

Sie stand von ihrem Platze neben Gertrud auf, ging in das andere Zimmer und zündete Licht an.

Gertrud's Herz klopfte. Die größte Schlauheit bewirkt zuweilen das Gegentheil ihrer Absicht. Toni hatt ein neues Licht in dem Geiste Gertrud's entzündet, in dem die Erkenntniß bereits dämmerte. Es war also möglich, daß es auch zwischen Männern, wie Porzi, und jungen Mädchen Verhältnisse geben konnte, die schlecht waren und über welche die Welt sprach. Sollte ihr Verhältniß zu Porzi ein solches werden? War Porzi einer von den Guten, oder einer von denen, bei welchen ein junges Mädchen — wie Toni gesagt — nicht sicher war. Mochte Toni das erstere glauben —

Gertrud glaubte das letztere. Sie mißtraute ihm — sie hatte die Ueberzeugung, Porzi meine es **nicht** gut mit ihr. Hielt er sie deshalb so einsam? Sollte Niemand wissen, wer Gertrud und Toni seien und daß sie sich überhaupt bei ihm befänden? Scheute er die Meinung der Welt? Noch war es nicht klar in ihr. Aber die Dämmerung ihrer Erkenntniß wurde von schmerzhaften Blitzen zerrissen. Wenn es ein schlechtes Verhältniß zwischen ihr und einem Manne wie Porzi geben konnte, so beabsichtigte Porzi ein solches — das stand bei ihr fest! Und die Toni — entweder war sie getäuscht, oder sie handelte — furchtbarer Gedanke! — im Einverständniß mit ihm! —

Sie stand auf und hielt sich mit beiden Händen ihr klopfendes Herz. In diesem Augenblick stand der Entschluß fest bei ihr, daß sie fortgehen müsse, gleichviel wohin. Ein Gefühl des Elends, der Einsamkeit und Verlassenheit überkam sie, wie noch nie. Der Wendepunkt in ihrem Leben war gekommen. Entweder **gegen** ihr Herz handeln — oder hinauswandern in die fremde, unbekannte Welt.

In diesem Augenblick hörte sie, wie ein Diener mit der Toni sprach. Da das Gehör der Toni etwas schwach geworden und ihr die französische Sprache nicht mehr vollkommen geläufig war, obwohl sie dieselbe im Allgemeinen genügend verstand und sprach, so waren alle diejenigen, die ihr etwas zu sagen hatten, genöthigt, sehr laut und langsam zu ihr zu sprechen. Gertrud verstand also bei der tiefen Stille, die im Hause und in der Umgebung herrschte, deutlich, wie der Diener die Toni aufforderte, in das blaue Zimmer zu Monsignore zu kommen, aber Mademoiselle nicht mitzubringen, da Monsignore mit der Toni allein zu sprechen habe. Ein Zeichen der Toni bedeutete den Diener, leiser zu sprechen, da „Mademoiselle" — dies war Gertrud — in der Nähe sei.

„Ich habe die Lampe angezündet. Bleib hier, mein

Kind!" rief Toni Gertrud durch die offenen Thüren der beiden Zimmer, die sie von einander trennten, zu. „Ich bin in zehn Minuten wieder bei Dir!"

Ein Gedanke durchfuhr Gertrud. Wie, wenn sie lauschen, wenn sie hören könne, was der Italiener und Toni allein mit einander sprachen? Sie verabscheute das Horchen der Neugierde. Aber war es Neugierde, was sie antrieb, dieses Gespräch zu hören? Nein! Sie wußte, daß im Geheimen über ihr Schicksal berathen wurde von zwei Personen, denen sie kein Vertrauen mehr schenken konnte, die nicht aufrichtig gegen sie handelten. War es ein Verbrechen, die Wahrheit zu erfahren? Es handelte sich um ihre Zukunft. Wer sollte sie retten, wenn sie sich nicht allein rettete? Einmal wenigstens wollte sie die wahren Gedanken des Italieners und der Toni kennen lernen. War ihr Verdacht unbegründet, hörte sie nichts, was ihren Argwohn bestärkte, so wollte sie die Sünde des Lauschens durch unbedingtes Vertrauen in die Rathschläge Porzi's und Toni's wieder gut machen. Hörte sie etwas, das ihren Verdacht rechtfertigte, so sollte nichts sie zurückhalten. In ihrem unschuldigen Herzen bat sie Gott um Verzeihung, als sie ihr Kämmerchen verließ. Noch zögerte sie. Der Widerstand gegen fremde Gewalt, der Kampf mit der bösen Welt war diesem jungen Gemüthe noch fremd, widerwärtig und peinlich. Aber sie ging dennoch, wenn auch langsam.

Sie kannte das blaue Zimmer. Es lag zwischen dem Flügel, den Porzi bewohnte, und den Zimmern der Toni, in einem Verbindungsflügel. Als sie jedoch der Toni folgen wollte, hatte diese die Thür hinter sich verschlossen — ein Beweis, daß sie Gertrud verhindern wolle, ihr zu folgen. Aber Gertrud war klug, wenn auch nicht listig oder schlau. Sie wußte, daß man aus einem anstoßenden Zimmer auf einen Korridor gelangte, der früher nach dem blauen Zimmer geführt haben mußte, jetzt jedoch nicht mehr benutzt

wurde. Schon einmal hatte sie, als sie zufällig aus Versehen diesen Korridor entlang ging, die Stimmen Porzi's und der Toni in dem blauen Zimmer gehört, war aber damals sogleich zurückgekehrt. Diesen Korridor suchte sie auf. Er war dunkel, aber sie wußte, daß er gerade auf das blaue Zimmer zuführte und ging ihn mit pochendem Herzen leise hinauf.

Bald hörte Gertrud den unbestimmten Klang von Worten, dann unterschied sie die Worte selbst. Der Korridor mußte hier nur durch eine Tapetenthür von dem blauen Zimmer getrennt sein, und da Porzi aus den erwähnten Gründen genöthigt war, ziemlich laut zur Toni zu sprechen, so verstand Gertrud jedes Wort. Ueberdies standen oder saßen die Beiden in der Nähe der Thür.

„Liebe Frau," sagte Porzi, „Alles, was Sie mir über das Mädchen sagen, gefällt mir und macht mich nur begieriger, meinen Entschluß durchzuführen. Sie kennt die Welt nicht — um so besser! Sie ist schlecht, und soll sie durch mich von ihrer angenehmsten Seite kennen lernen. Sie hatte keine Eltern. Die Mutter ist todt — das wissen Sie bestimmt? Wer war sie?"

„Monsignore — das thut nichts zur Sache," antwortete die Toni. „Die Mutter ist todt und von dem Vater weiß ich nichts. Ich habe den Namen wohl von der Mutter gehört, aber wieder vergessen. Genug, der Großvater hat mir gesagt, ich könne mit dem Kinde machen, was ich wolle!"

„Ja — aber unangenehm ist es doch!" sagte Porzi. „Sie halten es für möglich, daß der Großvater lebt. Der Zufall spielt zuweilen seltsam — man könnte zur Rede gestellt werden. Indessen — ich gebe zu, daß dies unwahrscheinlich ist. Vielleicht nennen Sie mir später noch den Namen des Großvaters. Der eigentliche Vater, sagen Sie, weiß nichts von diesem Kinde?"

„Vermuthlich nicht, da er während der Geburt Gertrud's von ihr getrennt war und, wie ich glaube, das Gerücht ausgesprengt wurde, das Kind sei gestorben," antwortete die Toni. „Gertrud weiß nichts, als daß ihre Eltern todt sind!"

„Nun gut, so lassen wir es dabei!" sagte Porzi. „Ich bin entschlossen, schon morgen abzureisen, und deshalb mußte ich heut noch einmal mit Ihnen ein letztes und entscheidendes Wort sprechen. Sind Sie bereit, mir mit Gertrud zu folgen, entweder nach Rom oder Neapel? Und sind Sie Willens, sich dort auf ein Jahr von Gertrud zu trennen — oder länger, je nachdem ich es für gut befinden werde? Wir werden einen Vorwand dafür ersinnen. Sie können sagen, daß Sie zu einer reichen Verwandten nach Deutschland zurückgerufen wären, und wenn Sie zurückkommen, daß diese gestorben sei. Das wird auch am besten den Besitz der Summe erklären, die ich Ihnen zahlen will. Ueberlegen Sie sich noch einmal genau, ob Sie Ihr Wort halten wollen. Wenn wir einmal in Italien sind, dulde ich keinen Widerspruch mehr!"

„Ich weiß, daß Monsignore ein Mann ist, der nicht mit sich scherzen läßt," sagte die Toni. „Nur ein Gedanke wäre mir entsetzlich. Hat Gertrud nichts für ihr Leben zu fürchten, wenn Monsignore — sich von ihr trennen will?"

„Weib!" rief der Italiener. „Welcher Gedanke! Zu solchen Mitteln greift ein besonnener Mann nur im Falle der äußersten Noth. Und wie sollte diese eintreten? Ich rufe Sie zurück, sobald ich Ihrer bedarf. Dann wird sich Gertrud in ihre Lage gefunden haben und ruhig zurückreisen. Das Mädchen hat einen eigenthümlichen Charakter. Aber ich habe Geduld und Zähigkeit; damit überwindet man Alles. Es ist ja auch möglich, daß ich es für gut halte, mich nie von Gertrud zu trennen. Man ist in Rom und Neapel noch nachsichtiger, als hier, und gestattet derartige

Verhältnisse ganz offen. In diesem Falle überlasse ich es Ihnen, ob Sie in Deutschland oder bei Gertrud leben wollen. Doch — bis dahin ist noch lange Zeit! Die Hauptsache ist, daß wir morgen abreisen. Ich habe bemerkt, daß wir in diesem Hotel bewacht werden. Die Comtesse Bonargies, oder der Herr Duisfelden, von dem Sie mir öfters gesprochen haben, muß sich lebhaft für das Mädchen interessiren, und man wird vielleicht versuchen, sie von mir zu trennen. Auf jeden Fall muß ein Skandal vermieden werden. Man darf nicht wissen, daß ein so schönes, junges Mädchen hier wohnt. Apropos! Ich liebe es, in allen Dingen klar zu sehen. Jener Duisfelden ist jung und reich und scheint gleiche Absichten zu haben. Weshalb ziehen Sie mich vor?"

„Weil ich ihn hasse, ihn, weil er der Sohn seines Vaters ist!" antwortete Toni lebhaft. „Nein, er hat nicht gleiche Absichten mit Ihnen. Er meint es gut mit Gertrud, er wäre vielleicht im Stande, sie zu heirathen. Ja, Gertrud's Liebe — und ich glaube, sie liebt ihn auf ihre kindische Art! — würde Duisfelden glücklich machen. Und das will ich nicht! Deshalb, Monsignore, und nur deshalb, bin ich auf Ihre Pläne eingegangen. Ich will, daß Gertrud so weit von diesem Duisfelden und so gut vor ihm verborgen sei, als möglich!"

„Ihr Frauen seid wunderliche Geschöpfe!" sagte Porzi. „Was hat es für eine Bewandniß mit diesem Haß?"

„Eine ganz einfache, Monsignore," antwortete die Toni. „Sie glauben, nur in Italien könnten die Frauen hassen; das ist nicht wahr. Auch ich kann es! In meinen Adern fließt Zigeunerblut — wie es hineingekommen, weiß ich nicht. Ich liebte den Vater jenes Duisfelden, ich liebte ihn so närrisch und kindisch, daß ich mich noch jetzt züchtigen könnte, wenn ich daran denke! Und er hatte keine Augen für mich — er verstand mich, aber er wollte mich nicht ver=

stehen. Zuerst weinte ich darüber, dann haßte ich ihn, denn er war Schuld, daß ich mich später aus Wuth und Rache Anderen in die Arme warf, daß ich schlecht wurde. So hängt das zusammen!"

„Das war in der Zeit, in der Sie auch jenen Mann kannten, von dem Sie mir in Bonargies erzählten?" sagte Porzi. „Wie hieß er doch?"

„Es ist besser, wir sprechen nicht davon!" sagte Toni. „Gut, reisen wir morgen, so komme ich aus der Nähe dieses Menschen!"

„Es muß da ein Geheimniß sein, das ich gern durchdringen möchte," sagte Porzi. „Es ist gut für uns, wenn wir Geheimnisse kennen. Indessen ich will nicht in Sie dringen — Sie werden es mir gelegentlich erzählen!"

„Vielleicht, wenn er todt ist," sagte die Toni. „Vielleicht auch nicht. Davon steht nichts in unserem Kontrakte!"

„Sie haben Recht; Alles außer Gertrud ist mir gleichgültig," sagte Porzi. „Also bereiten Sie sich und Gertrud zur Reise vor. Es wird Ihnen an nichts fehlen. Wir werden herrlich leben. In Italien habe ich keine Rücksichten mehr zu nehmen!"

„Aber — Monsignore — seien Sie vorsichtig!" sagte die Toni. „Sie ist nicht von gewöhnlichem Schlage. Gott weiß es — wenn ich nicht voraussähe, daß ihr Schicksal doch früher oder später dasselbe sein würde — wenn mich nicht etwas dazu triebe — ein Teufel, der in mir sitzt und den ich nicht bekämpfen kann — und wenn ich sie nicht jenem Duisfelden entziehen wollte — weiß Gott! — ich thäte es nicht!"

„Welche hausbackenen Begriffe Ihr noch in Deutschland habt!" rief Porzi. „In Italien würde es sich jede Mutter zur Ehre schätzen, wenn ich ihr Kind unter meine Protektion nehmen wollte. Also — Alles in Ordnung!"

„Alles! Und Gertrud wird folgen!" sagte die Toni. „Es ist auch hohe Zeit. Seit einiger Zeit fängt sie an, wunderliche Fragen zu thun — in vierzehn Tagen kündigt sie mir vielleicht den Gehorsam auf. Es ist also gut, wenn wir fortgehen!"

„Gute Nacht denn!" sagte Porzi. „Ich gehe heut in Gesellschaft und komme deshalb nicht mehr zu Ihnen. Grüßen Sie Gertrud! Es ist in der That ein allerliebstes Kind, und ich hoffe, ihr Glück zu machen!" —

Was hatte Gertrud von alle dem verstanden? Nichts, als daß sie von der Toni betrogen werden und zu dem Italiener in ein Verhältniß treten solle, das vor der Welt verborgen gehalten werden müsse — und außerdem, daß die Toni ihr auch in Bezug auf Otto Duisfelden nicht die Wahrheit gesagt. Sie durfte Duisfelden trauen — er meinte es gut mit ihr, ganz wie ihr Herz es ihr eingegeben, die Toni selbst hatte es ausgesprochen. Und dasselbe Herz rief jetzt: Fort, fort von diesem Verrath, von diesen drohenden Gefahren, von diesem Menschen, der vom Morde als einem letzten, verzweifelten Mittel gesprochen! Porzi war schlecht, die Toni war schlecht! Sie mußte fliehen, noch in dieser Nacht. Es gab keine andere Rettung für sie!

Sie flog zurück nach ihrem Kämmerchen, um in der Dunkelheit die entsetzliche Aufregung zu verbergen, die sie ergriffen. Kaum war sie dort eingetreten, als die Toni nach ihr rief und ihr zürnte, daß sie noch im Dunkeln sitze.

„Närrin!" rief sie ihr schon aus der Ferne zu. „Wir haben nicht mehr nöthig, das Licht zu sparen. Monsignore hat mir soeben gesagt, daß er stets für Dich sorgen wird. Dein Glück ist gemacht. Wir reisen morgen nach Italien."

„Ja, ja, Mutter!" sagte Gertrud, mit der Hand ihr Gesicht vor dem Licht der Lampe verbergend, mit der die Toni in das Zimmer leuchtete — und das Wort „Mutter!"

ward ihr sehr schwer. „Aber mir thut der Kopf weh — ich weiß nicht, was es ist. Laß mich noch ein wenig im Dunkeln allein. Ich komme bald!"

„Meinetwegen, Du Thörin!" sagte die Toni.

Und Gertrud hörte, wie sie klingelte und einer alten Dienerin befahl, ihr Wein zu bringen. Denn Toni fand sich leicht in ihre neuen Verhältnisse und benutzte die Annehmlichkeiten derselben. Seit sie in Paris war, trank sie oft und gern starken Wein und pflegte halb im Rausch zu Bett zu gehen.

Wie arbeitete es unterdessen in Gertrud's Kopf und Herzen! Also fort! Aber wohin? An wen sollte sie sich in Paris wenden? Sie überlegte. Von Celina hatte sie gehört, daß ihr Vater in Paris, im Faubourg St. Germain ein Haus besitze. Sollte sie sich dorthin begeben, von dort aus an Celina schreiben? Durfte sie das? Würde man sie dort aufnehmen? War sie dort vor Porzi und der Toni sicher? Sie wußte auch, daß Otto Duisfelden nach Paris hatte reisen wollen. War er hier? Und wo wohnte er? Aber ach! — an ihn konnte sie sich ja nicht wenden! Ihr Herz duldete es nicht, so sehr es sie auch zu ihm hinzog. Nein, es blieb ihr nichts Anderes, als das Hotel Bonargies aufzusuchen. Dort hoffte sie irgend eine Dienerin zu finden, der sie sich anvertrauen könne und die sie verbergen und beschützen werde, bis Celina auf ihren Brief geantwortet.

Aber wie sollte sie das Hotel verlassen? War das so leicht, war es überhaupt möglich?

Angst und Noth machen erfinderisch, wenn sie auch auf Augenblicke den Verstand trüben und das Blut erhitzen. Mit der Hast der Verzweiflung überlegte Gertrud, was sie zu thun habe. Von der Toni hatte sie nichts zu fürchten. Binnen kurzer Zeit schlief diese wahrscheinlich so fest, daß sie ein leichtes Geräusch nicht hörte. Der Italiener war

nicht im Hause, da er, wie er angedeutet, in eine Gesellschaft gehen wollte. Aber die Diener und die Dienerinnen? Die Ersteren befanden sich in dem Flügel, den Porzi bewohnte; die Letzteren hatten ihre Wohnung im Erdgeschoß. Es war anzunehmen, daß alle diese sie nicht bemerken würden. Aber der Portier, der für Jeden, wie Gertrud von einem Fenster aus bemerkt hatte, die Schnur zog, welche das kleine Pförtchen neben dem großen Thorwege öffnete? Wie sollte sie an diesem vorüber kommen? Da fiel ihr etwas ein. Es kam zuweilen ein junges Mädchen in das Haus, das der Schaffnerin zur Hand ging, und Abends wieder zu seinen Eltern zurückkehrte. Gertrud hatte davon sprechen hören; sie kannte auch den Namen des Mädchens: Louise. Das Mädchen war ungefähr von gleicher Gestalt mit ihr und trug für gewöhnlich dunkle Kleidung. Wenn der Portier sie für dieses Mädchen hielt — dann ließ sich hoffen, daß sie die Straße erreichen werde. Ja, auf diese Weise mußte sie es wagen.

Zitternd zündete sich Gertrud Licht an. Die Toni rief aus ihrem Zimmer:

„Ich gehe zu Bett, Gertrud! Bleibe nicht zu lange auf! Ich lasse die Lampe brennen!" —

Gertrud bereitete sich vor zur Flucht.

Aber wie oft ließ sie die Hände sinken, die damit beschäftigt waren, ihren früheren Anzug hervorzusuchen! Wie oft schien es ihr so ganz unmöglich, daß sie fliehen könne! Wie oft war sie verzweiflungsvoll im Begriff, sich in ihr Schicksal zu ergeben, oder wenigstens zur Toni zu eilen und diese zu beschwören, mit ihr zu fliehen. Immer wieder aber raffte sie sich auf. Sie kleidete sich in eines ihrer früheren einfachen, dunklen Kleider, nahm einige Kleinigkeiten, die ihr von früher her gehörten, oder die ihr Celina geschenkt. Dann schrieb sie folgende Zeilen auf ein Blatt Papier:

„Liebe Mutter! Ich nenne Dich noch so, obgleich Du es nicht so gut mit mir meinst, wie eine Mutter sollte! Ich gehe fort von hier, da ich weiß, daß Du mich der Gewalt eines Mannes übergeben willst, dem ich nicht vertrauen kann. Zürne mir nicht! Ich werde Dir immer dankbar sein für das Gute, das Du mir erwiesen, und ich hoffe, wieder mit Dir vereint zu werden, wenn Du Deine bösen Pläne aufgegeben. Hoffentlich wirst Du von der Comtesse Bonargies erfahren, wo ich bin. Zu Monsignore Porzi kehre ich nie zurück. Gewiß werden wir uns wiedersehen, wenn es Dein Wunsch ist. Ich kann nichts Unrechtes thun. Gott wird mir verzeihen, wenn ich unrecht thue, Dich zu verlassen, da ich einem größeren Unglück entgehen will. Ich werde Dich immer lieb und werth halten!

Gertrud."

Um auf die äußeren Korridore zu gelangen, mußte sie durch das Schlafzimmer der Toni gehen. Sie nahm das kleine Bündel, das ihr geringes Eigenthum einschloß, löschte das Licht aus und ging nach dem Zimmer der Toni. Diese schlief fest. Gertrud schraubte die Lampe nieder, warf noch einen Blick auf die Frau, die seit sechszehn Jahren ihre Mutter, das einzige Wesen auf der Welt gewesen, dem sie vertraut hatte, schob den Riegel der Thür zurück, öffnete sie und ging hinaus.

Dunkelheit umfing sie, und doch war es ihr, als leuchtete Alles vor ihren Augen. In ihrer Aufregung sah sie die schlafende Toni, den süß lächelnden Italiener deutlich vor sich. Mit der Sicherheit einer Schlafwandelnden stieg sie nieder in das Erdgeschoß. Dort hörte sie Stimmen. Das Blut erstarrte ihr; sie stand still.

Es waren die beiden Dienerinnen, die mit einander plauderten, und deren Gespräch sie deutlich verstehen konnte,

da die Beiden nur durch eine einfache Thür von ihr getrennt waren. Diese Dienerinnen gehörten zu dem Personal des Herrn, der nach Italien gereist war und Porzi sein Hotel zur Verfügung gestellt hatte.

„Morgen wird er reisen," sagte die Eine. „Er hat zu Pierre davon gesprochen."

„Mir ist es gleichgültig," sagte die Andere. „Wir haben nicht viel Mühe von ihm."

„Aber ich bin zufrieden," versetzte die Erste. „Ich kann ihn nicht leiden. Er ist ein richtiger Pfaff, ein Schleicher! Die beiden fremden Frauenzimmer werden mit ihm reisen. Gott weiß, wie er zu denen gekommen. Die Sache scheint mir nicht richtig. Die Alte sieht aus wie eine Hexe, und trinkt wie ein Grenadier. Das junge Mädchen ist ein stilles Kind, arm erzogen — das sieht man bald, denn sie thut Alles allein. Wenn nur die Alte das Mädchen nicht an den Pfaffen verkauft — es könnte mir leid thun! Gott — wenn man bedenkt, so ein armes, junges Blut! Es ist doch ein schlimmes Ding, wenn ein Frauenzimmer so allein in der Welt dasteht! Nun, wer kann's ändern? Ich möchte dem Pfaffen nicht in den Weg kommen. Er hat böse Augen!"

Das Gespräch ging auf einen anderen Gegenstand über. Für Gertrud war es eine Fortsetzung und Bestätigung dessen gewesen, was sie vorhin erlauscht — ein neuer Stachel, sie fortzutreiben, eine neue Warnung vor einer großen Gefahr. Sie öffnete die schwere Hausthür und trat auf den Hof. Im Fenster des Portier-Hauses schimmerte noch Licht. Gertrud näherte sich dem entscheidenden Augenblick. Ihre Kräfte wollten sie verlassen.

Da war es ihr, als ob sie im Hause Jemand die Treppe herabkommen höre. Wenn es ein Diener war, der nach dem Hofe kam und sie bemerkte, mit ihrem Bündel in der Hand? Sie mußte vorwärts. An das Portier-Häuschen

tretend, sah sie durch das Fenster, daß der Portier in seinem Stuhle schlief. Sie klopfte leise an und trat dann zur Seite.

„Wer ist da?" rief der Portier.

„Louise!" antwortete Gertrud.

„Ah!" sagte der Portier schlaftrunken und zog die Schnur.

Das Pförtchen öffnete sich. Gertrud eilte hinaus; hinter ihr fiel die Pforte zu. Sie stand auf der Straße.

Wenn schon ein Mann nur mit einem gewissen Bangen allein die Straßen einer großen Stadt in der Nacht betritt, wenn schon ein Mädchen nur zitternd in der Nacht durch diese Straßen schreitet, falls einmal der Zufall sie zu einem solchen einsamen Wege zwingt — wie muß dann erst das Herz eines jungen Mädchens schlagen, für welches diese Straße nicht nur der Theil einer Stadt, sondern zugleich die fremde, unbekannte, leere Welt, die dunkle, ungeheure Zukunft ist! Im ersten Moment hatte Gertrud nur den Gedanken der Flucht. Sie eilte die Straße hinauf, nur um sich von der Wohnung Porzi's zu entfernen. Dann aber an einer Ecke, stand sie erschöpft und athemlos still, und das Gefühl ihrer Einsamkeit, die ganze Wahrheit ihrer Lage überkam sie mit einer solchen Gewalt, daß ihr fast die Sinne schwanden und sie sich gegen eine Mauer lehnen mußte.

Wäre sie etwas weniger unerfahren gewesen, so hätte sie die Polizei-Sergeanten gekannt und gewußt, daß ihr ein solcher das Hotel Bonargies, das in dieser Gegend nicht unbekannt war, hätte angeben können. Oder sie hätte irgend einen Fiacre angerufen und es diesem überlassen, das Hotel zu finden. Aber was wußte sie von alledem? Paris war für sie einsamer, fremder, schrecklicher, als der wildeste Wald. Als sie sich ein wenig erholte, war ihr einziger Gedanke, daß sie bis zum Tagesanbruch umhergehen und dann das Hotel erfragen müsse. Und so ging sie zitternd und scheu

weiter, damit sie nicht durch ihr Stillstehen die Aufmerksamkeit errege.

Um diese Stunde — es war zwischen elf und zwölf Uhr — ist Paris in jener Gegend bereits still und todt. Es begegnete ihr zu Anfang Niemand. Zuweilen mußte sie vor einer Equipage, die donnernd durch die engen und steilen Straßen rasselte, sich in die Nische einer Hausthür retten, und jedes Mal klopfte ihr das Herz im furchtbarsten Bangen, denn sie glaubte, daß Porzi in jener Equipage gesessen und sie erkannt habe. So erreichte sie allmählich eine breitere Straße und nach dieser die Rue de Vaugirard.

Auch diese Straße ist um jene Stunde nicht mehr belebt. Gertrud erinnerte sich so mancher Dinge, die ihr die Toni über Paris erzählt, und ihrer erhitzten und aufgeregten Phantasie spiegelten sich die wildesten Schrecknisse vor. In jedem Vorübergehenden sah sie einen Mörder, einen Dieb. Erst allmählich wurde sie etwas ruhiger; sie sah, daß die Vorübergehenden sich wenig um sie kümmerten. Nur zuweilen fiel eine Bemerkung über die einsame Wanderin, und es wollte sich ihr Jemand nähern. Aber dann floh sie scheu auf die entgegengesetzte Seite der Straße, und jene Personen standen lachend von der Verfolgung ab. O, was hätte sie für ein Obdach, für einen ruhigen Winkel gegeben, in welchem sie den Anbruch des Tages hätte erwarten können! So kam sie an den Luxembourg-Garten, und sehnsüchtig blickte sie durch das Gitter in die dunkle Nacht unter den Bäumen, in der sie sich so gern verborgen hätte. Aber das Gitter war überall geschlossen. Wie lebhaft traten ihr auf jener Wanderung die Berge und der Wald um den Wiesenhof herum in das Gedächtniß, wo sie so harmlos und sicher Blumen gesucht! Schwer und schwerer wurde ihr Herz, schwerer ihr Gang. Wohin in dieser langen Nacht? Und wohin am nächsten Tage? O, wenn doch ein Engel plötzlich Celina oder Otto Duisfelden vor sie hingeführt

hätte! Immer wieder dachte sie an den jungen Mann, auch wenn sie nicht wollte. Er war ja in Paris, wie sie glaubte. Wenn er gewußt, daß sie hier so einsam wanderte! Ihr ganzes Herz war ein einziges Gebet zu Gott, daß er ihr einen Retter zusenden möge, und seine Gestalt war stets diejenige Otto Duisfelden's; aber sie wußte es nicht, sie gab sich keine Rechenschaft darüber.

Sie näherte sich wieder engeren Straßen, aber sie ging weiter, da sie fürchtete, es könne auffallen, wenn sie umkehre. Zuweilen kam sie an Männern mit langen Röcken, dreieckigen Hüten und Degen an der Seite vorüber, die sie mit aufmerksamen Blicken musterten. Es waren Polizei-Sergeanten; aber was wußte sie davon? In einer der schmalen Straßen kamen ihr einige junge Leute entgegen, singend und lärmend, wahrscheinlich Studenten.

„Ei, eine einsame Wanderin? Wohin, mein schönes Kind?" rief der Eine. „So spät noch nach der Closerie?"

„Sie ist vorsichtig, sie trägt ihr Bündel gleich mit sich!" lachte der Andere. „Ich liebe die Vorsicht. Wir passen zu einander, Kind!"

Gertrud flog wie ein gehetztes Reh an ihnen vorüber, verfolgt von ihrem Gelächter. O, hätte sie nur einen Ort gehabt, wo sie sich still hätte hinsetzen und weinen können! Aber nichts als Häuser und verschlossene Thüren, zuweilen helle Fenster mit Lärmen und Gesang dahinter, und die zahlreichen Laternen. Wäre es doch Nacht, tiefe Nacht gewesen!

Sie erreichte eine Straße, die ein wenig anstieg. Hier war es frischer und kühler, ein Garten war in der Nähe. Aber auch von diesem trennte sie das unerbittliche Gitter! Gertrud wußte nicht, daß es der östliche Theil des Luxembourg-Gartens war, zu dem ihre ziellose Wanderung sie geführt hatte. Nie war sie so müde gewesen. Sie glaubte, schon viele Stunden gegangen zu sein, und war doch viel-

leicht erst eine halbe Stunde in den Straßen. Langsam ging sie neben dem Gitter hin.

Da hörte sie lauten Lärm, Wagengerassel, trunkenes Jauchzen. Eine Menge Personen, unter ihnen viele Damen mit hellen, wehenden Kleidern kamen schnell, wie im Tanze, die Straße herab. Der Ball in der Closerie des Lilas war beendet; die Studenten mit ihren Tänzerinnen stürzten wie ein lebendiger Waldstrom durch die Straße. Dazwischen rollten Fiacres, begrüßt und verfolgt von dem Geschrei derjenigen, welche die Fahrenden kannten. Einen solchen Lärm hatte Gertrud noch nie gehört, selbst nicht in Italien, in dem tumult-erfüllten Neapel. Es war, als ob tausend Teufel und Teufelinnen plötzlich aus einer Flasche entwichen wären, in der ein Zauberer sie festgehalten, und nun mit Freiheits-Jauchzen nach allen Himmelsrichtungen zerstöben. Erschreckt und zitternd, durch ihre Aufregung und Ermattung um so empfindlicher gegen jedes Geräusch, lehnte sich Gertrud an das Gitter, um die tolle Schaar vorüber zu lassen.

Aber sie hatte eine unglückliche Wahl getroffen; sie stand ganz in der Nähe einer Laterne. Ohne daß sie es wußte, hatte sich eine der vollen Flechten ihres Haares gelockert und strömte mit ihrem reichen Gold nieder auf Hals und Schulter. Als sie es bemerkte und sie mit der einen Hand ordnen wollte, da die andere das Bündel hielt, bot sie ein so eigenthümliches Bild der Verwirrung und Angst, daß sie für jedes Auge ein Gegenstand der Aufmerksamkeit werden mußte. Einige dicht an ihr vorübergehende junge Männer bemerkten sie zuerst.

Die französische Galanterie und Höflichkeit ist keine Fabel, wenn sie auch nicht bei allen Personen und in allen Ständen so allgemein gefunden wird, wie man es den Fremden gern glauben machen möchte. Der Franzose bietet einer Dame gern seine Dienste an. Ob er hofft, dafür durch eine kleine Erwiederung seiner Galanterie belohnt zu werden —

wer kann es immer wissen? Ein aufgeregter junger Franzose wird auch nicht selten verletzend, wenn eine Dame seine Dienste zurückweist. Es giebt dort Flegel, wie überall; nur sind die Sitten etwas abgeschliffener. Die Wenigsten begreifen übrigens, daß es oft die feinste, ja die einzig wahrhafte Galanterie sein kann, sich um eine Dame gar nicht zu kümmern. Sie stützen sich auf die Erfahrung, daß ihre Dienste für gewöhnlich gern angenommen werden.

„Sieh' da," sagte einer von den Studenten, die weder besser noch schlechter waren, als die Mehrzahl ihres Schlages, „sieh' da, ein interessantes Gesicht! Welch' schönes Haar! Madame erlaubt, daß wir ihr helfen beim Coiffiren?"

Ein leichter Schrei, die niedersinkende Hand und Todtenblässe antworteten ihm. Aber bei dem flackernden Licht der Laterne bemerkten die erhitzten Blicke der Franzosen das nicht. Sie traten lachend näher. Einer von ihnen, der mehr getrunken haben mochte, wollte ohne Weiteres das Haar Gertrud's in die Hand nehmen. Mit einem Schrei fuhr diese zurück.

„Parbleu — scheu, wie eine Taube!" rief der Student. „Seit wann fliegen die Tauben so spät noch um die Closerie?"

„Ein verirrtes Täubchen!" rief ein Anderer. „Sie hat ihr Bündelchen in der Hand. Gewiß zieht sie aus."

„Mordieu, Madame, que faites-vous à Paris?" begann ein Dritter ein bekanntes Studentenlied.

Gertrud, entsetzt bis in das Innerste des Herzens, umstellt, wie ein Reh von einer Meute, bewegte sich einige Augenblicke unruhig hin und her, einen Ausweg suchend. Dann flog sie durch eine Lücke zwischen den Studenten hindurch. Der Eine haschte nach ihr. Sie schoß vorwärts. Aber in demselben Augenblick rollte ein großer Wagen — eine Equipage, kein Fiacre — die Straße herab. Die

Pferde, von dem Kutscher mit einem gewaltigen Ruck zurückgerissen, warfen Gertrud nieder, die einen hellen Schrei ausstieß.

Die Wagenthür öffnete sich. Eine weibliche Gestalt, in einen prächtigen Sammetmantel gehüllt, blickte heraus.

„Was ist?" rief sie. „Es ist doch Niemand verletzt?"

Und schon sprang sie aus dem Wagen.

Gertrud lag auf dem Pflaster. Die Dame beugte sich über sie. Ein kleiner Herr von zierlichem Wuchs mit langen schwarzen Locken war ihr gefolgt. Gertrud erhob den Kopf, und als ob mit der Besinnung auch die Angst in sie zurückgekehrt sei, wollte sie sich aufraffen. Als sie die Dame bemerkte, die ihr die Hand reichte — eine schöne, stolze Gestalt, das Antlitz geröthet, mit großen, theilnehmenden Augen — warf sie irre Blicke um sich und rief:

„O, schützen Sie mich! Schützen Sie mich!"

„Eine Deutsche!" rief der zierliche Herr.

Gertrud hatte in ihrer Angst deutsch gesprochen.

Die Dame beugte sich nieder, umfaßte Gertrud mit beiden Händen und hob sie empor.

„Wohin wollen Sie, Kind?" fragte sie in deutscher Sprache, sanft und theilnehmend.

„Ach, ich weiß es nicht! O — die fremde, böse Stadt! Schützen Sie mich!" flüsterte Gertrud.

„So steigen Sie ein!" sagte die Dame.

Und sie drängte Gertrud nach dem Wagentritt — hob sie fast hinein und stieg dann selbst ein. Der zierliche Herr folgte. Es hatte sich eine Menge Studenten und Mädchen um den Wagen versammelt.

„Ah, es ist Madame Pauline!" rief einer von den Studenten, die Gertrud vorher bemerkt hatten. „Sie entführt uns unser Täubchen!"

„Vorwärts!" rief die Dame dem Kutscher zu.

Die Pferde zogen an. Der Wagen rasselte fort.

Es wäre unmöglich gewesen, bei diesem dröhnenden Gerassel ein Wort im Innern des Wagens zu verstehen. Gertrud war auf den Rücksitz gesunken, ganz erschöpft, das kleine Bündel immer noch in der Linken haltend. Sie athmete schwer, wie Jemand, aus dessen Brust sich das wohlthuende Schluchzen noch nicht heraufringen will. Ihre Augen schlossen und öffneten sich abwechselnd. Die Dame beobachtete Gertrud, so weit es bei der wechselnden Beleuchtung der Laternen möglich war, aufmerksam.

„Seien Sie ruhig, Kind!" sagte sie dann, sich über sie beugend. „Sie sind außer aller Gefahr!"

„Ich wußte nicht, daß Sie deutsch sprechen," sagte der zierliche, schwarzlockige Herr zu ihr. „Und Sie sprechen es gut, so gut, daß man glauben könnte, Sie seien eine Deutsche. Aber das ist nicht möglich!"

„Warum nicht?" antwortete die Dame.

Der Wagen fuhr auf ebenerem Pflaster. Es war möglich, sich zu verstehen.

„Eine solche Tänzerin! Die Perle der Pariserinnen — so viel Anmuth und Geist! — und eine Deutsche!" rief der Herr.

Die Dame antwortete nur mit einem verächtlichen Zucken ihrer Lippen und Schultern, und fuhr fort, Gertrud zu beobachten.

„Ich glaube, sie ist nicht ernstlich verletzt," sagte sie dann. „Hoffentlich war es nur der Schreck, der sie niederwarf!"

„Wer wird es sein? Ein armes Mädchen — eine Nätherin, eine Arbeiterin, die nach Hause wollte!" sagte der Herr. „Was wollen Sie mit ihr anfangen?"

„Was ich den Umständen nach für gut halte," antwortete die Dame kühl.

„Uebrigens ein feines, blasses Gesicht," sagte der Herr, dessen Stimme noch sehr jugendlich klang. „Wenn es nicht

so gut wie unmöglich wäre, so würde ich glauben, dieses Gesichtchen schon gesehen zu haben. Wirklich — ich muß mich besinnen!"

Inzwischen rollte der Wagen, von guten Pferden gezogen, durch die Straßen, passirte den Pontneuf und fuhr den Boulevards zu. Gertrud hatte sich aufgerichtet und saß, die Hände mit dem Bündelchen auf dem Schooß, in einer Ecke, zuweilen den Blick auf die Dame und den Herrn richtend. Es gehörte keine große Erfahrung dazu, um die stumme, scheue Frage einer Verlassenen und Einsamen in diesem Blick zu erkennen. Die schöne Dame schien ernst. Der Herr an ihrer Seite sprach nur wenig.

„Ich hoffe, diese kleine Unterbrechung wird mich nicht des Vergnügens Ihrer Bekanntschaft berauben?" sagte er nach einer Pause.

„Durchaus nicht, wenn Sie dieselbe fortzusetzen wünschen," antwortete die Dame. „Begleiten Sie mich, ganz nach Ihrem Belieben!"

„Aber ich fürchte, Ihre Aufmerksamkeit von diesem Ihrem Schützling abzuziehen," sagte der Herr.

„Ruhe und Sicherheit werden das Einzige sein, dessen sie für's Erste bedarf," erwiederte die Dame.

Der Wagen hielt. Ein Diener sprang aus einer Hausthür und öffnete den Schlag.

„Steigen Sie aus, mein Kind!" sagte die Dame, wieder in deutscher Sprache. „Sind Sie verletzt? Werden Sie eine Treppe steigen können?"

„O ja — ich glaube, ich bin nicht schwer verletzt," antwortete Gertrud leise. „Der Fuß schmerzt mich ein wenig — nicht sehr!"

„Und wollen Sie diese Nacht bei mir bleiben oder soll ich Sie wo andershin fahren lassen?" fragte die Dame.

„Wenn es Ihnen möglich ist — wenn ich Ihnen nicht zu lästig bin — und wenn Sie ein Kämmerchen haben —"

sagte Gertrud stockend und erröthend, denn so sehr sie eine Hülfe ersehnt, so fühlte sie in diesem Augenblick doch das Peinliche, sie anzunehmen.

„O, Raum genug!" rief die Dame. „Kommen Sie! Stützen Sie sich auf meinen Arm! Die Treppe ist nicht hoch!"

Gertrud, die nach der Dame aus dem Wagen gestiegen war, zögerte, ihre Hand auf das hellblaue Seidenkleid und die Spitzen zu legen, die den Arm umschlossen, der sich ihr darreichte. Aber ihr Fuß schmerzte sie; sie war gezwungen, sich zu stützen, und sobald die Dame Gertrud's Hand auf ihrem Arm fühlte, ging sie langsam vorwärts. Ein Diener in Livrée, der verwunderte Blicke auf das junge Mädchen warf, und der zierliche Herr folgten ihr. So stiegen sie langsam eine schöne, breite Treppe hinauf. Flügelthüren öffneten sich; prächtige Zimmer empfingen die Eintretenden.

„Hier wollen wir bleiben!" sagte die Dame, als sie ein kleines, aber ungemein reich und gefällig ausgestattetes Zimmer erreicht hatten. „Setzen Sie sich auf dieses Sopha, mein Kind! Oder legen Sie sich vielmehr! Es ist der linke Fuß, der schmerzt?"

„Ja, aber nicht viel!" antwortete Gertrud.

Die Dame legte sie mit mütterlicher Sorgfalt, mit zarter Hand in eine bequeme Stellung auf dem Sopha. Gertrud in ihrer Verwirrung ließ Alles ruhig mit sich geschehen. Als sie die Hand der Dame küssen wollte, zog diese sie hastig zurück, legte dann Hut und Mantel ab, zog ein Fauteuil neben das Sopha und setzte sich.

„Wie glücklich müßte der Mann sein, dem diese zarte Hand so viel Sorgfalt bewiese!" sagte der schwarzlockige Herr lächelnd.

„Ich glaube nicht, daß Jemand sich bis jetzt einer solchen Sorgfalt von mir zu rühmen gehabt hat," antwortete die Dame, und dann, nachdem sie Gertrud noch einige Se-

kunden beobachtet hatte, blickte sie vor sich nieder und schien nachzusinnen.

Sie war von schöner, mittelgroßer Gestalt, herrlich gewachsen. Das Gesicht trug den Typus der deutschen Blondinen, den man jedoch auch im nördlichen Frankreich nicht selten findet. Aber das Blond ihres reichen Haares, das Blau ihrer Augen war nicht das Gertrud's. Es war kräftiger, man könnte sagen sinnlicher. Alles an ihr war tiefer an Farbe, feuriger, aber auch stumpfer, an das erinnernd, was man häufig sieht, während über Gertrud's ganze Erscheinung ein zarter Hauch gegossen war, der sich selbst dem strahlenden Auge und dem goldenen Haar mitgetheilt hatte und der sich nicht durch ihre kindliche Jugend erklären ließ, sondern ein Bestandtheil ihrer ganz eigenthümlichen Schönheit war. In den Augen der Menge mochte jene Dame für die schönere gelten; ihre reifere, ausgebildetere, auf ihrem Höhepunkt stehende Schönheit forderte den Blick heraus. Aber wenn ein Maler die Grazie, die Unschuld und die Reinheit darzustellen gehabt hätte, so würde er das Bild Gertrud's wiederzugeben versucht haben.

Der zierliche Herr, der ihr gegenüber saß, war ebenfalls eine eigenthümliche Erscheinung. Sein Gesicht hatte etwas von dem eines sehr jungen Mannes, der früh begonnen zu leben, und war eigenthümlich weiß und zart. Seine Tracht schien die eines reichen Künstlers; sie war frei und zugleich gewählt. Gertrud's Auge ruhte auf ihm, wenn er die nachdenkende Dame anblickte, und es lag etwas in ihrem Blick, als ob auch ihr eine Erinnerung aufdämmere. So vergingen einige Minuten.

„Wünschen Sie etwas, mein Kind?" fragte die Dame dann, wie aus einem Traume erwachend. „Wollen Sie nicht irgend etwas nehmen, um sich zu stärken, zu erfrischen? Sagen Sie es nur, es ist Alles bereit."

„O nein, ich danke vielmals!" antwortete Gertrud auf-

richtig. „Ich bin nur zufrieden, daß Sie sich meiner angenommen!"

„Und wie kamen Sie so spät auf die Straße?" fragte die Dame. „Verstehen Sie mich recht!" fügte sie sogleich sanft hinzu. „Ich will nicht in Sie dringen! Sie haben nicht nöthig, mir irgend etwas zu sagen! Sie können bei mir wohnen, diese Nacht, und noch länger, wenn Sie es wollen, auch ohne mir zu sagen, wer Sie sind. Aber wenn Sie ein Bedürfniß haben zu sprechen, so sprechen Sie!"

„Ich bin fremd in dieser Stadt," antwortete Gertrud, etwas verwirrt. „Ich wollte ein bestimmtes Haus aufsuchen, aber ich sah ein, daß es zu spät sei, und da ich keine Wohnung hatte, so war ich entschlossen, bis zum Morgen auf und ab zu gehen. Aber ich ängstigte mich in dieser fremden Stadt. Und als mich die Herren ansprachen, verlor ich fast die Besinnung."

„Sie haben also keine Eltern, keine Verwandten hier?" fragte die Dame. „Keine Freunde? Niemand, an den Sie sich in einer fremden Stadt wenden könnten? Das wäre traurig? Aber mit wem sind Sie hierher gekommen?"

„Mit meiner Mutter — einer Frau, welche die Stelle meiner Mutter vertritt, denn ich bin eine Waise," antwortete Gertrud traurig. „Vielleicht habe ich Freunde in Paris, aber ich weiß nicht, wo sie wohnen. Ich bin fortgegangen — doch —"

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich nicht in Sie dringen will," sagte die Dame sanft, als sie die Verwirrung Gertrud's bemerkte, die durch die Gegenwart eines fremden Mannes noch erhöht wurde. „Bleiben Sie so lange bei mir, als es Ihnen gefällt. Meine Wohnung ist groß."

„O nein, ich danke," antwortete Gertrud. „Morgen früh will ich das Hotel Bonargies aufsuchen."

„Das Hotel Bonargies?" sagte der junge Herr. „Das

ist in der Rue St. Dominique. Der Graf und seine Tochter leben, wie man mir gesagt hat, seit längerer Zeit im Auslande."

„Ja, in der Schweiz," antwortete Gertrud, bemüht, den fremden Leuten zu zeigen, daß sie die Wahrheit spreche. „Ich kenne die Comtesse Bonargies. Sie hat sich meiner sehr gütig angenommen, als ich verwundet war, und ich hoffe, man wird mir erlauben, in dem Hotel zu wohnen, bis ich an sie geschrieben habe."

„Also Sie waren in der Schweiz? Kürzlich?" fragte der junge Herr.

„Vor einigen Wochen," antwortete Gertrud.

„Und wo wohnt die Gräfin Bonargies?" fragte der junge Herr weiter.

„Auf dem Schlosse Bonargies, im Kanton Freiburg, in der Nähe von Gruyères," antwortete das junge Mädchen.

Ein leichtes „Ah!" entschlüpfte den Lippen des jungen Herrn, und sein Gesicht wurde sehr überlegend.

„Sie haben sonst keinen Bekannten in Paris?" fragte er. „Keinen Freund — gar keinen?"

Die Aufrichtigkeit und das Wahrheitsgefühl des jungen Mädchens geriethen in Streit mit einem Geheimniß, das ihr Herz allein und für sich bewahren wollte. Sie erröthete leicht. Aber sie vermochte dem scharfen Blicke, dem großen, dunklen, fragenden Auge des jungen Mannes nicht zu widerstehen. Sie war zu sehr gewöhnt, die Wahrheit zu sagen.

„Ja, ich glaube, daß ein deutscher Herr hier ist, der sich vielleicht meiner annehmen würde," antwortete Gertrud. „Aber ich kenne seine Wohnung nicht und will mich auch erst dann an ihn wenden, wenn ich kein anderes Hülfsmittel finde."

„Ich kenne manchen deutschen Herrn," sagte der junge Mann. „Sie hören, ich spreche selbst deutsch. Vielleicht kann ich Ihnen Auskunft geben, wo er wohnt."

Noch einmal kämpfte Gertrud einige Sekunden mit sich selbst. Dann antwortete sie zögernd:

„Es ist ein Herr Duisfelden — Otto Duisfelden."

Die Wirkung dieser Worte war eine eigenthümliche. Die junge Dame, deren Blicke theilnehmend auf Gertrud geruht hatten, fuhr zusammen und erbleichte. Der junge Herr, um dessen Mund ein Lächeln — gleichsam der Befriedigung — spielte, wurde aufmerksam, als er das Erschrecken der Dame bemerkte. Die Aufregung, in welche die Letztere durch die Nennung dieses Namens versetzt worden, war deutlich sichtbar. Sie stand auf, that einige Schritte durch das Zimmer, kam dann zurück zu dem Sopha, auf welchem das junge Mädchen ruhte, und sagte:

„Otto Duisfelden — ein junger Mann — jetzt vielleicht von fünf-, sechsundzwanzig Jahren? Dessen Vater am Harz wohnt?"

„Ja wohl, Madame! Es wird derselbe sein!" antwortete Gertrud verwirrt. „Sie kennen ihn?"

„Ich glaube — ich erinnere mich, ihn in Heidelberg gesehen zu haben, vor drei Jahren," sagte die Dame.

„Ganz recht — er studirte damals in Heidelberg," sagte Gertrud schnell.

Die Dame ging durch das Zimmer. Sie gab sich keine Mühe, zu verbergen, daß sie erregt war. Doch äußerte sich diese Erregung durch nichts, als durch die blassere Farbe, ihre hastigen Schritte und ihr unruhiges und unregelmäßiges Athmen.

„Also auch Sie kennen Herrn Duisfelden?" fragte der junge Mann. „Es scheint, Madame, als ob er ein gemeinschaftlicher Bekannter von uns Dreien sei. Welch' merkwürdiger Zufall!"

„Und er ist hier in Paris?“ fragte die Dame. „Woher kennen Sie ihn? Kennen Sie seine Wohnung?“

Der junge Herr blickte der Dame scharf in's Gesicht. Dann lachte er.

„Sie werden doch nicht eifersüchtig sein auf mich, auf einen Herrn?“ fragte er.

„Ein Herr!“ antwortete die Dame kurz. „Ich bin jetzt nicht mehr aufgelegt zum Scherzen. Ich habe von dem ersten Augenblicke an gewußt, daß Sie eine Verkleidung tragen, und deshalb ging ich auf Ihren Scherz ein; ich wollte mich amüsiren!“

Das lebhafteste Erstaunen malte sich auf Gertrud's Zügen. Dieser Herr war eine Dame! So hatte sie sich nicht geirrt — sie hatte dieses Gesicht schon gesehen — damals in der Schweiz, am Tage, ehe sie mit Otto Duisfelden zusammentraf.

„Ich bin erkannt!“ lachte Varvara. „O weh! Frauen-Augen zu täuschen ist doch sehr schwer! Nun, was schadet das? Ich wünschte die Bekanntschaft der Madame Pauline zu machen — des ersten Sternes am Himmel der Pariser Berühmtheiten, und ich glaubte, nur in dieser Verkleidung und in dieser Art und Weise zum Ziele gelangen zu können!“

„Und wer sind Sie?“ fragte Pauline ziemlich kurz.

„Ah — Sie sind nicht freundlich gegen Damen!“ sagte Varvara lachend. „Nun, ich muß Ihnen die Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, daß Sie vorher artig gegen mich waren, obwohl Sie, wie Sie sagten, wußten, daß ich eine Frau war. Wer ich bin? Ich denke, es kann Ihnen nicht viel daran liegen, es zu wissen. Auf jeden Fall bin ich eine Bekannte Otto Duisfelden's.“

Es schwebte eine Frage auf den Lippen der anderen Dame; aber sie unterdrückte sie und wandte sich Gertrud zu.

„Wollen Sie mich hier erwarten, mein Kind, bis ich zurückkomme?" fragte sie. „Ich werde bald wieder bei Ihnen sein."

„O, ich bitte Sie, bestimmen Sie ganz wie Sie wollen. Ich fühle mich vollkommen wohl hier," antwortete Gertrud.

„Bitte!" sagte die Dame zu Varvara und deutete auf eine Thür.

Durch diese verließen Beide das Zimmer.

Als sie in ein Gemach gekommen waren, das durch einige Zimmer von dem ersten getrennt war, forderte die Besitzerin des Hauses Varvara durch ein Zeichen auf, Platz zu nehmen, und sie setzten sich Beide gegenüber. Das Gesicht der Dame war ernst; ihre gefurchte Stirn deutete auf düstere Gedanken. Sie schwieg eine Minute lang. Varvara's Gesicht war sehr ruhig, nur etwas erwartungsvoll und zugleich triumphirend.

„Also Sie können mir nicht sagen, wer Sie sind?" fragte die Dame dann.

„Nein, genau nicht," antwortete Varvara. „Ich bin eine Dame aus den höheren Ständen, und sollten wir uns jemals in einer anderen Gesellschaft begegnen, so hoffe ich, werden Sie so freundlich sein, mich nicht zu kennen."

„Wie Sie wünschen," antwortete die Dame kalt. „Die Damen aus den höheren Ständen sind nicht besser, als wir, und ich habe durchaus keinen Grund, eine solche Bekanntschaft als eine Auszeichnung zu suchen."

„Sie haben keine gute Meinung von uns, oder — von sich selbst," sagte Varvara etwas spöttisch.

„Von mir eine sehr schlechte, von den Damen der sogenannten höheren Stände keine viel bessere," antwortete die Dame. „Ihre Anwesenheit hier ist ein Beweis für meine Ansicht!"

„Bah — Sie können sich irren!" antwortete Varvara

verächtlich. „Ich bin etwas abenteuerlich. Ich will das Leben kennen lernen — das ist Alles!"

„Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln," erwiederte die Erstere. „Da ich Ihre Bekanntschaft nicht gesucht habe, und da Sie dieselbe in Zukunft nicht mehr wünschen werden — es müßte denn sein, daß Sie bestimmte Zwecke dabei hätten, vielleicht um auch dieses Leben kennen zu lernen — so sehe ich nicht ein, warum ich Rücksichten auf Sie nehmen soll. Was Sie das „Leben kennen lernen" nennen, ist nichts, als der Wunsch nach Amüsement. Um so schlimmer, wenn Sie den höheren Ständen angehören! Wir haben zuweilen wenigstens die Entschuldigung der Noth und einer irre geleiteten Jugend. Sie haben gar keine Entschuldigung!"

„Brechen wir davon ab!" rief Varvara, bleich vor Zorn. „Ich habe nicht Lust, mir das von Ihnen und hier sagen zu lassen! Woher kennen Sie Otto Duisfelden?"

„Ich wollte dieselbe Frage an Sie richten, und erwähne nur, daß Sie unaufgefordert hierher gekommen sind und sich dadurch auf ganz gleichen Fuß mit mir gestellt haben!" antwortete die Dame. „Doch vorher wollte ich Sie fragen: Wissen Sie etwas über das Verhältniß dieses jungen Mädchens zu — Otto Duisfelden?"

„Nein. Als ich ihn in der Schweiz traf — kurz nachdem ich jenes junge Mädchen auf der Landstraße gesehen — kam das Gespräch zufällig auf eine Alte und ein junges Mädchen — ich sprach davon — und Otto Duisfelden schien aufmerksam zu werden. Es war, als ob er jene Beiden suche. Es ist jetzt kein Zweifel, daß es so war. Das Mädchen muß ihn später in der Schweiz getroffen haben."

„Das ist Alles, was Sie wissen?"

„Alles, Madame! Sie sehen, ich antworte Ihnen aufrichtig!" sagte Varvara. „Dürfte ich dagegen erfahren,

woher Sie Otto Duisfelden kennen. Es interessirt mich — ein wenig — nicht sehr viel!"

„Ob viel, oder wenig — ich kann Ihnen antworten," sagte Pauline. „Ich bin in Baden geboren und war Schenkmädchen in einem Gasthof in Heidelberg. Dort sah ich Otto Duisfelden. Er war der einzige Mensch, der jemals Eindruck auf mich gemacht hat. Die Leute mochten damals von mir glauben was sie wollten — und im Allgemeinen glaubten sie nicht viel Schlechtes — ich weiß am besten, daß ich mir damals nichts vorzuwerfen hatte. Otto Duisfelden verließ Heidelberg, ohne daß wir vertrauter geworden. Es wäre vielleicht auch nie der Fall geworden, denn er war nicht leichtsinnig. Als er fort war, fühlte ich, daß er mein Herz mit sich genommen. Ja, in dem Augenblick, in welchem er ging, sagte ich mir, daß diese Trennung mir schaden werde. Ich kann es nicht erklären. Ich weiß nur, daß die Welt mir sehr gleichgültig wurde, als er fort war. Man neckte mich mit meiner Neigung zu ihm. Diejenigen, die ihn nicht kannten, glaubten, es sei ein anderes, zweideutiges Verhältniß gewesen — mein Ruf war dahin. Es war mir gleichgültig. Wenig lag mir daran, was die Leute dachten, da er nicht da war, den ich liebte. Es war ein schlechter Zug in meinem Charakter, so zu denken — ich weiß es; aber ich war störrig und trotzig geworden. Ich haderte mit Gott und der Welt, daß der Erste und Einzige, den ich geliebt, davon gegangen, noch ehe er mir die Hand gedrückt. Der Grund, daß ich so dachte und fühlte, lag vielleicht in meiner Stellung. Einem Mädchen, wie ich es war, hatte man so oft Liebe angetragen, ich hatte so viel gehört, daß in meinem Kopf und in meinem Herzen die Liebessehnsucht erwachen mußte. Als ich hoffte, Einer würde diese Sehnsucht stillen, ging er fort, ohne sich um mich zu kümmern. Genug, es schnitt mir das Herz entzwei, das beste Theil in meinem Herzen. Ich weiß wohl, daß es

besser für mich gewesen wäre, mich in mein Schicksal zu ergeben. Aber man ist nicht immer Herr seiner selbst, und wenn die feinen, gebildeten Damen ihr Herz nicht immer beherrschen können — wie soll es uns armen Mädchen möglich sein? Genug, als ein junger, reicher Student kam, der dem Otto Duisfelden etwas ähnlich sah und etwas von seinem feinen, herzgewinnenden Wesen hatte, und als er mir zuschwur, daß er mich liebe, da ward ich seine Geliebte. Es war ein guter Junge. Als er merkte, daß er sich doch ein wenig in mir geirrt, zu meinem Besten, und daß er mein erster Liebhaber war, wollte er mich heirathen. Es war ihm Ernst damit, ich weiß es wohl. Aber gute Freunde schrieben dem Vater, was vorging. Der Vater kam, ein praktischer, vernünftiger Mann, und nahm den verzweifelnden Jungen mit fort. Mir ließ man eine Summe Geld. Nun, es ist nicht anders! Ich hatte ein Kind. Es starb! Schade darum! Hätte es gelebt, ich hätte mich vielleicht in ein Stübchen gesetzt und für mein Kind gearbeitet. Nun aber schwärmten die Verehrer um die schöne Pauline. Die Wirthe in Heidelberg boten mir Geld auf Geld, wenn ich zu ihnen kommen wollte. Aber Heidelberg's war ich überdrüssig, und meiner selbst eigentlich auch. Ein junger, reicher Kaufmann fragte mich, ob ich ihn nach Paris begleiten wolle. Er kannte meine Vergangenheit. Von einer Heirath war nicht mehr die Rede. Ich glaube auch kaum, daß ich ihn geheirathet hätte, daß ich überhaupt Jemand heirathen würde. Ich bin unruhig, unstet geworden. Ich mag mich nicht fesseln. So folgte ich ihm hierher, und blieb, als er zurückging nach Deutschland, obgleich er mich gern mit sich genommen hätte. Man lebt hier leichter, freier, die Luft drückt nicht so, und das ist angenehm, wenn ohnehin etwas auf dem Herzen drückt. So bin ich Madame Pauline. Und das ist die Geschichte meiner Bekanntschaft mit Otto Duisfelden."

Varvara hatte aufmerksam zugehört. Aber wenn sie Theilnahme empfand, so zeigte sie dieselbe nicht.

„Das ist eine einfache Geschichte!" sagte sie. „Ich hatte geglaubt, Otto Duisfelden gehörte zu Ihren glücklich-unglücklichen Erinnerungen!"

„Ist das bei Ihnen der Fall?" fragte Pauline etwas schnell.

„Madame, nicht Jeder ist so freigebig mit der Geschichte seines Herzens!" antwortete Varvara bitter. „Aber ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit. Was werden Sie mit diesem Kinde anfangen?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Pauline. „Aber beantworten Sie mir eine Frage: Hat Otto Duisfelden Sie geliebt? Sagen Sie es mir! Ich werde Sie nicht wiedersehen — ich verspreche Ihnen Schweigen! Und was würde man auf mein Wort geben, selbst wenn ich spräche! Sagen Sie mir die Wahrheit — hat er Sie geliebt?"

„Und wenn es wäre?" fragte Varvara kalt und gereizt durch den eigenthümlichen Ton in Paulinens Worten.

„Gleichviel, was dann wäre!" rief diese. „Sagen Sie mir nur die Wahrheit!"

„Nun gut denn, wenn Sie es hören wollen — er hat mich geliebt," antwortete Varvara kurz.

„Wann? Als Sie so waren, wie jetzt? Als sie im Männer-Anzuge auf solche Bälle gingen?" rief Pauline hastig.

„Und weshalb weniger, wenn ich das schon damals gethan!" fragte Varvara spöttisch. „Ja, ich that es schon damals. Und Sie sehen, daß es gut ist, wenn man zuweilen — um mich Ihres Ausdrucks zu bedienen! — ausgeht, um sich zu amüsiren. Um einen Otto Duisfelden zu finden, kann man schon einmal Männerkleider anlegen."

„Und Sie suchten ihn jetzt wieder? Sie wußten, daß er in Paris ist?" fragte Pauline mit derselben Hast.

„Nein!" antwortete Varvara kalt. „Das ist vergangen. Ich liebe das Einerlei nicht. Aber wenn Sie wissen wollen, wo er wohnt, ich kann es Ihnen zufällig sagen: Bei dem Grafen d'Elnay, in der Rue Taitbout."

„Und wann kannten Sie ihn?" fragte Pauline mit gepreßter Stimme.

„Im Frühling und Sommer des Jahres 1853," antwortete Varvara. „So, Madame, glaube ich Ihren etwas zudringlichen Fragen vollkommen genügt zu haben. Ich habe das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft genossen — ich weiß nicht, ob ich es für gut finde, sie zu erneuern. Besuchen Sie Herrn Duisfelden! Vielleicht findet die glänzende Madame Pauline mehr Gnade vor seinen Augen, als das Heidelberger Schenkmädchen. Indessen — sein Geschmack scheint sich nicht veredelt zu haben, vorausgesetzt, daß jenes junge Mädchen, woran ich kaum zweifle, ihm irgend ein Interesse einflößt. Gute Nacht, Madame!"

Pauline antwortete nicht, erhob sich auch nicht, um sie zu begleiten, und Varvara verließ mit einem bitteren und höhnischen, aber triumphirenden Lächeln das Zimmer. Das Weib hatte sich am Weibe gerächt, gleichviel, ob es eine Lüge kostete! Einer Nebenbuhlerin — und einer solchen! — eingestehen, daß sie nicht glücklicher gewesen — nimmermehr!

Pauline saß in ihrem Fauteuil. Sie hatte die Hände über einander gelegt und blickte vor sich hin. Es war ein eigener Anblick, dieses geschmückte, aber bleiche Weib mit dem starren Blick in dem hellerleuchteten, glänzenden Zimmer. So saß sie eine Viertelstunde lang, regungslos. Was dachte sie? Zog ihre Vergangenheit an ihr vorüber? Dachte sie daran, daß derselbe Mann, um dessen willen sie so elend geworden, der sie in den Taumel des Vergnügens gestürzt, ohne seine Schuld! — weil sie geglaubt, daß sie einen solchen doch nimmer finden werde — dachte sie daran, daß er,

kaum nachdem er sie verlassen, in andere Netze gefallen, schmählich besiegt worden war, von einer Anderen, die damals schon vielleicht schlechter war, als Pauline jetzt? Ihre blassen Lippen zitterten zuweilen, als entringe sich ihnen eine bittere Verwünschung, ein Wort des Hasses, oder auch der Anklage — gegen wen? — gegen ihn oder sie selbst, oder gegen die ganze Welt?

„Ich hätte sterben können für ihn!" flüsterte sie leise vor sich hin. „Da er mich verließ, da ich für ihn nicht vorhanden war, so waren mir alle Männer gleich! Mein Herz verlor seinen Halt, da ich wußte, daß er es verschmähe, daß ich es doch nimmer für ihn aufbewahren könne. Und für sie — für sie, die wahrlich nicht besser ist, als ich — war er nur ein Spielball, eine Unterbrechung des Einerlei — er, mein Abgott, dem ich keinen Zweiten an die Seite zu stellen wußte! Mich würdigte er kaum eines Blickes, und doch konnte ich ihm damals ein ganzes und volles Herz bieten! Und einige Wochen darauf ließ er sich von dieser Sirene fangen! So also ist Duisfelden, und um deßwillen warf ich mich wie eine Verzweifelnde in diesen Abgrund! Weil mir dieser Stern verschwand, sollte es auf immer für mich Nacht sein! Und er ist nicht besser, als sie Alle! O, wenn ich denn einmal bin, was ich bin, so wäre es besser, ich hätte dies nicht erfahren! Um ihn zu vergessen, ließ ich mich auf diese Bahn drängen! Weil ich fühlte, daß ich keinem Anderen mehr mein ganzes Herz schenken könne, zerriß ich es in Fetzen und warf es dem hin, der ein Stück davon wollte. Ich fühlte, daß es schlecht war, aber ich lachte darüber. Was nutzte mir ein Herz, das er nicht annehmen, ein Mund, den er nicht küssen wollte! Und meine einzige Stütze war der Gedanke, daß es gleichgültig sei, wie ein Wesen ende, das ihm gleichgültig war — mein einziger, letzter, verzweifelter Trost: daß es schwer sei, dem Bösen zu entgehen, wenn das Gute sich abwendet! Und

Alles zerronnen! Schlecht geworden um eines Mannes willen, den ein solches Weib jetzt verschmäht! O bittere, bittere Täuschung! Erst jetzt werde ich wissen, was Reue ist, brennende Reue! Wenn die Erinnerung an die Jugend, wenn die Gespenster meiner Schwäche und meines Leichtsinns vor mir aufstiegen, so stieß ich sie lachend zurück: es war mir ja nicht bestimmt gewesen, von ihm, dem Einzigen und Besten, geliebt zu werden — also schnell hindurch durch das traurige Leben! Und was ich auch um des Besten und Reinsten willen nicht hätte thun dürfen, was ich nimmer gethan hätte, wenn ich nur Zeit gehabt, mich zu fassen, wenn nicht von hundert Seiten Verlockungen mich umstürmt — ich habe es gethan um Eines willen, der ebenso schwach war, wie sie Alle, und den ich nur nicht gewann, weil ich es nicht verstand, ein Netz zu schlingen! O, meine Strafe — jetzt, jetzt erst ist sie da, und härter, als ich fürchtete. O — ich könnte ihn hassen — ich hasse ihn schon! Ich verzweifelte, weil mir das Schicksal ihn geraubt! Ich trank das Gift des Rausches — zu schnell, zu früh, zu hastig! O, warum mußte ich erfahren, welche Thörin ich gewesen! Es giebt eine Strafe — eine Hölle hier auf Erden!"

Sie ließ den Kopf tief auf die Brust sinken und saß lange so. Ein Diener, der in das Zimmer kam, weil er wegen der Stille vermuthete, es befinde sich Niemand mehr dort, weckte sie aus ihrem Hinbrüten. Sie stand auf, bleich, mit glanzlosen Augen. Dann schien sie sich auf Gertrud zu besinnen. Sie stand still, überlegend. Dann ging sie nach Gertrud's Zimmer.

Gertrud richtete sich auf, als Pauline eintrat. Selbst das junge Mädchen mußte bemerken, daß der Ausdruck in dem Gesichte Paulinens ein ganz anderer geworden war, hart und ernst. Als sie jedoch mit ihren großen Augen ihre Beschützerin fragend, bang und doch ergeben anschaute, wich die Härte aus Paulinens Zügen. Sie setzte sich neben

Gertrud und fragte, wie sie sich befinde. Gertrud antwortete, daß sie außer etwas Schwäche nichts Unangenehmes fühle, und daß jene wohl nur von der Angst und Aufregung herrühre.

„Hat der Herr — oder die Dame Sie verlassen?" fragte Gertrud dann.

„Ja, nachdem sie mir etwas gesagt, das ich lieber nicht gehört hätte," antwortete Pauline. „Wo haben Sie dieselbe gesehen?"

Gertrud erzählte unbefangen jenes einfache Zusammentreffen in der Schweiz. Pauline hielt ihren Blick unablässig auf das junge Mädchen gerichtet, als wolle sie in der Seele desselben lesen. Wenn je ein klares, treues Auge die Wahrheit sprach, so war diese Seele rein, ohne Arg, Falsch und Heimlichkeit! Sanfter und sanfter wurde der Blick Paulinens.

„Würden Sie mir einen Gefallen thun?" fragte sie dann, herzlich Gertrud's Hand ergreifend.

„Aber Madame!" bat diese verwirrt. „Gewiß! Sie haben sich meiner so gütig angenommen!"

„O, was will das sagen!" rief Pauline schmerzlich. „Ich wünschte, ich könnte viel, viel mehr thun, nicht nur für Sie, sondern auch für Andere! Bitte, erzählen Sie mir Alles, was Sie von Otto Duisfelden wissen! Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Niemand weiter etwas davon erfahren soll — ich behalte es für mich, als ein Geheimniß! Wollen Sie es thun?"

„O, Madame, das ist so einfach, so wenig!" sagte Gertrud.

Und sie erzählte. Unwillkürlich wurde ihre Erzählung zu einer Geschichte ihres Lebens, denn Pauline wußte manche kleine Frage einzuschalten, die Gertrud zwang, genauer auf die Einzelnheiten einzugehen. Auch empfand Gertrud das innere Bedürfniß, das jedem Leidenden und Geängsteten

eigenthümlich ist, sich auszusprechen, sich mitzutheilen. Sie schilderte die Toni, sie berichtete von ihrem zweiten Zusammentreffen mit Otto, auf der Insel Capri, von dem guten Maler Roth, von ihren Wanderungen mit der Toni, endlich von ihrem verhängnißvollen dritten Zusammentreffen mit Otto und von ihrer Verwundung. Sie erzählte so einfach und wahr und dabei so innig, in so beredten Ausdrücken, die Empfindungen ihrer Seele spiegelten sich so klar in ihren Zügen, in ihren glänzenden Augen, daß ihre Schilderung fesselnd wurde, wie ein Gedicht, und Pauline unverwandt lauschte. Als Gertrud geendet, blickte Pauline sie noch lange an, aber mit Gedanken beschäftigt, die nicht allein auf Gertrud Bezug hatten. Daß dieses Kind Duisfelden liebte — wenn vielleicht auch nur mit schwesterlicher Neigung, daran war kein Zweifel, ebenso, daß Otto Duisfelden ihr die wärmste Theilnahme schenkte. Wiederholte sich hier etwas von dem, was Pauline früher, wenn auch weniger kindlich und unschuldsvoll, empfunden? War Otto Duisfelden auch für Gertrud der Einzige, vor dem jeder Andere erblich? Und wie war Otto Duisfelden geworden? Was war ihm dieses Kind? Ein armes Mädchen, dem er eine flüchtige vorübergehende Neigung schenkte, um sein Herz für immer zu brechen?

„Sie haben Recht gethan, zu fliehen," sagte Pauline dann. „Nach Allem, was Sie mir erzählt, drohte Ihnen eine Gefahr, größer, als Sie glauben. Aber weshalb wollen Sie sich nicht sogleich an Otto Duisfelden wenden, wenn Sie ihm doch vertrauen?"

„Es ist mir, als dürfte ich das nicht, Madame," antwortete Gertrud. „Ich vertraue ihm, ja, von ganzem Herzen. Aber seit einigen Monaten, seit ich darüber nachdenke, fühle ich, daß es gewisse Personen giebt, deren Hülfe wir nicht in Anspruch nehmen dürfen, auch wenn wir es möchten. Otto Duisfelden ist ein reicher junger Herr, und ich

bin ein armes Mädchen. Meinen Sie nicht, daß die Welt darüber sprechen, daß man mich tadeln würde?"

Sie that diese Frage schüchtern; es war, als wolle sie von einer Anderen das bestätigt hören, was sie selbst fühlte.

„Man würde es vielleicht mit größerem Grunde tadeln, wenn Otto Duisfelden Ihr Vertrauen mißbrauchte!" sagte Pauline. „Und sind Sie so sicher, daß Otto Duisfelden dies nicht thun würde? Jene andere Dame hat mir etwas von ihm erzählt, das mein Vertrauen zu ihm erschüttert hat, so fest es sonst auch war."

Der eigenthümliche, peinliche Eindruck, den diese Worte auf Gertrud machten, war so deutlich, daß Pauline ihn sogleich bemerken mußte. Es zeigte sich etwas, das sogar dem körperlichen Schmerze ähnlich sah, auf Gertrud's Zügen.

„O," sagte sie, „glauben Sie das? Aber, ich weiß nicht, das Gesicht der Dame war keines von denen, die mir volles Vertrauen einflößen könnten. Würden Sie glauben, daß jene Dame immer die Wahrheit sagt?"

Pauline schwieg; sie wurde fast verwirrt vor dem vorwurfsvollen Blick, den Gertrud auf sie richtete. Die einfache Frage hatte sie in's Herz getroffen. Ja — hatte jene Frau die Wahrheit gesagt? Wie leicht hatte Pauline ihr geglaubt! Hatte sie recht daran gethan? Alles, was Gertrud ihr erzählt, zeigte den Charakter Duisfelden's wieder ganz in dem Lichte, in welchem er Paulinen früher erschienen, edel und rein. Wenn jene Frau verleumdet — verleumdet, um Paulinens Herz zu treffen? Was war natürlicher, erklärlicher? — Sie blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Es ist besser, auf jeden Fall, wenn Sie zu der Comtesse Bonargies zurückkehren," sagte sie dann. „Ich werde Sie morgen früh dorthin führen. Finden Sie dort kein Asyl, so werde ich Ihnen, wenn auch nicht in diesem Hause,

doch irgendwo eine Wohnung suchen, in der Sie ganz sicher sind. Jetzt, mein Kind, gehen Sie zu Bett! Stehen Sie auf, reichen Sie mir den Arm!"

Gertrud erhob sich. Es war nur ein leichter und vorübergehender Schmerz, den sie an dem Fuß empfand, den ein Pferdehuf gestreift. Pauline nahm eine von den brennenden Kerzen und führte Gertrud durch einige Zimmer nach einem abgelegenen Kämmerchen, das freundlich, aber einfach, ohne jeden Schmuck war.

„Hier schläft zuweilen die Tochter einer Frau, einer Deutschen, die bei mir wohnt, wenn sie vom Lande herüber kommt — ein gutes, frommes Kind!" sagte Pauline, und sie athmete tiefer. „Hier werden Sie am besten aufgehoben sein!"

„O ja, ich danke Ihnen!" rief Gertrud freudig. „Hier ist es wirklich so still, so heimlich!"

Pauline begann Gertrud zu entkleiden. Das junge Mädchen wollte es nicht dulden. Sie erschrak, als die feine Hand Paulinens, auf der Diamanten blitzten, ihr einfaches, wollenes Kleid berührte. Es war nicht allein Scham, es war Verwirrung, daß eine so feine, reiche Dame ihr, dem armen Mädchen, die Dienste einer Magd verrichten wollte.

„Gertrud!" — sagte Pauline leise und ihr Blick ruhte mit so unsäglicher Wehmuth und so flehender Bitte auf dem jungen Mädchen, daß dieses verstummte — „Gertrud, wenn Sie mir die größte Freude bereiten wollen, so lassen Sie mich gewähren. Wir werden uns vielleicht — wahrscheinlich nie wiedersehen! Es ist mir die süßeste Wonne, Ihnen dienen zu können!"

Gertrud ließ sie gewähren. Sanft, mit geschickten, nur zuweilen zitternden Händen entkleidete Pauline das junge Mädchen, löste ihr das schmale Mieder, streifte die Schuhe von dem schlanken Fuß, vor ihr knieend. Zuweilen lächelte

sie, und doch war ein so eigener Glanz in ihrem Auge, als sei es feucht. Dann ordnete sie die Kissen. Als sie sich umwandte, stand Gertrud vor ihr im leichten, weißen Nachtgewand, das goldene Haar halb gelöst, verwirrt, in süßer Scham.

„Nun will ich denken, Sie seien mein kleines Schwesterlein, das früh gestorben," sagte Pauline, „und will Sie betten, wie ich es einst mit Lieschen gethan. Seien Sie nicht böse, es thut mir so wohl, Jemand dienen zu können!"

Und mit einem Lächeln, das ein Schluchzen verbarg, nahm sie Gertrud in ihre Arme und hob sie empor, als sei sie ein Kind. Einen Augenblick lang ruhte das junge, unschuldige Herz Gertrud's an diesem Herzen, dessen innerste Regungen sie nicht kannte, und sie fühlte, wie die seltsame Frau, die sich zu ihrer Dienerin machte, zitterte und erbebte, wie es durch diese starken und festen Arme zuckte, die sie umfangen hielten, wie es tief unter der schwellenden Brust pochte, an der sie ruhte. Dann bettete Pauline Gertrud auf dem einfachen Lager, schob ihr die Kissen zurecht und hüllte sie in die Decken.

„Beten Sie, Gertrud?"

„Ja, immer!"

„Wollen Sie mich in Ihr Gebet einschließen — nur einmal — heut?" flüsterte Pauline, tief über sie gebeugt.

„Gern, von Herzen gern!" antwortete Gertrud, und schon begannen ihre Augenlider zu sinken — sie war sehr müde.

„Wollen Sie mir einen Kuß geben, Gertrud?" flüsterte Pauline.

Statt der Antwort reichte ihr Gertrud den kleinen, rothen Mund, schlaftrunken, mit einem Schimmer von Lächeln, wie ein Kind, das die Mutter bettet. Pauline berührte ihn leicht und innig. Fiel ein heißer Tropfen auf Gertrud's Wange und wurde er leise weggeküßt?

Gertrud wußte es nicht. Schon umfing sie der süßeste Schlaf.

Noch lange stand Pauline über sie gebeugt und lauschte ihren leichten Athemzügen, in die sich nur selten etwas wie ein Seufzer der Erleichterung mischte — und blickte auf das schöne Antlitz, auf dem der Frieden des Schlafes ruhte. Dann zog sie einen Stuhl an das Bett und setzte sich neben dasselbe, immerfort Gertrud's Antlitz betrachtend. Ihr Auge war nicht starr, aber es hatte jenen Ausdruck, der verrieth, daß ihre Gedanken ganz und gar mit etwas Fernem und Wichtigem beschäftigt seien.

So kam der Morgen, und sein Dämmern mischte sich mit dem Licht der Kerzen. Gertrud schlief ruhig und fest. Nur einmal schien ein Traum sie vorübergehend zu quälen. Ihre Arme erhoben sich, als wollten sie Jemand fortdrängen, sie athmete hastig, wie in großer Erregung, die Lippen öffneten sich und sie rief, ganz verständlich:

„Nein, nein, nimmermehr! Ich kann ihm nicht trauen — ich kann ihm nicht folgen! Und müßte ich sterben — ich kann nicht mit ihm gehen!"

Aber das war bald vorüber. Frieden, Ruhe und Lächeln kehrten wieder auf ihr Antlitz zurück, und süß und wohlig zusammenschauernd, wandte sie sich nach der anderen Seite. Das düstere Traumbild Porzi's mochte einem freundlicheren Bilde gewichen sein.

Pauline war niedergekniet. Ihre Stirn ruhte neben der Hand Gertrud's. Dort kniete sie Stunden lang, während das Licht des Tages allmählich durch die weißen Vorhänge brach und unten auf der Straße das Leben des Morgens erwachte.

Was dachte sie? Was fühlte sie?

O, weshalb ist der Wille in dem Einen so schwach, in dem Andern so stark? — Und weshalb lächelt der Eine

über seinen Fehltritt, während sich das Herz des Anderen in heißer, bitterer Reue verzehrt? —

Die schmetternde Musik eines Corps Soldaten, das vorüberzog, ließ Gertrud halb erwachen. Pauline fuhr auf und entfloh leise aus dem Zimmer, ohne daß Gertrud sie bemerkt.

Aber sie kam bald zurück. Ihr Gesicht war ruhiger; es zeigte die Abspannung einer durchwachten Nacht, aber auch eine gewisse Ruhe der Ergebung, die es vorher nicht gezeigt. Sie hatte den Anzug gewechselt und war jetzt in einfachere, dunkle Tracht gekleidet. Auch dieses Mal setzte sie sich, obwohl etwas entfernter, vor Gertrud's Bett, und betrachtete das schlafende Mädchen. Ihr Gesicht behielt den Ausdruck des tiefsten Ernstes und einer stillen Entsagung. So erwartete sie das Erwachen Gertrud's, auf deren Wangen der Morgenschlaf ein helles Roth gehaucht hatte. Ihre rosigen Lippen lächelten wieder — der Geist schien sich vom Schlaf losringen zu wollen — der müde Körper hielt ihn noch zurück. Mit stummem Entzücken ruhte Paulinens Blick auf diesem Antlitz, auf dem die Unschuld des Engels und das süße Behagen des Menschenkindes sich vereinten.

„Otto!" sagte Pauline leise. „Wenn Du so bist, wie ich glaubte, und der Himmel wollte Dich segnen — so würde er Dich dieses Mädchen so schauen lassen, wie ich sie schaue — und als Dein Weib!" —

Gertrud erwachte. Die blauen Augen hoben sich, wie zwei Blumen, blitzschnell erschlossen, aus dem rosigen Kelch, der sie bis dahin bedeckt. Fragend sah sie sich um und blickte einige Sekunden auf Pauline, bis sie sich erinnerte, was mit ihr geschehen. Pauline lächelte ihr zärtlich entgegen, wie eine ältere Schwester der jüngeren.

„Ich will gehen und uns den Kaffee bestellen!" sagte

sie. „Inzwischen werfen Sie Ihr Röckchen über. Dort, die kleine Toilette enthält Alles, dessen Sie bedürfen. Wir bleiben zusammen, bis ich — Sie verlassen muß!"

Sie ging hinaus. Gertrud träumte noch eine Minute und sammelte ihre Gedanken — dann, frisch wie ein Reh, erhob sie sich und kleidete sich an, schob die Vorhänge bei Seite und öffnete das Fenster ein wenig, damit die frische Luft eindringen könne. Sie wußte es nicht, wie es kam — aber obwohl dies ein fremder Ort und ihre Lage eine so seltsame war, so fühlte sie sich doch heiter und fröhlich. Es war ihr, als lägen die Toni, Porzi, ihre Flucht und alle Schrecken weit hinter ihr. Das freundliche, saubere Zimmer, dessen Einfachheit so vollkommen mit Gertrud's Gewohnheiten und Wünschen übereinstimmte, gefiel ihr ungemein. Das war nicht die schwere, gediegene Pracht, die sie in Bonargies und in dem Hotel, das Porzi bewohnt, gesehen, und die sie so bedrückt. Sie fühlte sich wohl, und die Heiterkeit ihres strahlenden Auges, das Lächeln auf ihren Lippen zeigten dieses Wohlsein.

Pauline kam, als Gertrud sich angekleidet hatte. Sie bestand darauf, daß sie Gertrud's Haar flechten und ordnen wolle. Gertrud begriff das nicht und sträubte sich, aber Pauline wiederholte, daß es ihr große Freude mache, zu denken, Gertrud sei ihre kleine Schwester. Dann führte sie ihren Schützling in ein Nebenzimmer, das ebenfalls nur einfach eingerichtet, aber hell und freundlich, wie Gertrud's Schlafzimmer war. Hier hatte Pauline den Kaffeetisch geordnet und mit Blumen geschmückt. Sie selbst holte aus einem Nebenzimmer das duftende Getränk, die schneeweiße Milch, das zarte Gebäck. Gertrud errieth wohl, daß ihre Beschützerin gewöhnt sei, von dem Besten zu genießen, was Paris bot. War doch kaum bei der Comtesse Celina und bei Porzi, der es an keiner Aufmerksamkeit fehlen ließ, der

Frühstückstisch so reich und gut besetzt gewesen! Auch Pauline schien heiter, aber sie ließ meist Gertrud plaudern, und weidete sich an der Unbefangenheit und sorglosen Aufrichtigkeit des jungen Mädchens.

„Aber Madame!" rief Gertrud dann. „Ich nehme Ihre ganze Zeit in Anspruch! Lassen Sie mich doch allein!"

„Im Gegentheil, Kind, ich will jede Minute Ihrer Gegenwart genießen!" antwortete Pauline. „Wenn man einen Engel bei sich beherbergt, so soll man ihn gut aufnehmen — das lohnt Gott!"

„Ich — ein Engel?" rief Gertrud lachend. „O, da müßten Sie die Engel auf den schönen Bildern in Italien sehen!"

„Sie sind mir lieber, Kind!" sagte Pauline. „In Ihnen habe ich das, was man sonst nur träumt und malt. Ach — wir werden uns bald trennen müssen! Aber man erwartet Sie ja nicht. Bleiben Sie noch bei mir — bis Nachmittag!"

„Mit Freuden!" rief Gertrud. „Es ist so schön bei Ihnen, und Sie sind so freundlich gegen mich!"

„Ich sage ja, ich denke, Sie seien mein Schwesterchen!" sagte Pauline. „Und außerdem werde ich Sie nicht wiedersehen!"

„Nicht wiedersehen?" rief Gertrud, betrübt und verwundert.

„Das heißt — in längerer Zeit nicht!" verbesserte sich Pauline. „Ich verreise in den nächsten Tagen — weit fort, auf Jahre lang. Da wäre es schon ein merkwürdiger Zufall, wenn wir uns wiedersähen. Nun, um so heiterer wollen wir heut zusammen sein. Ich will Sie keine Minute verlassen!"

Gertrud konnte sich nicht sogleich in den Gedanken einer so langen Trennung finden, der doch so natürlich war. Aber Pauline plauderte diesen Kummer hinweg. Sie holte dann

ein Mäntelchen und einen Hut für Gertrud und sagte, sie wolle mit ihr ausfahren und ihr Einiges von Paris zeigen. Sie selbst nahm einen sehr einfachen Mantel und einen Hut mit einem dichten Schleier. So verließen sie das Haus auf einer Hintertreppe, Pauline miethete eine Kutsche und sie fuhren hinaus nach den Champs Elysées und dem Bois de Boulogne.

Das war eine frohe Fahrt — für Gertrud wenigstens; denn Paulinens Gesicht wurde ernst, sowie Gertrud aufhörte zu plaudern, oder sobald sie ihre eigenen Gedanken überkamen. Hier war Gertrud nicht geängstigt durch die Nähe Porzi's. Zuweilen dachte Gertrud wohl an Porzi und Toni zurück; aber es war ihr nicht möglich, ihre Gedanken lange bei dieser Erinnerung verweilen zu lassen. Es war ihr, als sei sie einem Gefängniß entschlüpft. Und überdies war die Toni, seit sie wußte, daß sie derselben nicht mehr vertrauen dürfe, nicht mehr die frühere Toni, die geliebte Mutter für sie. Das Rechtlichkeits- und Wahrheitsgefühl in Gertrud war zu groß, als daß ihr Herz durch diese Entdeckung der Toni nicht hätte entfremdet werden müssen. Sie wünschte ihr Gutes und Liebes zu erweisen, ihr dankbar zu sein. Aber sie wünschte doch im Geheimen, sie möchte die Toni erst nach einiger Zeit, nicht unmittelbar nach diesem Verrath wiedersehen.

So verstrichen die Stunden pfeilschnell. Gegen drei Uhr kehrten sie nach der Wohnung Paulinens zurück, nicht durch die große Thür, durch die Gertrud am vergangenen Abend mit Pauline hinaufgegangen war, sondern durch dieselbe Hinterthür, durch welche sie dieselbe heut verlassen. Gertrud dachte nicht weiter nach über diese kleinen Heimlichkeiten, obgleich sie dieselben bemerkte.

Pauline hatte eine kleine Mahlzeit, halb Dejeuner, halb Diner, anrichten lassen, die sie selbst wieder in jenem freundlichen Zimmer servirte. Pauline war ernster bei die-

sem Mahl; auch Gertrud wurde allmählich stiller, die Trennung nahte.

„Gertrud," sagte Pauline beim Nachtisch, „ich möchte Ihnen gern ein Andenken geben, aber ich weiß nichts. Sie könnten sich aussuchen, was Sie nur in meiner Wohnung fänden. Aber das hat keinen Werth für Sie und mich. Darf ich Ihnen eine Kleinigkeit anbieten, die für mich den größten Werth hat?"

Sie ging und kam zurück mit zwei kleinen unscheinbaren und kunstlos gearbeiteten Heiligen-Bildern, beide die heilige Elisabeth vorstellend. Pauline reichte ihr das eine.

„Es ist das Einfachste, das in diesem Hause zu finden ist," sagte sie, „und für mich das Kostbarste. Meine Mutter brachte sie mir, als ich noch ein kleines Mädchen war, von einem Jahrmarkt. Bald darauf starb sie. Behalten Sie es zum Andenken und geben Sie mir eine Locke von Ihrem schönen Haar. Wollen Sie?"

Gertrud war gern bereit. Aber der nahende Abschied machte sie traurig.

„Kind," sagte Pauline, ihren Arm um Gertrud schlingend, „ich sagte Ihnen schon, daß wir uns vielleicht nicht wiedersehen, vielleicht in Jahren nicht. Sollten Sie in Noth kommen, wollen Sie an mich denken und an diese Adresse schreiben? Dieser Herr wird stets wissen, wo ich bin. Versprechen Sie es?"

Sie schrieb die Adresse auf ein Blatt Papier und gab sie Gertrud. Es war die Adresse eines Herrn Büsemann in Heidelberg — eines Mannes, sagte sie, der es stets gut mit ihr gemeint habe.

„Und noch Eines!" sagte Pauline. „Wollen Sie mir ein Versprechen geben, Gertrud?"

„Gern, Madame! Welches?"

„Nehmen Sie nie die Liebe eines Mannes an, der Sie nicht zu seiner Gattin machen will!" sagte Pauline leise und

innig, und legte ihr Gesicht so dicht an Gertrud's Wange, daß Gertrud die wechselnde Farbe desselben nicht bemerken konnte. „Die Männer versprechen viel und meinen es auch oft aufrichtig. Aber vertrauen Sie Keinem, der Ihnen von Hingebung spricht, ehe Sie ein unlösbares Band verbunden. Sie verstehen mich jetzt vielleicht noch nicht ganz — Sie werden mich verstehen! Man spricht so viel von Hingebung der Liebe, die nur nach Liebe, nach nichts weiter fragen soll. Nein, nein — trauen Sie niemals dem, der so spricht, und fliehen Sie ihn, sollte auch Ihr Herz dabei verbluten. Es giebt kein Hinderniß in der Welt, das einen Mann abhalten könnte, ein Mädchen, so rein, unschuldig und treu, wie Sie, zu seiner Gattin zu machen! Erinnern Sie sich meiner Worte! Sie werden es mir danken!"

„Aber, theure Madame," sagte Gertrud, erstaunt über die Erregung, in welcher Pauline sprach, „ich habe mir nie denken können, daß ein Mann von Liebe sprechen könne, der nicht zugleich wünscht, mein Gatte zu werden! Wie kann man Jemand wirklich und aufrichtig lieben, ohne nicht zu wünschen, ihn auf immer zu besitzen?"

„So sollte es sein! Aber es ist anders; Sie werden es erfahren!" sagte Pauline. „Und dann erinnern Sie sich meiner Worte! Doch jetzt genug davon! Für einen Geist, wie der Ihre ist, habe ich genug gesprochen! Noch Eines! Wenn Sie im Hotel Bonargies bleiben, so werden Sie morgen oder in den nächsten Tagen einen Brief von mir erhalten, der Ihnen sagen wird, ob Sie Otto Duisfelden trauen können, oder nicht, und der zugleich seine Adresse enthält."

Gertrud schwieg und senkte die Augen. Wollte sie damit andeuten, daß sie einer solchen Versicherung nicht bedürfe?

„Und nun kommen Sie!" rief Pauline dann. „Wie sehr wünschte ich, daß Sie noch bleiben könnten, aber Sie

müssen nach dem Hotel Bonargies. Ich führe Sie dorthin und warte vor dem Thor. Bringen Sie mir Nachricht, ob Sie dort bleiben können. Ich denke, der Herr Italiener wird es nicht wagen, Sie mit Gewalt aus dem Hotel Bonargies zu holen, wo er Sie gewiß vermuthet. Aber es wäre möglich, daß Ihre Pflegemutter käme, um ihr Recht auf Sie geltend zu machen. Seien Sie deshalb vorsichtig und lassen Sie sich verleugnen. Die Hülfe der Polizei wird weder Porzi noch die Toni in Anspruch nehmen, weil sie das Aufsehen und die damit verbundene Nachforschung fürchten. Dennoch können Sie nicht mißtrauisch genug sein. Folgen Sie Niemand, den Sie nicht kennen. Wenden Sie sich in dem Falle, daß man Sie mit Gewalt zu der Toni oder zu Porzi zurückführen will, an Otto Duisfelden. Er wohnt bei dem Grafen d'Elnay, Rue Taitbout."

Sie schrieb schnell diese Adresse zu der anderen.

„Und ich könnte mich nicht an Sie wenden?" fragte Gertrud leise. „Aber Sie reisen —"

„Nein, an mich, das ist leider unmöglich!" antwortete Pauline, den Blick senkend. „Doch — wenn Sie keinen sicheren Aufenthalt im Hotel Bonargies finden, führe ich Sie noch heut nach einer Wohnung, in der Sie wenigstens für die nächsten Tage sicher sind. Indessen, wenn die Comtesse Bonargies wirklichen Antheil an Ihnen nimmt, so hat sie, da sie weiß, daß Sie sich in Paris befinden, gewiß hierher geschrieben. Wir müssen das erst zu erfahren suchen!" —

Eine halbe Stunde später erreichte der Wagen das Hotel Bonargies, in der Rue St. Dominique. Pauline ließ ihn halten und wartete, während Gertrud schüchtern und mit klopfendem Herzen klingelte und den Hof betrat.

Das Hotel war demjenigen sehr ähnlich, in welchem Porzi wohnte, und diese Aehnlichkeit, sowie der Gedanke der Trennung von Pauline, erfüllten Gertrud's Herz mit Ban-

gen. Bescheiden fragte sie den Portier, wer in Abwesenheit des Grafen das Haus verwalte. Der Portier nannte ihr den Namen einer Schaffnerin, welche in Gemeinschaft mit einem alten Hausmeister die Verwaltung führe. Gertrud betrat das Hotel. Sie fand eine alte, freundliche Frau, die schon nach den ersten Worten, die Gertrud gesprochen, überrascht ausrief:

„Ja, ja — ich weiß von Ihnen! Unsere gnädigste Comtesse hat von Ihnen geschrieben! Sie heißen Mademoiselle Gertrud — Gertrud Haller? Nicht wahr?"

Und ehe Gertrud noch die Frage der alten, eifrigen Frau bejahen konnte, eilte diese fort und holte einen Brief, den sie Gertrud zu lesen gab. Dieser enthielt die folgende Stelle:

„Liebste Frau Vivier! Sollte eine junge Dame, Namens Gertrud Haller, in unserem Hotel erscheinen und sich nach mir erkundigen, so empfangen Sie dieselbe, als ob ich es selbst sei. Sollte dieselbe im Hotel wohnen wollen, entweder allein oder mit einer älteren Frau, so nehmen Sie die junge Dame auf, als sei ich es selbst, und benachrichtigen Sie Madame Florentine de Richefort von ihrer Ankunft. Die junge Dame ist mir lieb, wie eine Schwester! Böse Menschen stellen ihr nach. Sorgen Sie deshalb dafür, daß sie in unserem Hotel ganz sicher sei, daß Niemand zu ihr gelange, den sie nicht sehen will — seien Sie vorsichtig — ich werde es Ihnen danken. Hüten Sie Mademoiselle Gertrud, als wäre ich es selbst, und bitten Sie dieselbe, sogleich an mich zu schreiben. Sollten wegen des Aufenthalts der jungen Dame Schwierigkeiten von irgend einer Seite erhoben werden, genug, sollte man die Absicht haben, dieselbe auf irgend eine Weise aus dem Hotel zu entfernen, so wenden

Sie sich an den Grafen d'Elnay, Rue Taitbout, der selbst oder durch irgend einen seiner Freunde Ihnen sagen wird, was Sie zu thun haben. Noch einmal — nehmen Sie das junge Mädchen auf, wie meine beste Freundin! — Mein Vater erholt sich mit jedem Tage. Ich lebe, wie im Himmel. Und wenn die Gesundheit meines Vaters in demselben Maße fortfährt, sich zu bessern, so reisen wir in wenigen Wochen nach Paris. Ich weiß, liebste Madame Vivier, wie Sie sich darüber freuen! Meine Empfindungen kann ich Ihnen nicht schildern ...."

Gertrud weinte leise vor Freude, als sie diese Zeilen las; sie führte sie an ihre Lippen und küßte sie. So schlug also das Herz ihrer verehrten Comtesse wirklich in dauernder Theilnahme für sie, und hatte ihr vorsorglich für alle Fälle einen Schutz bereitet! Madame Vivier begann nun erst, Gertrud ihre Aufmerksamkeit erweisen zu wollen; aber sie sah wohl — mit einigem Befremden — ein wie einfaches Kind die Freundin ihrer Comtesse sei, und ging aus dem Tone ehrerbietiger Höflichkeit in denjenigen über, der das Herz Gertrud's weit mehr ansprach, in den Ton mütterlicher Zärtlichkeit. Kaum wollte sie dulden, daß Gertrud hinausgehe, um Pauline den Brief zu zeigen. Sie fürchtete jetzt schon, Gertrud könne ihr entführt werden.

Als Gertrud an den Wagen trat, schien es ihr, als habe Pauline geweint. Doch lächelte sie jetzt freundlich. Sie las den Brief und neigte still und beistimmend den Kopf.

„Da haben Sie eine Freundin, wie Ihnen die Welt so leicht keine bessere bieten kann!" sagte sie. „Der Himmel ist mit Ihnen, und ich freue mich von ganzem Herzen darüber. Sie sind in guten Händen! Das macht mich glücklich. Und nun leben Sie wohl, mein liebes, liebes Mäd-

chen! Ihre Erscheinung war mir ein Sonnenstrahl — ich vergesse Sie nie! Gott segne Sie! Er wird auch mein Gebet erhören — ich bitte ja für Sie! Und wenn Sie glücklich sind — o, schreiben Sie mir unter jenem Namen, den ich Ihnen angab — es wird mir ein Festtag sein! Schreiben Sie!"

Sie drückte die Hand, die ihr Gertrud gereicht hatte, fest, schmerzlich. Gertrud sah, wie sie mit ihren Thränen kämpfte, wie sie sich bemühte, mit ihren Blicken gleichsam für immer das Bild Gertrud's in sich aufzunehmen.

„Aber an wen soll ich den Brief richten, den ich unter der Adresse jenes Herrn an Sie sende?" fragte Gertrud.

„An Pauline — nichts weiter! Leben Sie wohl, Gertrud!"

Sie gab dem Kutscher ein Zeichen — noch ein Händedruck — dann rollte der Wagen fort. Gertrud stand da, wie träumend. War es denn möglich? Sollte sie diese Frau, die es so gut mit ihr gemeint, nie wiedersehen? Junge Herzen können noch nicht begreifen, daß auf einen einzigen Tag herzlicher Begegnung so oft eine ewige Trennung folgt.

Als sie später im gemüthlichen Geplauder mit Madame Vivier dieser erzählte, wie sie mit „Madame Pauline" zusammengetroffen, wie dieselbe sie aufgenommen, schüttelte die gute alte Frau sehr oft den Kopf.

„Ja, es geschehen Wunder hier in Paris!" sagte sie. „Und dies ist eines von den größesten!"

Und erst am späten Abend, als Gertrud im Stande war, ihre Gedanken vollkommen zu ordnen und sich zu versenken in die Tiefen ihres emsig schaffenden Geistes, ward sie sich bewußt, wie seltsam es gewesen sei, daß eine solche, fast unsichtbare Hand, die Hand einer Frau, die sie vielleicht nie wiedersehen sollte, deren Namen sie nicht kannte, deren Wohnung sie nimmer wiederfinden konnte, sie hierher

geführt unter das schützende Dach, unter welchem eine andere sorgsame Hand ihr schon im Voraus ein Asyl bereitet!

Aber wenn auch seltsam — eine freudige und süße Erinnerung blieb diese Begegnung dennoch für Gertrud, und das Bild dieser unbekannten Frau stieg nie vor ihr auf, ohne das Gefühl der innigsten Dankbarkeit in ihr wach zu rufen. Selbst für Gertrud — obwohl jugendliche Herzen sich dem Außergewöhnlichen vertrauter fühlen, als ältere, da sie den herkömmlichen Gang des Lebens weniger kennen — lag in der Erscheinung Paulinens etwas Räthselhaftes. Aber trotzdem, oder auch vielleicht gerade deshalb, erschien ihr das Bild ihrer Retterin stets umgeben von einem hellen und freundlichen Glanze, und ihre Erinnerungen weilten gern bei ihm. Jene räthselhafte Frau hatte ihr nur den milden Glanz ihres Herzens gezeigt, das in seinem Innern doch so dunkel war.

Es war zwischen acht und neun Uhr an demselben Abend, als ein Diener Otto Duisfelden die Nachricht brachte, daß eine Dame den jungen Herrn zu sprechen wünsche. Ihren Namen hatte sie nicht genannt, aber sie hatte gesagt, daß sie eine Deutsche sei. Otto Duisfelden, nicht gewöhnt an die Besuche von Damen, vernahm dies mit einigem Befremden, um so mehr, da sein Aufenthalt, wenn derselbe auch kein Geheimniß mehr war, doch nur Wenigen bekannt geworden. Er vermuthete indessen, daß vielleicht eine Hülfsbedürftige ihn in Anspruch nehmen wolle — dann durchzuckte ihn der Gedanke, es sei Gertrud. Er beauftragte den Diener, die Dame nach einem

Zimmer zu führen, in welchem er Besuche zu empfangen pflegte.

Es herrschte in diesem Zimmer, als Otto eintrat, bereits eine gewisse Dämmerung, und der junge Mann bestellte Licht. Unmittelbar darauf trat die Dame ein. Otto erkannte sogleich, daß es Gertrud nicht sei. Die Dame war einfach gekleidet, trug einen dunklen, leichten Mantel und einen Schleier über dem schwarzen Hut. Otto ging ihr höflich entgegen. Sie schlug den Schleier zurück und er erkannte ein junges, schönes Gesicht, das jedoch deutliche Spuren von Abspannung und einen tiefen Ernst zeigte. Die großen, blauen Augen richteten sich mit einem eigenthümlichen, fragenden Ausdruck auf ihn — es lag etwas Bekanntes für ihn in diesem Blick, und doch fehlte ihm jede bestimmte Erinnerung. Er bat die Dame, sich zu setzen; sie lehnte es ab.

„Sie erinnern sich meiner nicht mehr?" fragte sie, und ein Lächeln, das unbefangen sein sollte und doch so wehmüthig war, trat auf ihre Lippen. Otto zögerte mit der Antwort und rief sein Gedächtniß zu Hülfe — eine bittere halbe Minute für diejenige, die vor ihm stand, deren Ideal, deren Gott er gewesen war und die seiner Erinnerung dennoch bis auf einen schwachen, ganz unbestimmten Hauch entschwunden war.

„Ich will Ihnen zu Hülfe kommen," sagte sie. „Erinnern Sie sich einer Pauline im Gasthaus „zum Odenwald" in Heidelberg?"

„Ah, Pauline!" rief Otto, und ein leises Erröthen flog über sein Gesicht. „Sie sind es! Verzeihen Sie — wie konnte ich Sie in Paris vermuthen!"

Und er reichte ihr die Hand.

Pauline nahm sie nicht. Es lag nichts Auffälliges in dieser Ablehnung, die sie unter einer Bewegung nach ihrem Taschentuch, das ihr entfallen, verbarg.

Otto bat sie abermals, sich zu setzen. Wieder lehnte sie es ab.

„Ich will Ihre Zeit nur wenige Minuten in Anspruch nehmen, Herr Duisfelden," sagte sie. „Ich habe Ihnen eine Nachricht zu bringen, und eine Frage an Sie zu richten. Ich will die letztere zuerst thun. Sie ist seltsam und wird Sie überraschen. Versprechen Sie mir, mir zu verzeihen, wenn meine Frage Ihnen unverschämt erscheint?"

„Ich muß sie doch erst hören!" sagte Otto, mit Leichtigkeit den herzlichen Ton anschlagend, der ihm so schnell jedes empfängliche Herz gewann. „Sprechen Sie nur! Wie haben Sie erfahren, daß ich hier wohne?"

„Die Antwort steht im Zusammenhang mit meiner Frage," antwortete Pauline. „Sie haben seit Heidelberg nichts mehr über mich gehört?"

„Die Wahrheit zu sagen — nein," antwortete Otto. „Ich bin seitdem viel gereist und —"

„Nun, man weiß auch in Deutschland nicht viel von mir," unterbrach ihn Pauline. „Ich habe ein bewegtes Leben geführt. Dieses Leben hat mich mit mancherlei Personen in Berührung gebracht, unter Anderm gestern erst mit einer Dame, die den höheren Ständen anzugehören behauptet und gern als Herr verkleidet geht. Ein Zufall führte das Gespräch auf Sie, und die Dame sagte, sie sei Ihnen vor einigen Wochen in der Schweiz begegnet."

Pauline hielt ihren Blick aufmerksam auf Otto gerichtet. Es konnte ihr nicht entgehen, daß er erröthete. Er verbarg zwar seine Verwirrung, indem er die Lampe, die der Diener gebracht, auf eine andere Stelle setzte, aber die Röthe blieb doch deutlich erkennbar auf seinen Wangen.

„Ah," sagte er, „ich glaube die Dame zu kennen. Wie nannte sie sich?"

„Sie hat mir ihren Namen nicht mitgetheilt," antwortete Pauline. „Genug, Sie wissen, wen ich meine. Ich

will nun meine Frage an Sie richten, Herr Duisfelden. Sie haben nicht nöthig, dieselbe zu beantworten. Und doch wünschte ich, daß Sie es thäten. Sie waren in Heidelberg der aufrichtigste Mann, den ich kannte, frei und offen. Ihre Antwort, ich schwöre es Ihnen, wird in meiner Brust verborgen ruhen. Ich werde jene Dame nicht wiedersehen — ich stelle meine Frage nur um meiner selbst, um meiner eigenen Aufklärung willen. Herr Duisfelden — auch wir werden uns nicht wiedersehen, und auch ich kann deshalb offen sprechen. Ich liebte Sie damals, ich verehrte Sie. Ich erzählte dies jener Dame und verschwieg nicht, daß meine Liebe von Ihnen nicht erwiedert worden sei. Darauf sagte mir jene Dame, daß sie Ihre glückliche Geliebte gewesen. Niemand kann über die Bedeutung dieser Worte in dem Munde einer solchen Dame im Zweifel sein. Hat die Dame die Wahrheit gesagt?"

Wäre nicht noch das Roth jener früheren Verwirrung auf Duisfelden's Wangen gewesen, so hätte es dem einer neuen weichen müssen. Dieser unerwartete Besuch, diese seltsame Frage, diese Erinnerung an eine Periode seines Lebens, die ihn selbst jetzt noch mit Scham und Reue erfüllte — sollte er darauf antworten, dieser Pauline antworten, die am allerwenigsten ein Recht zu solcher Frage hatte. Und doch — wenn er schwieg — bekräftigte er dann nicht die Behauptung Varvara's — die unwahre Behauptung?

„Ich wiederhole, daß ich das Unschickliche meiner Frage vollkommen einsehe!" fuhr Pauline fort. „Und dennoch beharre ich bei derselben. Ich möchte die Wahrheit wissen. So wie Sie mir damals erschienen, hielt ich es nicht für möglich, daß Sie das Opfer einer Kokette, auch der kühnsten werden könnten. Ist es dennoch der Fall gewesen? Hat jene Dame, wie ich jetzt fast glaube, nicht gelogen?"

Die letzten Worte entschieden den Streit, den Duisfelden in sich durchkämpfte. In der That — wenn Var-

vara sich nicht gescheut, zu Pauline, dem früheren Schenkmädchen, eine Unwahrheit zu sprechen, weshalb sollte er dieser Unwahrheit nicht ebenso offen und rücksichtslos entgegen treten? Sein Wahrheitsgefühl siegte. Er war erbittert gegen Pauline, die ihm in der That unverschämt erschien, aber mehr noch gegen Varvara, die tief gesunken sein mußte, wenn sie über jenes Verhältniß zu fremden Personen sprechen konnte. Oder war sie damals ebenso gewesen? Hatte er es nur nicht gewußt?

„Mein Fräulein," sagte er, „ich weiß, daß ich Ihre Frage nicht zu beantworten hätte. Aber da jene Dame mit einer mir unerklärlichen Freimüthigkeit über jenes Verhältniß gesprochen, so stehe ich nicht an, Ihnen die Erklärung zu geben, daß die Behauptung derselben unrichtig ist. Ich bin einige Monate lang mit ihr bekannt gewesen, möglich auch, daß sie mir damals nicht gleichgültig war, wenn ich auch das, was ich für sie fühlte, nicht Liebe nennen möchte, möglich ferner, daß nur ein Zufall mich von ihr trennte, jedenfalls aber hat sie kein Recht, sich eines glücklichen Verhältnisses, in dem Sinne, wie sie es gemeint, zu rühmen, da ein solches nie bestanden hat."

Otto Duisfelden sah den Schauer nicht, der Pauline durchrieselte. Aber er hörte den Athemzug, der ihr Herz erleichterte, er sah den Ausdruck der tiefsten freudigen Befriedigung in ihren Zügen und für einen Moment ruhte ihr Blick mit heißer, inniger Hingebung auf ihm. Im nächsten Moment war sie wieder ernst und gefaßt.

„Ich danke Ihnen, Herr Duisfelden," sagte sie. „Es kann Ihnen gleichgültig sein, wie viel Theil ich jemals an Ihnen genommen habe, oder noch nehme. Aber Sie haben mir etwas Tröstliches gesagt. Zum Dank dafür will ich Ihnen die Mittheilung machen, daß Gertrud sich glücklich geborgen im Hotel Bonargies befindet."

„Gertrud?" rief Otto, und die höchste und freudigste

Ueberraschung strahlte auf seinem Gesicht. „Gertrud? Was wissen Sie von ihr? Sie kennen sie?"

Pauline hatte genug gesehen. In solcher Seligkeit leuchtet nur das Auge eines Liebenden.

„Herr Duisfelden," sagte sie sanft bewegt, „Gertrud selbst wird Ihnen erzählen, wie und wo ich sie gefunden Es ist möglich, daß das herrliche Kind in seiner Schüchternheit sich nicht an Sie wenden wird. Jedenfalls kennen Sie jetzt ihren Aufenthalt. Sie ist für jetzt, hoffentlich für immer, aus der Macht des Italieners befreit. Ich habe nicht nöthig, Sie aufzufordern, über sie zu wachen. Nur um Eines bitte ich Sie: Gertrud kennt mich nicht. Wollen Sie ihr niemals, oder doch erst in späteren Jahren sagen, wer ich gewesen bin? Sie werden den Sinn meiner Worte, den Grund meiner Frage erst dann begreifen, wenn Sie wissen, wer Madame Pauline ist. Wollen Sie mir dieses kleine Versprechen geben?"

„Mein Fräulein — Alles an Ihnen ist so räthselhaft!" rief Duisfelden. „Aber wenn Sie Gertrud einen Dienst erwiesen, so muß ich Ihnen dankbar sein von ganzem Herzen!"

„Gut, so sagen Sie ihr — wenigstens jetzt! — nichts weiter, als was Sie in diesem Augenblick von mir wissen!" sagte Pauline, ihm fest in's Auge schauend. „Versprechen Sie das?"

„Wenn Sie es wünschen, gern!" antwortete Otto. „Aber wie kam Gertrud —"

„Sie werden das erfahren!" unterbrach Pauline. „Und nun Adieu, Herr Duisfelden! Für unsere flüchtige Bekanntschaft habe ich Ihre Geduld schon zu lange in Anspruch genommen. Wenn Ihnen die Gelegenheit werden sollte, Gertrud glücklich zu machen, wahrhaft glücklich — und ich denke, diese Gelegenheit wird kommen! — so erinnern Sie sich

daran, daß eine Verschollene, Verschwundene, Vergessene Sie dafür segnen wird. Leben Sie wohl, Otto!"

Ehe er noch ein Wort erwiedern konnte, verließ sie das Zimmer. Er erinnerte sich nur noch ihres letzten, glänzenden Blickes. Er rief ihr nach; aber sie eilte die Treppe hinab und verschwand. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen erhielt Gertrud Haller im Hotel Bonargies einen Brief, der nichts als die Worte enthielt:

„Vertrauen Sie Otto Duisfelden! Jene Dame hat die Unwahrheit gesagt.

Pauline."

Einige Tage später brachte eines der kleinen Pariser Blätter, welche ihre Leser mit Stadtneuigkeiten unterhalten, folgende Notiz, die wir hier mit kleinen Abänderungen wiedergeben.

„Unsere Stadt, so reich an ungewöhnlichen Dingen, ist abermals um ein seltsames Ereigniß reicher geworden. Madame Pauline, eine der gefeiertsten Schönheiten des Quartier Bréda, und Keinem unbekannt, der sich für die dortigen Berühmtheiten interessirt, hat gestern den bei Weitem größeren Theil ihres beträchtlichen Vermögens bei einem hiesigen Notar deponirt und denselben beauftragt, dasselbe an einzelne Personen, hauptsächlich aber an milde Stiftungen zu vertheilen. Sie selbst hat Paris mit einer verhältnißmäßig unbedeutenden Summe verlassen, und somit plötzlich einem Leben, das auf dem Höhepunkt des Glanzes stand, den derartige Berühmtheiten erlangen können, freiwillig entsagt. Sie soll von jeher eine etwas excentrische Person gewesen sein. Man erzählt sich Vieles von ihr, was darauf schließen läßt, daß ihr Charakter im Grunde ein guter war. Jedenfalls besitzt man viele Beweise ihrer Mildthätigkeit. Wir können

hier natürlich nicht auf die Details in dem Leben dieser seltsamen Persönlichkeit eingehen. Aber Alles, was man hört, bestätigt die Thatsache, daß sie bei denen, die sie kannten, einer gewissen Achtung genoß, und daß man nicht begreifen konnte, durch welche Ereignisse sie auf eine Laufbahn getrieben worden, die sie glücklicher Weise jetzt durch ihren außerordentlichen Entschluß, wie es scheint für immer, beendet hat. Man hat übrigens bei dieser Gelegenheit erfahren, daß sie nicht, wie man glaubte, eine Engländerin, sondern eine Deutsche war, gebürtig aus der Gegend von Heidelberg."

Als Otto, dem diese Zeilen zu Gesicht kamen, sie durchlesen hatte, konnte er nicht daran zweifeln, daß es dieselbe Pauline sei, deren Worte und Betragen ihn an jenem Abend in so große Verwunderung versetzt hatten. Ueberdies erhielt er einen Brief, in welchem sich jene Zeitungs-Notiz befand, und in welchem die Gründe, die Pauline in ihr traurig-glänzendes Leben hineingeworfen, in kühler und bitterer Weise auseinandergesetzt waren, und der mit den Worten schloß:

„So kann auch die Tugend Anderen schädlich werden. Die Herren Moralisten sollten sich nicht darauf verlassen, daß ihre Prinzipien unter allen Umständen zum Guten führen."

Aus der Handschrift und aus dem, was Pauline über das Zusammentreffen mit jener Dame erzählt, errieth Duisfelden, daß Varvara die Schreiberin gewesen. Was jenes unglückliche Mädchen ihm verhüllt, um ihn und sich zu schonen, das theilte ihm Varvara in kalter Berechnung mit. Welche von Beiden war besser — diejenige, die ein zerrissenes Herz und die Verzweiflung unerhörter Liebe in ihr eigenes Elend getrieben, oder diejenige, die in jener nicht seltenen Mischung von Sinnlichkeit und kaltem Verstande sich

ihre Opfer suchte und ohne Reue Herzen brach, während Jene, von einem traurigen Irrthum geblendet, nur Betäubung suchte? —

Es waren lange und düstere Stunden, die Otto Duisfelden dem Nachdenken über dieses ganz unerwartete Ereigniß widmete. Aber nichts in seinem Herzen klagte ihn an. Er bedauerte in seinem tiefsten Innern, daß ein Herz sich selbst zerstören könne, wie ein Kind sich selbst in thörichtem Trotz Schaden zufügt, weil man ihm ein Spielzeug vorenthält. Aber hatte er es voraussehen können? Und wenn er es vorausgesehen, hätte er es zu ändern vermocht? Hätte er Liebe geben können, wo er nur eine so flüchtige und schwache Aufregung empfunden? Keine Macht der Erde kann ein Frauenherz behüten, das sich nicht selbst zu wahren weiß. Es lag etwas traurig Ergreifendes in diesem wild zerstörenden Trotze, mit welchem Pauline sich durch Vernichtung ihres besseren Theiles an dem Himmel zu rächen suchte, der ihr den Geliebten nicht gewährt. Aber des Menschen Loos ist Ergebung, und vor Allem ist das Weib ohne Ergebung verloren, sobald die Vorsehung ihr einen Kampf zwischen Pflicht und Wunsch sendet! —

„Du lügst, höhnisches Weib!" sagte Otto zu sich selbst, an Varvara denkend. „Wäre ich ein Gott gewesen und hätte ich, was folgen würde, voraussehen und mich entschließen können, jenes Mädchen zu lieben, so wäre sie vielleicht durch das Opfer meiner selbst gerettet worden. Aber da ich nur ein Mensch bin und ahnungslos die Ursache eines solchen Unglücks wurde, so bin ich so schuldlos, wie derjenige, der dem Andern ein Gefäß reicht, welches er mit Wasser gefüllt glaubte, während ein Anderer es mit Gift füllte. Sie hat sich selbst zerstört, und ich freue mich, daß ihr jetziger Entschluß den Beweis geliefert, daß nicht alles Edlere in ihr zerstört war. Es würde mir grauen vor mir selbst, müßte ich glauben, daß ich einem ewig verlorenen

Wesen eine solche Leidenschaft hätte einflößen können — wie mir jetzt graut vor der Vergangenheit mit Dir, falsches Weib! Hätte ich damals den Wunsch jenes Mädchens gekannt und erfüllt, so wären wir Beide verloren gewesen, denn wer sich selbst nicht treu ist, kann auch Anderen nicht treu sein! Ich hätte sie mit derselben Schwäche verlassen, mit der ich mich ihr hingegeben. Ja, die Tugend ist eine Macht. Nur scheinbar kann sie zum Verderben führen. Hätte jenes Mädchen Gertrud nicht kennen gelernt, in ihr nicht das Urbild der Tugend gesehen — vielleicht würde sie ihrem Leben nie entsagt haben und tiefer und tiefer gesunken sein!" —

Hat man später noch von Pauline gehört? Ja. In einem der deutschen Kantone der Schweiz wurde im Herbst des Jahres 1856 eine Spinnerei errichtet, an deren Spitze ein alter geistlicher Herr stand, der die Kapitalien dazu hergegeben. Es fiel bald auf, daß in dieser Spinnerei vorzugsweise Mädchen beschäftigt wurden, die man anderswo nicht aufnehmen wollte, weil sie sich kleine Vergehen hatten zu Schulden kommen lassen, und daß sie, wenn sie nicht, was die Meisten thaten, in der Fabrik blieben, dieselbe gewöhnlich als brauchbare und gute Personen verließen. Dr. Günther besuchte dieselbe auf einer seiner Reisen, und es fiel ihm ein junges Mädchen auf, dessen große Schönheit sich unter der einfachen Tracht der Arbeiterinnen nicht verbergen ließ. Er erkannte, obwohl sich das junge Mädchen schnell entfernte, Pauline. Als er in den geistlichen Herrn drang, gestand ihm dieser, daß er das Geld zu jener Anlage von dem fremden Mädchen, jener Pauline, erhalten, unter der Bedingung, daß diejenigen, die anderswo verstoßen worden, hier eine Zuflucht finden sollten. Er sagte, daß er nichts an Pauline zu tadeln wisse, daß sie ein Musterbild von Ruhe, Einfachheit und Herzensgüte sei. Er gestand auch, daß Pauline selbst ihm die Erlaubniß gegeben, das

treu bewahrte Geheimniß dem Dr. Günther mitzutheilen, damit dieser, wenn er es für gut halte, seinen Freund Duisfelden davon unterrichten könne. Dr. Günther wollte mit Pauline selbst sprechen. Es gelang ihm nicht; sie wollte Niemand sehen. Die einzige kleine Eitelkeit, die in ihrem Herzen zurückgeblieben, war diejenige gewesen, daß Duisfelden erfahren möge, sie sei eine Andere und Bessere geworden.

An dem Abend desselben Tages, an welchem Otto Duisfelden jenen anonymen Brief Varvara's erhalten, besuchte er Raymond Mortoran, der am Tage vorher sehr glücklich und heiter gestimmt von Schloß Bonargies nach Paris zurückgekehrt war. Er traf bei ihm jenen George Monier, den wackeren Arbeiter, den er schon damals in Versailles kennen gelernt und dessen Miene er viel ernster, als damals, ja sogar etwas gedrückt fand. Er war noch Zeuge der letzten Worte, welche die Beiden mit einander sprachen.

„Es liegt mir daran, mein lieber Monier," sagte Raymond, „daß Sie den Brief selbst abgeben. Fragen Sie nur nach der Herrin des Ateliers. Der Name thut nichts zur Sache und soll ein Geheimniß bleiben. Bitte, warten Sie dann auf Antwort und theilen Sie mir dieselbe morgen mit, denn ich denke, wir werden uns jetzt oft, wo möglich täglich sehen."

Und er wiederholte ihm die Straße und Nummer der Wohnung, zwei Treppen hoch, rechts. George versprach, den Auftrag pünktlich auszurichten, und entfernte sich. Raymond lachte herzlich und freudig hinter ihm her.

„Ich hoffe, er wird mir morgen eine gute Antwort bringen!" rief er.

Und dann sprachen sie von den wichtigen Angelegenheiten, die sie Beide in so hohem Grade beschäftigten.

Inzwischen ging George nach der bezeichneten Straße, der Rue Lamartine. Die Straße stimmte ihn trübe. Er wußte, daß Clarisse Ronsard hier wohnte oder gewohnt hatte. Täglich war er, nach jener Unterredung im Tuilerien-Garten mit Raymond, entschlossen gewesen, sich ihr wieder zu nähern. Aber ein leicht erklärliches, wenn auch nicht ganz gerechtfertigtes Gefühl männlichen Stolzes hatte ihn davon zurückgehalten. Und doch verzehrte sich sein Herz in Gram. Er liebte sie nun einmal, er hätte seit Jahren mit ihr so glücklich sein können — seine angenehme und gesicherte Stellung in dem Etablissement des Herrn Serrier erlaubte ihm die Heirath schon längst. Und nun ging er so einsam durch's Leben, unzufrieden mit sich selbst und oft schon mit den Anderen. Er fühlte, daß er mit der Zeit ein mürrischer, verdrießlicher Patron werden würde. Und das machte ihn unglücklich.

Es war dunkel geworden. George konnte die Hausnummer nicht genau erkennen, aber ein Kind, das in der Thür stand, sagte ihm, daß er sich nicht irre. Er stieg zwei Treppen hinauf und wandte sich nach rechts. An einer Thür, die nach vorn führte, sah er ein Schild mit einem Namen. Aber er sah es nicht genauer an. Treu dem Auftrage Raymond's, kümmerte er sich um keinen Namen.

Ein junges Mädchen öffnete ihm. Er fragte sie, ob die Herrin der Wohnung zu Hause sei, da er einen Auftrag an sie habe.

„Mademoiselle wird sogleich kommen," sagte das junge Mädchen, öffnete die Thür nach vorn und stellte eine Lampe auf den Tisch.

Das Zimmer, in das man ihn eingeführt, war ge-

räumig und freundlich. An den Wänden standen zierliche Schränke mit künstlichen Blumen. George fuhr sich mit der Hand über die Stirn — der Anblick rief tausend Erinnerungen in ihm wach und machte ihn beklommen. In demselben Augenblick trat ein junges Mädchen ein, und Beide standen sich gegenüber und sahen sich an, wie gebannt von unsichtbarer Gewalt — es war Clarisse!

So eigenthümlich ist des Menschen Herz, daß die erste Bewegung dieser Beiden, als ihre erste Ueberraschung vorüber, diejenige des Unwillens war. George zürnte Raymond, der ihm seiner Ansicht nach eine Falle gelegt — Clarisse mußte es seltsam und unpassend finden, daß ihr früherer Geliebter sich so plötzlich bei ihr einführte. Ihr Gewerbe, das häufige Botschaften und Sendungen mit sich brachte, erlaubte ihr nicht, sich jedes Mal nach dem Namen des Kommenden erkundigen zu lassen. Um so unverzeihlicher war es, daß George sie auf diese Weise überraschte. Denn er mußte doch wissen, wo er war!

„Mademoiselle," sagte George, sich fassend, „verzeihen Sie — ich habe einen Auftrag, einen Brief. Ich wußte nicht, an wen er gerichtet war. Man hatte mir gesagt, ihn hier abzugeben und auf Antwort zu warten."

Und er überreichte Clarisse den Brief Raymond's. Seltsam! Die Ursache dieser Ueberraschung war nun aufgeklärt, aber nun schien es ihr wieder nicht recht zu sein, daß George so kühl und geschäftsmäßig gesprochen. Sie nahm den Brief, ohne aufzublicken, und las ihn — sie las viel länger, als die wenigen Zeilen nothwendig machten. Raymond schrieb nichts darin, als daß er wünsche, möglichst bald eine recht einfache, aber schöne Garnitur für einen Damenhut erhalten zu können, und daß er anfragen lasse, „durch einen guten Freund", bis wann er dieselbe empfangen könne.

„Bitte, sagen Sie Monsieur de Mortoran, daß seine

Anfrage etwas unbestimmt ist," antwortete sie dann. „Ich müßte doch die Form und die Farbe des Hutes kennen. Bitte, sagen Sie ihm, er möge mich davon unterrichten!"

„Ja wohl, Mademoiselle," antwortete George. „Mein Auftrag ist also erledigt?"

„Wenn Ihnen Monsieur de Mortoran nicht noch mündlich etwas gesagt —" erwiederte Clarisse zögernd.

„Nein. Ich wußte nicht, um was es sich handelte und zu wem ich ging," sagte George. „Guten Abend, Mademoiselle!"

„Guten Abend, Monsieur Monier! Meine Empfehlung an Monsieur de Mortoran!"

Es ist ein eigenthümlich Ding, wenn zwei Wesen, deren Herzen einst an einander geruht, deren Lippen sich geküßt, deren Hände oft stundenlang in einander verschlungen waren, sich so nach jahrelanger Trennung in stiller Stunde wieder gegenüberstehen, und wenn ihre Herzen, mag auch die böse Laune des Schicksals sie einander entfremdet haben, noch dasselbe fühlen. Die Augen haften dann auf einander, ohne daß sie es wissen; das Herz regt sich, als fühle es die Nähe dessen, dem es einst so vertraut war.

„Guten Abend, Mademoiselle!" wiederholte George und that langsam einen Schritt nach der Thür.

Clarisse sagte leise:

„Guten Abend!"

Aber in der Bewegung, mit der sie sich abwandte, in der leichten Beugung des Kopfes und des schönen weißen Nackens lag trotz aller Ruhe etwas so Trauriges, ein so unwillkürliches Senken der Entsagung, daß George stillstand. Es war, als ob ihn eine eiserne Hand an den Schultern fasse — so zuckte er zusammen. Dann plötzlich legte er seinen Strohhut auf den Tisch — denn er ging seit einiger Zeit, wenn er Gänge „in die Stadt" hatte, nicht mehr in Blouse und Mütze, sondern in Rock und Hut — und rief:

„Guten Abend, Clarisse!" — aber nicht im Tone des Abschieds, sondern mit dem hellen Klange des Wiedersehens und mit der Festigkeit eines Entschlusses.

Clarisse wandte sich zurück. Sie sah die ausgestreckte Hand George's, und reichte ihm die ihrige, nicht zögernd, aber doch langsam.

„Ich wollte nur fragen, wie es Ihnen geht, Clarisse?" sagte George.

„Gut, ich danke!"

„Dies ist hier Ihr Bureau — Ihr Comptoir! Ihr Geschäft geht gut?"

„Ich danke, sehr gut," erwiederte Clarisse. „Ich könnte noch viel mehr Arbeiterinnen beschäftigen, wenn ich es nicht für besser hielte, Alles genau beaufsichtigen zu können. Deshalb beschränke ich mich. Und Sie? Sind Sie noch bei Mr. Serrier?"

„Ja wohl, ich bin Dirigent einer Abtheilung geworden, mit dreitausend Francs Salair," antwortete George. „Aber es sind noch Nebenverdienste für besondere Arbeiten damit verbunden. Ich stehe mich gut, besser, als ich hoffen durfte."

„Nun, das freut mich!" sagte Clarisse, und sie sprach sehr ruhig, mit einer gemessenen Freundlichkeit. „Dann sind Sie wohl verheirathet?"

„Ich, Mademoiselle?" rief George und schüttelte energisch den Kopf. „Nein, niemals!"

„Niemals? O — das ist ja traurig!" sagte Clarisse. Und zum ersten Male blitzte etwas von der alten Schelmerei in ihrem Auge auf, als sie so bedauernd den Kopf ein wenig neigte und sagte: „Das ist ja traurig!"

„Nun, wie man will!" sagte George, und versuchte, so recht von Herzen gleichgültig auszusehen, während ihm die Ruhe Clarissens die Brust zerriß. „Heirathen ist gut, nicht heirathen besser. Aber verzeihen Sie, ich nannte Sie

Mademoiselle. Vielleicht muß ich „Madame" sagen! Ich weiß es nicht."

„Ich bin noch Mademoiselle," antwortete Clarisse, „und denke es auch zu bleiben, das heißt, so lange es mir gefällt!"

Ein Franzose mag noch so ernst von Natur und sein Herz noch so bedrängt sein, er wird der Versuchung zu einem leichten Scherze nicht widerstehen können, um so weniger, wenn er sich damit aus der Verlegenheit ziehen kann.

„Das ist ja prächtig!" sagte er. „Da könnten wir einen Bund der Hagestolzen bilden! Aber dann müßten Sie vorher das Heirathen ganz abschwören."

„Dazu bin ich gern bereit," erwiederte Clarisse lächelnd. „Haben Sie denn schon den Schwur geleistet?"

„Nein, aber ich werde es noch heut Abend thun," rief George mit gezwungener Munterkeit.

„Und warum heut Abend?"

„Nun, weil ich seit heut weiß, daß ich meinen Schwur niemals brechen werde!" antwortete George.

„Hm — das verstehe ich nicht!" sagte Clarisse.

Und über ihr Gesicht, in welchem, ganz wider ihren Willen, Heiterkeit und Theilnahme sich zu zeigen begonnen, flog ein Schatten. Was meinte George damit? War er ungalant? Wollte er sagen, sie gefalle ihm nicht? Sie wandte sich etwas ungeduldig ab. Es war wieder ein Moment zum Adieu-Sagen, und schon griff George nach seinem Hut. Aber es war ihm doch, als sei er ihr noch eine Erklärung schuldig.

„Ich meinte nur, Mademoiselle," sagte er stockend — denn er fühlte, daß er möglicher Weise die Entscheidung herausforderte — „ich meinte nur, weil ich seit heute weiß, wie gleichgültig ich einer gewissen Dame geworden bin!"

Das war viel! Ein leichtes Roth flog über Clarissens

Gesicht. Sollte Sie das Gespräch abbrechen? Ja, wenn er ihr wirklich gleichgültig gewesen wäre, dann möchte es Zeit dazu gewesen sein. Aber — —

„Gleichgültig?" sagte sie. „Ich weiß nicht, wen Sie meinen. Aber ich sollte denken, man wird sich nicht so leicht gleichgültig, wenn man sich einmal wirklich lieb gehabt hat. Zwischen der Gleichgültigkeit und der — Heirath liegt noch immer die freundschaftliche Theilnahme!"

„Freundschaftliche Theilnahme!" wiederholte George, und zerknitterte, ohne daß er es wußte, den Rand seines Strohhutes. „Nun, das ist eben Gleichgültigkeit, Mademoiselle! Freundschaft ist im Verhältniß zur Liebe Gleichgültigkeit!"

„Ich sehe, Ihre Ideen sind immer noch etwas überspannt, Monsieur Monier!" sagte Clarisse.

Und das Blitzen ihrer Augen und das unmerkliche Hüpfen ihrer Mundwinkel verrieth, daß der Schelm genau wußte, wie tief George noch in seinen alten Fesseln schmachte. In der That war George dem Weinen näher, als dem Lachen. Da war sie wieder vor ihm — nicht schöner, als damals, aber gewiß ebenso schön! — und so viel feiner, ganz wie eine Dame! — und so gleichgültig!

„Das mag sein!" rief er, und es war ihm, als müsse er sich etwas Luft machen. „Aber so werden sie auch bleiben. Es giebt gewisse Dinge, in denen ich nur ein: Entweder — Oder! kenne. Damals mit dem Baron zum Beispiel —"

„Aber, mein Gott, Sie werden doch davon nicht sprechen wollen und hier, bei dieser Gelegenheit!" rief Clarisse.

Und Unwillen, Erstaunen, Kälte zeigten sich so deutlich auf ihrem Gesicht, daß George sein Herz erstarren fühlte. Es war vorbei! Sie wollte von der Vergangenheit nicht sprechen hören — und davon mußte seiner Ansicht nach

doch gesprochen werden, wenn — Ja, was denn? War er denn überhaupt hierher gekommen, um sich zu versöhnen? Gewiß nicht!

„Ich habe das Unglück, Sie zu langweilen, Mademoiselle!" sagte er und verbeugte sich sehr tief. „Adieu!"

„Adieu — wenn Sie wollen! Aber ich habe nicht gesagt, daß Sie mich langweilen!" sagte Clarisse, ein wenig sanfter und dabei etwas besorgt — denn George sah in diesem Augenblick sehr entschlossen aus. „Aber ich dächte, wir ließen das ruhen!"

„Nun, dann — dächte ich — wir hätten uns — wenig — —"

George's Stottern wurde unterbrochen durch den Eintritt des jungen Mädchens, das ihn vorher eingelassen.

„Verzeihen Sie, Mademoiselle," sagte sie, „ein Diener überbringt dieses kleine Päckchen und erbittet sich Ihre Namens-Unterschrift unter dieser Bescheinigung. Soll er selbst eintreten?"

Clarisse bejahte. George stand wie auf glühenden Eisenspitzen.

„Ich will nicht länger stören, Mademoiselle," sagte er. „Also, was meinen Auftrag anbetrifft —"

„O, bitte, bleiben Sie doch noch einen Augenblick, Monsieur George!" rief Clarisse.

Die Worte und der Blick und „George!" — das klang doch anders, als vorhin. Er blieb.

Es trat ein Diener ein. Er sagte, er komme von dem Notar, Herrn B***, und habe ein Päckchen abzuliefern; doch habe ihn sein Herr beauftragt, die Dame darum zu bitten, zu bescheinigen, daß sie jenes Päckchen mit der bestimmten Aufschrift und mit zwei näher bezeichneten Siegeln versehen, unverletzt erhalten. Die Bescheinigung sei bereits geschrieben, Mademoiselle habe nur nöthig, ihren Namen darunter zu setzen.

Clarisse untersuchte und prüfte das Päckchen und die Bescheinigung sehr vorsichtig und mit einigem Befremden. Der Diener wußte nichts Näheres anzugeben. Endlich unterschrieb sie und der Diener ging.

„Das sieht ja aus, wie ein Geheimniß!" rief sie dann lachend. „Erlauben Sie, Mr. George, daß ich das Päckchen öffne?"

Und sie zerschnitt mit geübter Hand das Couvert, denn es war eigentlich nur ein großer Brief.

Das Couvert enthielt einen Brief und ein zweites Päckchen. Clarisse las, that einen Ausruf der Verwunderung, erbleichte, erröthete und legte dann die Hände vor das Gesicht, tief athmend. George folgte ihren Bewegungen mit Erstaunen. Er gestand später, daß er fest davon überzeugt gewesen, es handle sich um einen Heirathsantrag, und die Blässe auf seinem Gesicht verrieth jedenfalls eine ängstliche Aufregung.

„Aber George — ich bitte Sie um Himmelswillen — ich kann mich noch gar nicht fassen!" rief Clarisse. „Geschehen denn Wunder? Ist so etwas möglich? Lesen Sie nur — ich bitte! Lesen Sie es mir laut — denn ich weiß nicht, ob ich recht gelesen habe — es tanzte mir vor den Augen! — Dreißigtausend Francs!"

Und George las.

„Meine liebe Demoiselle Ronsard!

Ich bin entschlossen, Paris zu verlassen und mich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Meine Ansprüche an das Leben werden von jetzt ab sehr unbedeutend sein, und ich weiß deshalb nicht, was ich mit meinem Vermögen anfangen soll. Ich kenne Sie seit zwei Jahren und achte und verehre Sie! Wollen Sie also die dreißigtausend Francs, die ich durch meinen Notar beifügen lasse, als ein Erinnerungszeichen annehmen?

Ich bitte Sie, es zu thun. Sie kennen mich besser, als viele Andere. Sie wissen, daß mein Vermögen, wenn auch nicht auf die rechte Art und Weise, doch auch nicht auf ganz so schlimmen Wegen erworben worden, wie dies gewöhnlich in ähnlichen Fällen stattfindet. Es klebt keine Verzweiflung, kein Fluch eines Vaters, keine Verwünschung einer unglücklichen Frau daran. Diejenigen, denen ich es verdanke, waren freie Herren ihrer selbst, und würden mir das Doppelte und Dreifache gegeben haben, wenn ich es verlangt hätte. Zurückgeben kann ich es nicht. Ich kann nur Gutes damit thun, und damit dies der Fall sei, habe ich es öffentlichen Stiftungen und solchen Personen zugewendet, in die ich vollkommenes Vertrauen setze. Zu den Letzteren gehören Sie. Die Festigkeit Ihres Charakters und Ihre Arbeitsamkeit bürgen mir dafür, daß Sie nie von dem Wege abweichen werden, an dem Sie mit Recht festhalten, und von dem mich einst allzu schnelle Verzweiflung und Schwäche des Charakters entfernten. Was kann ich Besseres thun, als wenn ich dazu beitrage, glückliche und tugendhafte Existenzen zu schaffen? Ich weiß, daß Sie einer solchen Unterstützung nicht bedürfen. Betrachten Sie dieselbe als einen zufälligen Gewinn, vergrößern Sie Ihr Geschäft und damit die Zahl derjenigen jungen Mädchen, die in Ihnen ein Vorbild und eine Stütze finden. Wenn gute Beispiele auch nicht Alles thun, so bewirken sie doch viel!

Noch einmal — nehmen Sie es an! Sie müssen es annehmen, denn mein Notar ist beauftragt, nichts zurückzunehmen. Ich hätte die Summe verdoppeln und verdreifachen können, aber ich weiß auch, daß Ihre Bedenken damit gestiegen wären. Leben Sie wohl! Der Himmel sei mit Ihnen und Ihrem

Schaffen. Gönnen Sie mir zuweilen ein mildes Angedenken! Das ist Alles, was ich wünsche und wünschen kann!

Pauline."

„Nun, das muß wahr sein!" sagte George kopfschüttelnd den Brief bei Seite legend. „Dreißigtausend Francs! Das ist eine recht hübsche Summe! Ist das dieselbe Pauline, von der selbst ich zuweilen gehört habe?"

„Dieselbe!" rief Clarisse, noch ganz erregt. „O, George, es war ein gutes Mädchen — mir ahnte immer, daß sie viel besser sei, als sie eigentlich sein konnte. Ich sah, daß sie litt. Ich arbeitete Blumen für sie, sie verlangte immer, daß ich sie ihr selbst bringen mußte, und behielt mich Stunden lang bei sich. Natürlich — ein neuer Grund zum Wüthen für Monsieur George!" setzte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Spott, Vorwurf und Schelmerei hinzu. „Ich kann sagen, daß ich sie mit jedem Mal, wo ich sie sah, lieber gewann. Wie oft drückte sie mir eine Rolle Francs in die Hand und sagte:

„„Mademoiselle, wissen Sie nicht irgendwo eine arme Familie? Oder ein armes Mädchen, das sich quält? — Da nehmen Sie, geben Sie!""

„Ich kann sagen, daß ich zuletzt anfing, sie zu achten, obgleich das nicht in meinen Grundsätzen liegt. Sie war ganz anders, wie jene Adele. Ich weiß noch, daß sie einmal zu mir sagte:

„„Clarisse, handeln Sie ein Mal, nur ein einziges Mal gegen Ihr Herz, Ihr Gefühl, Ihre bessere Ueberzeugung, und Alles ist vorbei!""

„So ist es gekommen, wie ich immer dachte. Sie ist geflohen, vor sich selbst. Aber daß sie sich meiner auf eine solche Weise erinnern würde — wer hätte das geglaubt! Dreißigtausend Francs — ein Vermögen für mich! Ich denke, ich darf es annehmen, nicht wahr, George?"

Der junge Handwerker hatte inzwischen das andere Couvert geöffnet und geschäftsmäßig die dreißig Bankscheine gezählt.

„Dreißigtausend Francs!" sagte er. „Alles richtig! Macht jährlich dreizehnhundert Francs Rente. Das ist ein kleines Vermögen!"

Er sagte das träumerisch — seine Finger spielten mechanisch mit den Scheinen.

„Dreißigtausend Francs!" rief auch Clarisse. „Was sind dagegen meine kleinen Ersparnisse! Nun bin ich geborgen in der Zeit der Noth und Krankheit, vor der mir doch manches Mal graute! Wie kann man das Geld anlegen, George?"

„Wenn es ganz sicher sein soll, so geben Sie es Mr. Serrier!" antwortete dieser. „Der ist sicherer, als die Bank und zahlt höhere Zinsen. Ich will das vermitteln. Doch" — rief er plötzlich, aus seinem Traum auffahrend — „Adieu, Mademoiselle! Adieu!"

„Nun, was soll das heißen?" rief Clarisse, während George nach der Thür eilte. „Wollen Sie wohl hierbleiben?"

„Mein Auftrag ist zu Ende, Mademoiselle —" sagte George.

„Natürlich — das weiß ich!" rief Clarisse. „Aber Sie sind zurückgekehrt und haben mir Guten Abend gesagt, wie Jemand, der mich aus freien Stücken besuchen will, und dann rennt man nicht so toll wieder fort! Sie haben mir eigentlich Glück gebracht, George, ich muß Ihnen dankbar sein. Wollen Sie nicht etwas annehmen, George — eine Orange, ein Glas Limonade, oder Kirschen?"

„Mademoiselle — ich danke — ich muß gehen!" rief der junge Mann in dumpfem Trotze.

„Nun, meinetwegen, wenn Sie müssen!" rief Clarisse,

die Achseln zuckend. „Aber ich begreife es nicht. Weshalb sind Sie denn eigentlich gekommen?"

„Mademoiselle — ich kam im Auftrage Monsieur Mortorans —"

„Ja, ja doch! Aber das war ja abgemacht!" rief Clarisse. „Weshalb kehrten Sie zurück?"

„Clarisse —" rief George, wieder vortretend, „ich kam — um — weil ich dachte — wir könnten uns vielleicht — jene traurige Zeit — verzeihen!"

„Nun — und das wäre ja leicht möglich gewesen, wenn Sie ein vernünftiger Mensch geworden, George," sagte Clarisse sanft, und ihre dunklen Augen nahmen wieden jenen treuherzigen Ausdruck an, der ihn so oft entzückt hatte.

„Aber — jetzt, nein! Sie sind ein wohlhabendes Mädchen geworden!" rief George. „Sie können einen Kaufmann heirathen — einen Mann mit Vermögen — Sie verdienen es — Adieu, Clarisse!"

Und wieder wandte er sich energisch der Thür zu. Dieses Mal aber war Clarisse mit zwei schnellen Schritten neben ihm.

„George!" rief sie, ihre Hand auf seinen Arm legend. „Sie könnten glauben, daß das Geld etwas in meinen Gesinnungen zu ändern vermöchte? Pfui — schämen Sie sich! Sie sind schlecht geworden!"

„Aber, Clarisse," rief George in vollständiger Verwirrung und Rathlosigkeit, „Sie können ja jetzt einen ganz Anderen, als einen armen Handwerker heirathen. Freilich — ich bin nicht schlechter — ich habe mein Auskommen — Mr. Serrier schätzt mich —"

„Aber, liebster George, wer spricht denn vom Heirathen?" rief Clarisse, und die dunklen Augen glänzten wieder so schelmisch.

„Clarisse," sagte er, „lassen Sie mich gehen. Ich kann

es ertragen, Sie nicht wiederzusehen — niemals aber — nur Ihr Freund — nein —"

„Nun, es scheint wahrhaftig, als seien Sie gekommen, mir einen Heiraths-Antrag zu machen!" rief Clarisse lachend.

„Ich dachte, Clarisse, die Heirath verstände sich von selbst, wenn Sie noch nicht durch einen Anderen gefesselt wären, und wir uns aussöhnten!" erwiederte George und blickte schmerzlich zu Boden. „Aber da Sie darüber lachen, Clarisse, so —"

„Nun, ist das nicht zum Lachen?" rief Clarisse. „Zuerst kommt Jemand, der mich gar nicht kennen will, und dann spricht er plötzlich vom Heirathen. Immer hübsch langsam, mein Lieber! Erst muß ich wissen, ob ich mit einem reuigen Sünder zu thun habe, und ob — Monsieur George inzwischen etwa andere Bekanntschaften gehabt hat?"

„Ich — Clarisse — andere?" rief George im Tone der heißesten Betheuerung. „Wahrlich, dazu hätte ich Gedanken gehabt! Ein alter Griesgram bin ich geworden, der für nichts mehr taugt!"

„O, das ist schade!" sagte Clarisse mit dem innigsten Bedauern. „Dann kann ich Sie auch nicht brauchen!"

„Clarisse — das kann anders werden!" rief George. „Aber bereuen? Ich soll bereuen — wer ist denn daran Schuld —?" —

„Nun, doch nicht ich?" rief Clarisse. „Ich habe es Ihnen ja deutlich auseinandergesetzt —"

„Ja, aber Du warst trotzig!" rief George. „Eine Frau darf nicht trotzig sein!"

„Oho, ich war nicht Deine — Ihre Frau, Monsieur!" rief Clarisse.

„Eine Braut ist ebenso gut, wie eine Frau!" rief

George erhitzt. „Sie muß jeden verdächtigen Umgang vermeiden —"

„Lieber George!" sagte Clarisse plötzlich sehr kühl. „Wir wollen uns nicht streiten. Das ist ja längst abgemacht. Sprechen wir nicht mehr von der Vergangenheit. Schade — ich dachte daran, daß ich vielleicht einmal ausgehen könnte — ich war so angenehm erregt — und das Geschenk dazu — wie ein Wunder kam es! Ich dachte, Sie könnten mich vielleicht begleiten. Ich bin seit länger als zwei Jahren nicht spazieren gegangen, nicht ein einziges Mal —"

„Clarisse!" rief George. „Nicht spazieren gegangen — seit zwei Jahren — nicht ein einziges Mal —?"

„Nun, mit wem sollte ich denn gehen?" sagte Clarisse, schmollend den Kopf abwendend. „Ich weiß nicht mehr, wie die Champs-Elysées aussehen — was frische Luft ist, kenne ich nicht mehr —"

Es war dies ein Argument, vor dem George's weiches Herz schmolz wie Wachs.

„Clarisse!" rief er, ihre beiden Hände erfassend. „Clarisse — ist es denn möglich? Liebst Du mich wirklich noch, und mich allein? Nicht ein einziges Mal spazieren gegangen — Du armes, armes Kind!"

„Freilich, Du hast gewiß in Lust und Vergnügen gelebt! Man kennt Euch Männer!" sagte sie, während George die Widerstrebende an sich zog.

„Ich — in Lust und Vergnügen?" rief George. „Gerechter Gott! Frage Monsieur Serrier und alle meine Genossen! Ich habe gelebt, wie ein Maulwurf. Alle dachten, ich würde in ein Kloster gehen! Clarisse, Du willst mich wirklich noch —"

„Nun, was denn?" fragte sie, ihm die eine Hand entziehend und sie ihm auf den Mund legend, der sich dem ihren bedenklich näherte.

Aber dieses Mal antwortete George nicht. Wer weiß nicht, daß die schüchternste Liebe oft die kühnste wird? Und wer weiß nicht, wie süß der Kampf ist, wenn es gilt, einen Kuß auf die Lippen zu drücken, auf welche wir ein Anrecht zu haben glauben, und die sich doch in scheinbar großem Ernst so hartnäckig von uns abwenden? George kannte keinen Widerstand mehr. Da hielt er nun die Sträubende — wieder ruhte sein Mund auf ihren Lippen — vergeblich, sie ihm entziehen zu wollen! — bis endlich auch ihr Widerstand brach und sie ergebungsvoll an seinem Herzen ruhte, den Kopf sinken ließ und Thränen aus ihren Augen flossen — Thränen der Wonne und der Erinnerung an eine lange, bittere Zeit voll harten, starren, verschlossenen Grames.

Ob auch George's Augen feucht wurden? Wohl möglich! Thränen ächt menschlichen Gefühls schänden keinen Mann.

Es war eine lange, stumme Umarmung, eine Umarmung, in der zwei ganze Jahre für immer untertauchten und vergessen wurden.

„Du wolltest ausgehen, Clarisse?" sagte George endlich leise.

„Ach — laß mich bleiben! Mir ist das Herz so voll!" erwiederte Clarisse.

„Nein, komm. Der Abend ist so herrlich und schön! Laß uns draußen plaudern! Mir ist das Zimmer so eng!" sagte George.

„Nun, wie Du willst! Nimm das Geld und gieb es Mr. Serrier!" sagte Clarisse.

„Ach ja, das Geld!" rief George. „Es wäre mir lieber, Du hättest es nicht bekommen! Es will mir gar nicht in den Kopf, daß ich ein Mädchen heirathen soll, das Geld hat!"

„Aber, George, Du sprichst schon wieder vom Hei-

rathen!" rief Clarisse. „Es ist, als ob ich gar nicht da wäre! Du weißt, unsere damalige Verlobung ist aufgehoben. Möglich, daß wir uns lieben, aber —"

„Clarisse, Du willst doch nicht sagen, daß Du mich nicht heirathen möchtest!" rief George fast entsetzt.

„Nun, wenn Du noch willst," sagte sie, den Kopf senkend und leise lächelnd. „Dann mache mir Deinen Antrag!"

„Theuerste Clarisse!" rief George, und er wollte vor ihr niederknieen. „Willst Du mich glücklich machen und meine Frau werden?"

Sie hob ihn mit ihren Armen empor.

„Ich wollte nur sehen, ob Du auch noch hübsch artig sein könntest!" sagte Clarisse, bedeutsam den Kopf wiegend. „Nun, Du kannst es noch. So sei es denn, und — bald! Denn was sollten meine Arbeiterinnen von mir denken, wenn ein Mann zu mir käme, der nicht mein Mann, oder für's Erste mein Bräutigam ist!"

Vielleicht waren sie an diesem Abend die freudigsten Menschen in ganz Paris, wie sie so den Boulevard hinabwanderten nach den Champs-Elysées. Sie sahen nicht den glühenden Abendhimmel, sie fühlten nicht die laue Luft, sie wußten nicht, ob sie schwebten oder gingen, sie sprachen zu Anfang wenig, sie wußten nicht einmal, ob sie Arm in Arm gingen — sie fühlten nur, daß eine andere, neue, lachende Welt sich vor ihnen aufgethan. Treue Liebe, die sich wiederfindet, ist schöner und beseligender, als die Blüthe der ersten, nicht geprüften Neigung.

„Dieser Monsieur de Mortoran ist doch ein ganz schlauer Patron!" sagte George glücklich. „Ich erinnere mich jetzt, wie sein Auge lächelte, als er mir den Brief an die Dame gab, „deren Namen nichts zur Sache thue"! Er wird mich morgen schön auslachen, wenn ich komme. Aber daß er sich freut, das weiß ich!"

„Ja — er ist eigentlich der Brautwerber gewesen!" sagte Clarisse. „Dafür soll er auch einen Kuß von mir haben!"

„Meinetwegen!" rief George. „Dem kannst Du einen geben — wenn er einen will!"

„O, Du Affe!" rief Clarisse, und sie schlug ihm nicht ganz zart auf den Mund.

War je ein Schlag süßer? —

XXVI.

Der Verrath.

Raymond war, wie erwähnt, glücklich und heiter von Bonargies nach Paris zurückgekehrt.

Celina und ihr Vater waren von den Ränken Porzi's befreit; der alte Graf sah bei den vortrefflichen Anordnungen des deutschen Arztes und unter der schützenden Pflege seiner Tochter einer vollkommenen Heilung entgegen. Damit war die schwerste Last von Raymond's Herzen genommen. Als er Celina zum Abschied die Hand drückte, hatten sie kein Wort von Liebe gesprochen; aber sie hatten sich lange und innig in die Augen geschaut, sie wußten, daß ihre Herzen für immer verbunden waren. Ob die Zukunft sich ganz so gestaltete, wie Beide sie träumten, ob der alte Graf Bonargies in eine Verbindung Celina's mit dem einfachen Raymond Mortoran willigen werde — das lag in weiter, vielleicht unerreichbarer Ferne. Aber auch ohne diese Verbindung war Raymond glücklich. Dem edlen Gemüth genügt das Bewußtsein, geliebt zu werden. Daß wohl zuweilen der sehnsüchtige Wunsch in ihm aufstieg, Celina sein nennen, an ihrer Seite, durch sie unterstützt wirken und schaffen zu können — das verleugnete er sich nicht. Aber er

drängte diesen Wunsch zurück, sobald er sich erinnerte, daß — jetzt wenigstens noch — die Erfüllung dieses Wunsches einen neuen Kampf zwischen Celina und ihrem Vater hervorrufen könne.

Aber gab es nicht ein einfaches Mittel, künftige Schwierigkeiten zu beseitigen, oder wenigstens zu erleichtern? Raymond war der Erbe des alten Grafen Mortoran, er war Vicomte, er hatte nur nöthig, sich ein wenig zu fügen, und auch der Grafentitel der Mortorans war ihm sicher. Graf Bonargies hätte dann wahrlich keinen Grund mehr finden können, die offene Bewerbung Raymond's um die Hand Celina's zurückzuweisen, um so mehr, da sich erwarten ließ, daß seine Mißstimmung gegen Raymond schwinden werde, sobald er den wahren Hergang der Dinge, den das Zeugniß Oswald Neuber's so klar darlegte, erfahren haben würde.

Aber in diesem Punkte war der Entschluß Raymond's unerschütterlich. Mochte er reich oder arm sein — die Idee des Kampfes gegen die Vorurtheile und Schäden der Gesellschaft wollte er nicht aufgeben. Wer unter der Herrschaft eines Gedankens lebt, den er in die Welt einführen will, der vergißt darüber Alles, was der gewöhnliche Mensch Behagen, Sicherheit und Glück nennt. Mit Celina wirken und kämpfen — beneidenswerthes Loos! — mit ihr oder um ihretwillen einem solchen Kampfe entsagen? — nimmermehr! Er wußte, daß er dann in Celina's Augen gerade dasjenige verlieren würde, was sie vielleicht vorzugsweise zu ihm hingezogen: die Achtung vor seinen Grundsätzen und vor seinem Muthe. Schwache Frauen mögen nicht begreifen, wie ein Mann um ihretwillen nicht seinem Ringen und Streben entsagen könne. Edle Frauenherzen wissen, daß große und begabte Naturen nicht in der süßen Ermattung des häuslichen Daseins untergehen dürfen. Die Frauenliebe ist das schönste Geschenk dieses Daseins. Aber sie darf es

nicht ganz und gar ausfüllen, wenn sie nicht erschlaffend und zerstörend wirken soll. Ein kühn nach hohen Zielen ringender, mit dem Leben kämpfender Mann, der in der Umarmung eines geliebten Weibes Lohn und Trost, in ihrem beruhigenden Wirken, in ihrem stillen Schaffen neue Kraft sammelt — das ist das Ideal des Lebens. Gleichviel, wonach der Mann ringt, ob er der Welt neue Bahnen zeigen will, oder sich abmüht in dem Kampf um die kleine Existenz seiner Familie — immer muß die Liebe des Weibes ihn erheben und kräftigen, niemals erniedrigen.

So war denn auch Raymond entschlossen, seine Pläne wieder aufzunehmen. Wo möglich in Gemeinschaft mit Serrier wollte er Unternehmungen beginnen, die dem thätigen Arbeiter nicht nur Beschäftigung und das tägliche Brod sicherten, sondern auch zu seiner geistigen Entwicklung, zur Belebung seiner Kräfte, zur Erweckung seines Selbstbewußtseins beitrügen. Er hatte in der Einsamkeit des stillen Gruyères viel mit Otto Duisfelden darüber gesprochen. Dieser hatte ihm sein und seines Vaters Wirken in Immenhof geschildert. In ähnlicher Weise wollte Raymond in Paris durch industrielle Unternehmungen wirken. Otto hatte ihm bedeutende Summen zur Verfügung gestellt, für den Fall, daß die Erbschaft angefochten würde. Der letzte Zweck dieser Unternehmungen sollte nicht allein der materielle Gewinn sein, sondern die geistige Hebung des Arbeiters. Durch den fortwährenden täglichen Umgang mit einem Manne, dessen Streben nicht auf seine eigene Bereicherung gerichtet war, sollten sie einsehen lernen, daß der letzte, höchste Zweck des Menschen die Arbeit ist, geistige und körperliche, daß nur das Gefühl, in der großen Kette von Millionen Menschen seine Schuldigkeit zu thun und seinen Platz auszufüllen, wahre Befriedigung gewährt, daß die Arbeit adelt und nicht, wie Jahrtausende uns vorlügen wollten, herabwürdigt, und daß der letzte Zweck aller Arbeit

ein doppelter ist: erstens die innere Befriedigung des Menschen, der mit Genugthuung auf sein Werk zurückblickt, und zweitens der Gewinn, der es möglich macht, die Kreise der Thätigkeit immer mehr auszudehnen, immer mehr neue Kräfte hineinzuziehen in den Bereich der Unternehmungen. Denn nur der erkennt das Wesen der Arbeit in seiner ganzen Tiefe, der sie nicht dazu benutzt, sich Bequemlichkeiten des Lebens, Genüsse zu verschaffen, die Anderen unzugänglich sind, sondern der in der Arbeit die Lebensluft des Geistes und diejenige Kraft sieht, ohne welche der Organismus der Welt erschlaffen und zusammenbrechen würde. Auf der Thätigkeit des Kopfes und der Hand beruhen Bildung und Kultur der Menschheit; nur, wer mit ihnen thätig ist, verdient den Namen eines Bürgers. Ein Makel muß auf Jedem haften, der kräftig ist und nicht arbeitet, denn seine Trägheit entzieht der Welt und dem Fortschritt eine helfende Kraft und ist ein verführerisches Irrlicht für die Schwachen. Reichthum mit Thätigkeit verbunden, verdient Anerkennung; Reichthum ohne Arbeit Verachtung. Die Zeit wird kommen, in welcher der Arbeiter mit Achselzucken auf den bleichen Mann blickt, der sich erhaben über ihn dünkt, weil er Kopf und Hand nicht anzustrengen braucht, und wo er ihm zuruft: „Du dünkst Dich glücklich, während Du doch nur das Leben eines Thieres oder einer Pflanze führst; ich aber bin glücklich, denn ich weiß, daß ich die Pflicht erfülle, zu der mich Gott auf Erden bestimmt hat!" Und die Zeit wird kommen, in welcher man allgemein den Ausspruch Christi verstehen wird: Es ist schwer, daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe! — ja, schwer, in das Himmelreich jener Welt, wegen der Verlockungen, mit welchen der Müßiggang des Reichthums verbunden ist, schwer in das Himmelreich dieser Erde, das nur in dem Bewußtsein vollbrachter Pflicht, in der süßen Genugthuung der Zufriedenheit mit dem eigenen Streben und Schaffen besteht!

Ja, die Zeit wird kommen, in der man darüber lächeln wird, daß es Menschen gab, die sich für die ersten, besten und vornehmsten hielten, während sie doch die letzten und elendesten waren, da sie diese Welt wieder verlassen mußten, ohne sich darüber klar geworden zu sein, wozu sie überhaupt da seien, und ohne das göttliche Geschenk durch irgend eine zweckmäßige Thätigkeit bewährt zu haben. Die Zeit wird kommen, in der man über eine solche Verirrung bedauernd lächelt, wie man schon jetzt den Kopf schüttelt über das eingebildete und beneidete Glück und das wahre Elend derjenigen, die sich keine Frau, keinen Mann nach ihrem Herzen wählen dürfen, für die das Glück der Ehe nur ein Schall ohne Wirklichkeit ist, und die von ihren dicht geschlossenen Fenstern aus so stolz und doch so sehnsüchtig hinausblicken auf den Strom des Menschenlebens, in den hineinzustürzen sie weder den Muth noch die Kraft haben.

Ob die ganze Menschheit einst eine große Familie werden könne, deren Glieder unter einander verbunden sind durch Thätigkeit des Geistes und die Bande gemeinsam fördernder Arbeit? — das war eine Frage, die Otto Duisfelden und Raymond Mortoran oft beschäftigt hatte. Jedenfalls waren sie entschlossen, zur Förderung dieses Zweckes beizutragen. Nur ein Narr kann von Unmöglichkeiten sprechen. Die Kräfte des Menschengeschlechts wachsen mit den Fortschritten des Geistes. Was das Kind nicht vermag, erreicht der Jüngling; woran der Jüngling verzweifelt, das gelingt dem Manne. Nur vorwärts mit aller Kraft, mit redlichem Willen und freudigem Herzen. Tausend Keime gehen vielleicht verloren, aber einer befruchtet und entwickelt Millionen neuer Keime! — — —

Das erste Unternehmen, das Raymond gründen wollte, sollte gewissermaßen eine Zweig-Anstalt des großen Serrier'schen Etablissements sein, eine Fabrik von Tischlerwaaren, in welcher den armen Leuten das nothwendige Hausgeräth

für den billigsten Preis in guter Arbeit und ansprechenden Formen geboten werden sollte. Zu einem solchen Unternehmen reichten die Mittel aus, die Otto Duisfelden Raymond für's Erste zur Verfügung gestellt hatte. Raymond entwickelte sogleich seine ganze Thätigkeit. Ein Haus wurde gemiethet, die genügende Zahl Arbeiter mit Mr. Serrier's und George's Hülfe ausgewählt.

Inzwischen ging die Erbschafts-Angelegenheit ihren langsamen Gang. Ganthoret hatte mächtige Freunde, das bemerkte man bald. Denn während Mr. Barrot, der Notar, zu Anfang nicht daran gezweifelt hatte, daß Raymond binnen wenigen Wochen im Besitz des Mortoran'schen Vermögens sein werde, gestand er jetzt zu, daß die Angelegenheit Monate währen könne. Ganthoret hatte Einspruch erhoben und dieser Einspruch war berücksichtigt worden. Er stützte sich darauf, daß ein Testament zu seinen Gunsten dagewesen und daß dasselbe verschwunden an dem Tage, an welchem Raymond zum ersten Male wieder in dem Hotel Mortoran erschienen. Marceau, der Diener, der das Testament im Auftrage des sterbenden Grafen vernichtet, war sogar verhaftet und einem sehr peinlichen Verhör unterworfen worden. Doch hatte man ihn freigelassen, da kein Beweis gegen ihn vorlag. Auch Barrot hatte wiederholentlich Zeugniß über seine Betheiligung an dieser Angelegenheit ablegen müssen. Aus Allem ging deutlich hervor, daß man einem Manne, wie Raymond, den Besitz einer so großen Erbschaft von irgend einer einflußreichen Seite her nicht gönnte. Indessen ließ sich nicht absehen, wie man ihn auf die Dauer hindern wolle, von dem Erbe Besitz zu nehmen. Derartige Fälle, in denen ein Testament noch wenige Stunden vor dem Tode umgeändert oder vernichtet worden, lagen sehr häufig vor, ohne daß man deshalb an einen Betrug geglaubt hätte.

An nichts dachte Raymond selbst weniger, als an die-

ses Erbe. Er hatte seinem Oheim ein Denkmal errichten lassen, das in wenigen Worten den Stand des dort Ruhenden angab und die Herzensgüte desselben hervorhob. Im Uebrigen ließ er die Sache ihren Gang gehen. Vor Gericht gerufen, erzählte er, was zwischen ihm und dem Grafen vorgegangen, und rechtfertigte Marceau. Seltsamer Weise tauchte das Gerücht auf, die Familien Carey und Ganthoret wollten darauf antragen, daß ein aus der Familie Ausgestoßener nicht fähig sei, zu erben. Aber wenn diese Absicht auch wirklich obwaltete, so konnte Raymond darüber lächeln. Die Gesetze des Landes wußten nichts von solchen Familien-Bestimmungen. Unangenehm war die Verschleppung dieses Prozesses jedenfalls insofern, als sie bei denjenigen, die Raymond nicht kannten, allerdings den Verdacht hervorrufen konnte, es sei irgend etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen. Hätte er zu Gunsten eines anderen Erben auf die Erbschaft verzichten können, so hätte er es gethan. Aber die nächsten Erben waren die Ganthoret's, und denen wollte er das Erbe nicht freiwillig zuwenden.

Während so Raymond glückliche Tage verlebte, täglich mit Otto Duisfelden, dessen Vater, d'Elnay und Serrier Besprechungen hatte, Briefe von Celina empfing, die ihm die schnell fortschreitende Besserung des Grafen Bonargies meldeten, verzehrten sich seine Feinde in ohnmächtiger Wuth und sannen auf das Verderben dessen, den sie vielleicht mit um so größerer Heftigkeit haßten, weil sie wußten, daß er unschuldig war und weil ihr eigenes Gewissen sie anklagte. —

Es war eines Nachmittags, um die Zeit des Diners, als Edmond de Ganthoret, der seit einiger Zeit sehr hohläugig und bleichwangig geworden war, zu Gaston de Carey kam, der ihn in einem Briefe dringend um seinen Besuch gebeten.

Als Ganthoret eintrat, fand er den Herzog in einem

Lehnstuhl sitzend, mit so bleichen Wangen und einem so starren Blick, daß er erschrak und einen Todten zu sehen glaubte.

„Um Gotteswillen!" rief er. „Sind Sie krank oder was ist vorgefallen?"

Gaston antwortete nicht. Er bedeutete Ganthoret mit der Hand, sich zu setzen, und blickte starr vor sich hin, als sei er vollkommen damit beschäftigt, seine eigenen Gedanken zu ordnen.

Endlich, als der Baron Zeichen von Ungeduld gab, brach er in ein bitteres, krampfhaftes Lachen aus und sagte hohl:

„Welchen Tod halten Sie für besser, Ganthoret? Erschießen oder Erhängen?"

„Sind Sie toll, Herzog?" rief der Baron und sprang auf. „Man muß sich fürchten, Sie zu sehen! Was ist vorgefallen?"

„Adele ist abgereist, mit dem Polen," antwortete der Herzog.

Ganthoret sah ihn mit zusammengezogenen Brauen an, als ob er nicht übel Lust habe, ihm einige herbe Worte zu sagen.

„Und deshalb wollen Sie sich todtschießen?" rief er dann. „Nun, ich hätte Ihnen mehr — Ruhe zugetraut. Seien Sie froh, daß Sie dieses Frauenzimmers entledigt sind. Sie war zu theuer für Ihre jetzigen Verhältnisse."

„Und Gifflay ist fort!" sagte der Herzog mit tonloser Stimme.

„Gifflay fort? Der Teufel!" rief Ganthoret, dieses Mal bestürzt. „Was soll das heißen?"

„Lesen Sie!" sagte Gaston. „So ein Schurke! Das sind die Leute, die man ernährt, denen man traut!"

Ganthoret nahm den Brief und las.

„Verehrter Herr Herzog!

Ich erlaube mir, Ihnen bei meiner Abreise ganz ergebenst Adieu zu sagen. Die Natur hat mich dazu geschaffen, der Financier irgend eines reichen Herrn zu sein, und da Sie dies leider nicht mehr sind, so treibt mich mein Beruf nach einem andern Ort. Leider bin ich in so großer Eile, daß ich nicht persönlich von Ihnen Abschied nehmen kann. Ich lege eine kurze Bilanz bei, aus der Sie ersehen werden, daß Sie in diesem Augenblick bedeutend mehr Schulden, als Vermögen haben, selbst das Inventar, Pferde, Luxus-Gegenstände und dergleichen eingerechnet. Darf ich Ihnen noch einen letzten Rath geben, so bitte ich Sie, Ihre Verbindung mit Mademoiselle Marquise d'Uhary möglichst zu beschleunigen, denn in kurzer Zeit wird der Stand Ihrer Finanzen bekannt sein. Alle Welt weiß, daß ein Intendant seinen Herrn nur dann verläßt, wenn nichts mehr bei ihm zu gewinnen ist, und das ist in der That bei Ihnen der Fall. Ich gehe nach Amerika, tief betrübt über die Verbindung Madame Adelens mit einem Fremden. Madame hatte mir einst ihre Hand versprochen. O, sie war klug; sie ist dadurch um einige hunderttausend Francs reicher geworden. Nun — ich verzeihe ihr! Sie wäre sehr glücklich mit mir geworden! — Ich wünsche Ihnen ein möglichst glückliches Arrangement Ihrer Angelegenheiten, und wenn dies nicht statthaben sollte, eine möglichst angenehme Fahrt nach Amerika. Sollten wir uns dort wiedersehen, so steht Ihnen mein Einfluß und meine Kasse mit Vergnügen zur Disposition! Ich verharre u. s. w.

Gifflay."

„Bah!" sagte Ganthoret verächtlich. „Natürlich — was konnte man anders erwarten? Alle Welt wußte, daß diese Adele und Gifflay Sie auf das Gemeinste betrogen, aber Sie ließen ja nicht mit sich reden! Aus diesem Briefe geht übrigens klar hervor, daß Gifflay Adelen in die Hände gearbeitet hat, und sie zu heirathen hoffte, aber betrogen worden ist. Wie ist denn die Bilanz?"

Er studirte einige Minuten die Zahlen, die sich auf dem beigefügten Blatt Papier befanden.

„Sie besitzen allerdings keinen Heller eigenes Vermögen mehr, wenn Sie Ihre Schulden bezahlen wollen, und in vielen Fällen werden Sie dies thun müssen, um sich Ihren Kredit nicht zu ruiniren," sagte Ganthoret. „Nun, Gifflay giebt Ihnen den einzigen vernünftigen Rath — heirathen Sie die d'Uhary, und bald!"

„Das kann ich nicht!" antwortete Gaston, und seine bleichen Lippen verzogen sich bitter.

„Nun, warum nicht?" rief Ganthoret mit fast beleidigendem Hohn. „Etwa, weil Sie noch in Adele verliebt sind?"

„Nein, weil die Marquise im Begriff steht, sich mit einem jungen Engländer zu verloben," antwortete Gaston.

„So haben Sie auch das durch Ihre Nachlässigkeit verscherzt!" rief Ganthoret heftig. „Bei Gott, Sie verdienen nicht viel Nachsicht. Nun aber, Mann, was wollen Sie machen? Sie müssen sich doch aufraffen — irgend etwas thun!"

„Ich habe keine Lust — ich bin des Lebens satt!" antwortete Gaston. „Strick oder Kugel — was ist das Bessere!"

„Narretheien!" sagte Ganthoret mit wenig verhehltem verächtlichen Hohn. „Für's Erste muß ich Sie schon noch bitten, eine Zeit lang leben zu bleiben, und mich mit Ihrem

Kredit zu decken. Denn Sie haben noch Kredit, ich nicht! Und ich brauche Geld — viel Geld! Sie müssen die Affaire mit Gifflay zu Ihrem Besten benutzen, müssen den Kerl als einen furchtbaren Betrüger und Spitzbuben hinstellen, der Ihre Finanzen vollkommen in Unordnung gebracht hat. Noch glaubt man Ihnen und kein Mensch wird denken, daß Sie ärmer sind, als der Epicier, bei dem Sie Ihre Zündhölzchen kaufen lassen."

Selbst Gaston bemerkte trotz seiner Erstarrung den barschen, verletzenden, hochmüthigen Ton, den Ganthoret gegen ihn annahm, und sein Auge wurde finsterer. Aber was sollte er thun? Ganthoret zurechtweisen? Den einzigen Bundesgenossen, den er besaß, den einzigen Menschen, der durch gemeinsame Intriguen mit ihm verbunden war, zurückstoßen?

„Wie steht es denn mit Ihrer Erbschaft?" fragte er leise.

„Mit meiner Erbschaft? Kläglich genug!" rief Ganthoret. „Ich weiß längst, daß es nur ein einziges Mittel giebt, sie zu erlangen. Aber ich habe keine Lust, es anzuwenden. Die Justiz ist mir zu prompt."

Es trat eine Pause ein. Gaston wußte, was Ganthoret meinte.

„Wenn jener Mensch stürbe — würden Sie mir dann eine Million Francs zur Verfügung stellen?" fragte Gaston.

„Eine Million? Zur Verfügung? — das heißt schenken?" fragte Ganthoret. „Nun, ereifern Sie sich nicht. Ich dächte, wir hier unter uns könnten die Sachen schon bei dem rechten Namen nennen. Ja, ich würde Ihnen eine Million zur Verfügung stellen. Und was würden Sie damit thun?"

„Das weiß ich nicht," antwortete Gaston. „Meine Angelegenheiten zu ordnen suchen, oder nach Amerika gehen!"

„Zu Gifflay?" fragte Ganthoret fast höhnisch.

„Zum Teufel — nein, dann nach Asien oder Australien — gleich viel wohin!"

„Das Vernünftigste wäre, Sie lebten dann auf einem Ihrer Güter, schützten Krankheit oder Kummer vor und suchten sich allmählich wieder in die Höhe zu bringen!" sagte Ganthoret. „Ich würde Ihnen einen ehrlichen Intendanten verschaffen —"

Er unterbrach sich, denn er bedachte, daß er Gaston einen viel zu guten Rath gebe. War es nicht weit vernünftiger, Gaston untergehen zu lassen und die Güter desselben an sich zu bringen? Indessen — Alles war nur Luftschloß!

„Narren, die wir sind!" rief er. „Schaffen Sie mir die Erbschaft — dann wollen wir weiter sprechen! Wissen Sie irgend ein Mittel, jenen Menschen zu beseitigen, so nennen Sie es. Es ist die höchste Zeit!"

Sie blickten sich Beide zufällig an und senkten, als wäre Jeder vor dem Blicke des Andern erschreckt, die Augen. So weit war es also gekommen seit jener flüchtigen Besprechung im Familien-Zimmer zu Mortoran, wo sie sich zu gemeinsamen Zwecken mit einander verbunden! — Gaston stieß einen unartikulirten Ruf aus, der wie ein Seufzer, oder ein Fluch, oder ein Röcheln klang. Ganthoret preßte Lippen und Hände zusammen, trat an das Fenster und blickte in den Garten hinaus. Sie wußten Beide, wie es in dem Herzen des Andern aussah. Aber wo war Hülfe, wo Rettung? Auf ehrlichem, gradem Wege nicht mehr. Und wie immer häufte sich der ganze Haß gegen ihr selbstverschuldetes Schicksal auf den Einen — auf Raymond! Sie würden über seinen Tod gejubelt haben, auch wenn sich keine Erbschaft an denselben geknüpft hätte.

„Es ist nun einmal so," sagte Ganthoret dann, sich

wieder zu dem Herzog wendend. „Wir können nicht zurück. Es versteht sich von selbst, daß unsere Hand rein bleibt. Vielleicht findet sich Jemand, der ihn haßt!"

„Den weiß ich," antwortete Gaston. „Aber die Schwierigkeit ist, die Beiden einander zu nähern. Der, den ich kenne, darf sich in Paris nicht offen zeigen. Er wird verfolgt, sehr eifrig verfolgt, so daß man, seitdem man bemerkt hat, daß ich mit ihm in einigem Zusammenhang stehe, auch mich beobachtet — wenigstens glaube ich das. Ja, wenn es möglich wäre, jenen Mann, ich meine unseren Feind, an einen Ort zu locken, wo er stehen müßte! Ich denke immer noch, Ganthoret, wir versuchen es mit einem Duell."

„Ja — aber wo ihn finden? Wo ihn beleidigen — so beleidigen, daß er wo möglich im Augenblick auf ein Duell eingeht?" rief Ganthoret. „Und dann ist der Ausgang zweifelhaft. Weiß der Teufel, ich habe beim Scheibenschießen gefunden, daß meine Hand unsicher geworden ist!"

„Wenn man ihn nur in die Umgegend von Paris locken könnte, zu einer bestimmten Stunde," sagte Gaston. „Aber ich stehe in keiner Verbindung mit ihm. Was wissen Sie von seinem Leben?"

„Ich lasse ihn durch einen Spion beobachten," antwortete Ganthoret. „Er lebt sehr einfach, geht oft in das Etablissement des Mr. Serrier und nach der Rue Taitbout, zu dem Grafen d'Elnay, bei dem auch die beiden Duisfelden wohnen."

„Die beiden Duisfelden? So — das weiß ich ja gar nicht!" sagte Gaston. „Was wollen die hier?"

„Das weiß ich nicht," erwiederte Ganthoret. „Sich amüsiren gewiß nicht, denn man sieht weder den Alten, noch den Jungen an Orten, wo sich sonst Fremde zeigen. Es sind wahrscheinlich deutsche Pedanten. Sind sie reich?"

„Ich glaube, sehr reich," antwortete Gaston.

„Könnte man sie nicht gebrauchen?" fragte Ganthoret. „Aber freilich — sie scheinen sich auf keinen guten Fuß mit uns stellen zu wollen. Der junge Duisfelden war, wie ich erst jetzt durch eine Russin erfahren habe, schon damals, im Jahre 1853 in Paris, einen ganzen Sommer lang, ohne daß wir von ihm gehört. Er hält wahrscheinlich zur Partei Raymond."

Die Beiden schwiegen eine Zeit lang. Gaston mußte überlegt haben, ob die Duisfeldens, die er verachtete, nicht dennoch von ihm zu benutzen seien, denn er sagte:

„Nein, es geht nicht. Ich würde mich den Leuten gegenüber mit einer Bitte kompromittiren. Wir sind auf uns allein angewiesen, Ganthoret. Ich werde versuchen, Rath zu schaffen."

„Aber bald!" sagte der Baron. „Wenn alle Welt unsere Lage kennt und es geschieht dann etwas Auffälliges, so wird man uns mißtrauen. Jetzt denkt noch kein Mensch daran, uns im Verdacht zu haben, daß wir — nun, überhaupt, daß uns an dem Verschwinden dieses Raymond etwas gelegen ist."

„Ich habe immer gedacht, Sie könnten ihn provociren," sagte Gaston. „Gesetzt, Sie beleidigten ihn, so unterliegt es bei seinem Charakter gar keinem Zweifel, daß er Ihnen in einer Weise begegnen wird, die es Ihnen möglich macht, ihn im Zorne niederzuschießen. Sie würden nur zu wenigen Jahren Einschließung verurtheilt werden, und die Erbschaft wäre die Ihre."

„Ich danke!" rief Ganthoret lachend. „Das wäre ein zu gefährliches Experiment. Es könnte mißglücken, und würde wahrscheinlich doch den Verdacht erwecken, daß ich in Mortoran nicht nur den Gegner, sondern auch den Erben vernichten wollte."

„Bah — Verdacht! Das schlägt man nieder!" rief

Gaston, und seine Miene nahm für einen Augenblick den gewöhnlichen Hochmuth an.

„Aber die Richter pflegen in solchen Fällen ganz besonders streng zu erkennen," sagte Ganthoret. „Nein, das geht nicht. Wir müssen uns im Gegentheil scheinbar gar nicht um Mortoran kümmern. Reizen und provociren wir ihn, beschäftigen wir uns mit ihm, so wird die Aufmerksamkeit auf uns hingelenkt, und böse Zungen könnten sein Ende mit uns in Verbindung bringen. Nein, wenn Sie Jemand wissen, der handeln kann, so sprechen Sie mit ihm. Ich stelle Ihnen eine Million zur Verfügung, damit Sie Ihre Finanzen wieder ordnen können."

Mehr als sein Gewissen quälte es Gaston, daß derselbe Mann, den er einst so vornehm protegirt, jetzt zu ihm in dieser hochmüthigen, fast wegwerfenden Weise sprach. Seine Miene verrieth die innere Qual.

„Was besinnen wir uns übrigens?" fuhr Ganthoret, der diesen Ausdruck mißverstand, fort. „Unser Gewissen ist ganz rein. Mortoran ist ein Geächteter — der Graf hätte ihn nach unseren Familien-Gesetzen niemals zum Erben einsetzen dürfen. Lebten wir drei, vier Jahrhunderte früher, so würde ein Mann, der sich solcher Verbrechen gegen die Ehre seines Standes schuldig gemacht, eines Morgens todt in einem Dickicht gefunden worden sein, und Niemand hätte die Thäter, selbst wenn man sie gekannt, angeklagt. Ich bin nach meiner Ansicht der rechtmäßige Erbe. Verhelfen Sie mir zu meinem Recht, da die jetzigen Gesetze es leider nicht thun."

„Den Teufel, es ist wahr!" rief Gaston aufspringend und mit großen Schritten durch das Zimmer gehend. „Wollen Sie selbst mit dem Manne sprechen, vorausgesetzt, daß er darauf eingeht?"

„Ich denke, da er mich nicht kennt, so ist es besser, wenn er nur mit einem von uns unterhandelt," sagte

Ganthoret, kurz ablehnend. „Sie können doch auf den Mann bauen?"

„Er ist sicher," antwortete der Herzog. „Es fesseln ihn alte Verbindlichkeiten, wie er sagt, an meine Familie!"

„Bah — dafür gebe ich keinen Heller!" rief Ganthoret mißtrauisch. „Geben Sie ihm Geld und halten Sie sich vor allen Dingen den Rücken frei. Wo ist er denn?"

„Das darf ich nicht sagen," antwortete Gaston.

„Nun gut! Mir liegt nichts daran, es zu wissen!" rief Ganthoret. „Aber handeln Sie schnell!"

„Ich werde sogleich zu ihm fahren," sagte Gaston. „Ja, auch ich will dieser Sache endlich ein Ende machen!"

„Das ist recht!" rief Ganthoret. „Wann kann ich Nachricht erhalten?"

„Die beste Nachricht wird sein, wenn unser Wunsch erfüllt ist!" antwortete Gaston.

„Gewiß," sagte Ganthoret. „Wenn Sie mich heut noch finden wollen, so kommen Sie zu Hortense."

Sie trennten sich. Gaston befahl, daß sein Wagen ihn an einem bestimmten Punkte jenseits der Brücke von Jena erwarte. Dann ging er zu Fuß aus, nahm einen Fiacre und fuhr nach einem andern Theile der Stadt. Er, der Herzog von Carey, entzog sich bereits den Augen derer, die ihn, wie er fürchtete, überwachten, durch kleine Manöver, wie der Verbrecher sie gebraucht, der das Auge der Polizei zu fürchten hat. Auf diesem Umwege erreichte er seinen Wagen, und fuhr dann nach Schloß Mortoran.

Inzwischen war Edmond de Ganthoret zu Hortense gefahren, seiner Geliebten. Der Zutritt zu ihr stand ihm durch eine bestimmte Thür stets offen. Seinen Bruder, ihren Mann, durfte er nicht fürchten, dort zu finden. Monsieur und Madame de Ganthoret sahen sich nur bei Tisch, sonst niemals.

Als Edmond in das Boudoir Hortensens trat, saß diese

und schrieb, schob aber den Brief hastig in ein Fach ihres Schreibtisches und verschloß dasselbe. Edmond that, als bemerke er es nicht, und streckte sich auf einen jener langen, niedrigen Divans, die so geeignet sind für eine üppige Ruhe. Das ganze Gemach athmete den raffinirten Geschmack einer Kokette, die sich auch der kleinsten Wirkung irgend einer Farbe oder einer Beleuchtung bewußt ist. Für einen Mann, auf den überhaupt die Sinne wirkten, mußten diese Bilder, diese Farben der Vorhänge und Tapeten, die Formen der Meubles, die Beleuchtung, selbst der Duft dieses Zimmers verführerisch sein. Edmond de Ganthoret war über dies Alles hinaus. Nur Hortense selbst, die Meisterin des raffinirten Sinnengenusses, die dem kaiserlichen Rom Ehre gemacht haben würde, vermochte noch, ihn seiner Stumpfheit zu entreißen. Aber auch dies geschah selten. Er wußte recht gut, daß Hortense seiner schon überdrüssig war, obwohl ihre ekelhafte Verbindung erst seit wenigen Wochen währte. Es fesselte sie gemeinsamer Haß, gemeinsamer Wunsch nach Rache. Fehlte dieses geistige Opium, so mußten Beide wieder in die Kälte zurücksinken, die sie früher für einander gefühlt.

Was sprachen diese beiden Menschen, während sie hier einander gegenüber saßen? Keine Feder würde es wagen, diese Worte wiederzugeben, mit denen Edmond und Hortense sich gegenseitig die Neuigkeiten der großen Pariser Welt mittheilten. Sie waren eingeweiht in alle Geheimnisse, und wo sie nichts wußten, da stellten sie Vermuthungen auf, und Vermuthungen welcher Art! Irma, ja vielleicht selbst Adele, würden zurückgebebt sein vor diesem Gespräch!

„Ich komme vom Herzog," sagte Edmond dann. „Er wird sich bald eine Kugel durch den Kopf schießen — er ist so weit. Er kann seine Adele nicht vergessen, trotzdem er jetzt weiß, wie sie ihn betrogen. Er ist ein so ausgemachter Narr, daß es mich anekeln würde, mit ihm zu sprechen,

wenn ich es nicht nöthig hätte. Er ist übrigens gründlich ruinirt."

Und er erzählte ihr von der Flucht und von dem Briefe Gifflay's.

„Aber er hat hoffentlich den Plan zur Rache gegen jenen Menschen nicht fallen lassen?" fragte Hortense lebhaft.

„Im Gegentheil, er selbst drängt jetzt zur Entscheidung, da er die Million, die ich ihm versprochen, sehr nöthig hat," antwortete Ganthoret. „Es fällt mir natürlich nicht ein, sie ihm zu geben, wenigstens nicht ganz — so hoch kann ich seine Dienste nicht anschlagen. Er mag sich ruiniren — er verdient es! Wenn Adele heut zurückkäme, würde er ihr wieder eine halbe Million an den Hals werfen, und dazu ist mir mein Geld doch zu lieb."

„Hoffen Sie, daß es gelingen wird?" fragte Hortense.

„Ich hoffe es," antwortete Edmond. „Gaston ist nicht ohne eine gewisse Energie, wenn er gereizt wird. Ich weiß nicht, es liegt etwas in ihm, was mich seine Hinterlist und Gift oder Dolch fürchten lassen würde, wenn ich sein Feind wäre. Wenn er Niemand findet, es zu thun, so ist er im Stande, es selbst zu thun."

„Ich könnte ihn lieben deshalb!" rief Hortense mit funkelnden Augen.

„Ich sehe wohl, daß die beleidigte Eitelkeit einer Frau der stärkste aller Gründe zur Rache ist," sagte Edmond, gleichgültig die Achseln zuckend. „Mich würde so etwas ziemlich kalt lassen. Es bedarf bei mir tieferer und praktischerer Gründe, um mich in eine solche Affaire zu verwickeln. Indessen, Jeder nach seinem Geschmack!"

Hortense erinnerte sich, daß sie Einiges anzuordnen habe, und verließ das Boudoir. Sobald sie die Thür hinter sich geschlossen, erhob sich Edmond, öffnete mit einem kleinen Schlüssel das Fach des Schreibtisches, in welches

Hortense jenen Brief geschoben, und las ihn. Obgleich kein Name genannt war, errieth Edmond doch sofort, an wen er gerichtet sei. Es war ein Offizier, von dem man gesagt, daß er in sehr vertrautem Verhältniß zu Hortense gestanden, ehe er nach Afrika gegangen, und der von dort zurückgekehrt war. Hortensens Brief enthielt die heiligsten Versicherungen ihrer fortdauernden Liebe.

„....... Ich beschwöre Sie, mein innigst Geliebter," hieß es an der einen Stelle, „nicht an mir zu zweifeln. Sie haben einen scheinbaren Grund dazu, es ist wahr. Ich bin durch die Verhältnisse gezwungen, mit E. auf einem guten Fuße zu leben. Wir verfolgen einen gemeinsamen Plan, er ist mir zur Erreichung eines gewissen Zweckes nothwendig, und ich darf seine Eifersucht nicht wecken. Aber sobald dieser Zweck erreicht ist, werde ich ihn abschütteln, wie ein lästiges Gewürm. Keine Macht wird mich dann zurückhalten, mich wieder einer Liebe hinzugeben, die mich so glücklich machte u. s. w."

Edmond zuckte mit einem matten Lächeln die Achseln und schloß das Fach.

„Ich dachte, der Brief wäre an einen Andern!" sagte er vor sich hin. „Dieses Weib wäre im Stande, uns im letzten Augenblick zu verderben, wenn Raymond ihr ein Lächeln schenkte. Man muß sie beobachten!"

Dann legte er sich wieder auf den Divan und überließ sich seinen Gedanken. Als Hortense zurückgekehrt war, plauderte er noch lange Zeit mit ihr. Er glaubte, Gaston würde vielleicht kommen. Aber da es spät wurde, gab er diesen Gedanken auf und nahm Abschied von seiner „Geliebten".

„Gute Nacht, mein Engel!" sagte sie, ihn küssend. „Ich sehe Dich doch bald, recht bald?" —

Als Edmond das Haus verließ und nach der Stelle ging, wo ein bestellter Fiacre seiner harrte, lachte er bitter, indem er an den Abschied und an das „lästige Gewürm" dachte. Er hatte einen Moment, in welchem ihm die Welt zum Ekel war, und er selbst in seiner ganzen häßlichen Nacktheit vor seinem Geiste stand — ein elendes, nichtswürdiges, verächtliches Subjekt! Wäre in diesem Augenblick irgend Jemand an ihn herangetreten, um ihn fortzuführen aus Paris nach einem Winkel der Erde, wo Niemand ihn kannte — er wäre vielleicht gegangen, weniger, um ein besserer Mensch zu werden, als um diesem Leben zu entfliehen, das selbst ihm ekelhaft erschien.

Aber Gott sendet denen keine Engel, die sich selbst helfen können. Und was hätte Ganthoret gehindert, sich immer und immer wieder zu sagen, daß er ein Schurke sei, und zu fliehen? Sein Leben war ihm eine Qual, aber nicht, weil sein Gewissen ihn peinigte, sondern weil es ihm an Geld fehlte, es zu betäuben, und weil mit dem Körper zugleich der Geist krank und träge geworden und sich nicht mehr zu jener kalten Verachtung der Welt und aller moralischen Grundsätze zu erheben vermochte, die früher jeden seiner Schritte geleitet. Er hatte von Jugend auf systematisch jedes bessere Gefühl, jede reinere Absicht als lächerlich und unpraktisch in sich selbst erstickt. So war ihm die Welt nichts geworden, als ein Ort, an dem er sich möglichst amüsiren und möglichst viel Gewinn an sich reißen müsse. Jetzt, wo die Schwäche kam und ihm Geld fehlte, wandelte ihn etwas an, was dem Schatten einer Reue ähnlich sah. Aber es war keine Reue, nur der erste Vorbote der Kraftlosigkeit, die zu schwach ist zum Genusse, zu schwach zu der cynischen Verachtung aller Sitte. Deshalb verschwand jener Moment auch so schnell, als er gekommen, wie ein Blitz, der den nächtlichen Himmel zerreißt und den Abgrund vor den Füßen zeigt. Ganthoret hatte die entsetzliche Oede und

Schaalheit seines Lebens erkannt. Aber sollte er umkehren? Unmöglich. Dazu wäre mehr Kraft nöthig gewesen, als vorzuschreiten.

„Nur Geld!" sagte er bei sich. „Und Alles wird sich finden. Ich bin jetzt nur krank, weil ich unruhig und ungeduldig bin!"

Nur Geld! O alte Lüge, mit der sich Jeder täuscht, der kein anderes Glück kennt! George und Clarisse, die soeben an Ganthoret's Wagen vorüber die Champs-Elysées hinaufgingen, hätten darauf antworten können! Mag es Leute geben, die sich nur glücklich fühlen im Glanz und Geräusch der großen Gesellschaft, bewundert, beneidet, umrauscht von Schmeicheleien, deren Erinnerung sie oft entschädigen muß für den Rest eines einsamen, öden Lebens — suche Jeder sein Glück, wo er es zu finden meint! Aber daß jene Glänzenden glücklicher seien, als das einfache Paar, das Arm in Arm die Allee hinaufwandelt — Niemand wird es zu behaupten wagen, der die Welt kennt!

Raymond Mortoran war auf den Wunsch des Grafen d'Elnay und des Schloßherrn durch Otto Duisfelden in Alles eingeweiht worden, was das noch unerforschte Geheimniß betraf, das über der Geburt Gaston's waltete. Auch er war jetzt der Ansicht, daß Pichot in dieses Geheimniß verflochten sein müsse und der Verbündete Carey's sei. Um so furchtbarer wurde dieser Feind, von dessen Beseitigung in der That die Ruhe der Duisfeldens und Raymond's abhing. Aber noch hatte Rallot den Verborgenen nicht entdeckt, obwohl er in der letzten Zeit mit größerer Bestimmtheit von einer baldigen Entdeckung sprach. Raymond hatte

Rallot das Wort geben müssen, vorsichtig zu sein, und ohne daß Raymond es wußte, ließ ihn Rallot heimlich bewachen — einmal, weil die geheime Polizei es wünschte, denn ein so sonderbarer Mensch, wie Raymond, galt schon an und für sich für gefährlich, und zweitens, weil er vermuthete, daß Pichot Raymond auflauern werde, und weil er hoffte, ihn dabei vielleicht zu fangen. Rallot war ein zu guter Polizei-Mann, um irgend welche persönliche Sympathieen zu haben. Er haßte Pichot und that Alles, was zur Entdeckung desselben führen konnte. Im Uebrigen würde er Raymond oder Otto ohne jedes Bedenken denunzirt haben, hätte er sie an irgend einer geheimen Verbindung Theil nehmen sehen.

Was Gertrud betraf, so hatte Otto, so schwer es ihm auch wurde, dem Wunsche widerstanden, sie zu besuchen. Graf d'Elnay und der alte Herr Duisfelden waren nach dem Hotel Bonargies gegangen, um mit ihr zu sprechen und sie zu bitten, das Hotel unter keiner Bedingung eher zu verlassen, als bis anderweitige Bestimmungen über ihre Zukunft getroffen seien. Beide Männer stimmten nach ihrer Rückkehr zur großen Freude Otto's darin überein, daß Gertrud vollkommen der hohen Theilnahme würdig sei, welche Otto, Oswald Neuber und Celina ihr geschenkt. Man wollte die Rückkehr der Letzteren erwarten, um einen bestimmten Entschluß wegen der Zukunft Gertrud's zu treffen. Das Beste schien, daß sie bei Celina, die binnen kurzer Zeit in Paris eintreffen mußte, ihre Erziehung vollende und dann zu ihrem Vater geführt werde. Da dieser nicht nach Paris zu kommen wagen durfte, und kein sicherer Begleiter vorhanden war, der Gertrud hätte zu ihm führen können, so wäre es grausam gewesen, ihm das Wiederfinden seiner Tochter eher mitzutheilen, als er sie sehen konnte. Graf d'Elnay hatte übrigens bereits für alle Fälle angefragt, ob man Oswald Neuber belästigen werde, wenn er nach Paris

komme. Die Antwort war verneinend ausgefallen. Zog sich also der Kampf mit Pichot in die Länge, so sollte allerdings eine Einladung an Neuber abgesendet werden, nach Paris zu kommen. Doch schien es den Intriguen Porzi's gegenüber besser, wenn dieses letzte Mittel unversucht bliebe. Auch nach Baden hatte man geschrieben, um etwas über den alten Grafen Aibenberg zu erfahren. Von dort war die Nachricht eingetroffen, daß derselbe gestorben und Aibenberg's sehr unbedeutender Grundbesitz von den benachbarten Ortschaften angekauft worden.

Es war am Vormittage des dritten Tages, nachdem Gaston de Carey und Ganthoret jene Unterredung gehabt hatten, als Raymond folgenden Brief mit dem Poststempel Meudon erhielt:

„Sehr geehrter Herr!

Ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie eine Fabrik begründen wollen, bei der Ihnen Tischler, die einfache Arbeiten gut verfertigen können, gewiß erwünscht sein würden. Vielleicht haben Sie von mir als einem tüchtigen Arbeiter gehört. Ich habe lange Zeit dem B.'schen Etablissement vorgestanden, bin aber wegen meiner Betheiligung an einem demokratischen Arbeiter-Verein entlassen und aus Paris ausgewiesen worden, da ich nicht sogleich Beschäftigung fand. Ich wohne jetzt bei Villacoublay in einem kleinen Hause, bei einem Gärtner, Namens Dorton, und sehne mich sehr nach Beschäftigung. Da ich nun von Ihrer Menschenfreundlichkeit gehört, so möchte ich Sie bitten, mir Arbeit in Ihrem neuen Etablissement zu geben, sei es auch zu noch so geringem Lohn. Ich wünsche vor Allem nach Paris zurückkehren zu dürfen und kann dies nicht, wenn ich nicht einen abgeschlossenen Contrakt vorzeigen kann. Das größte Hinderniß ist, daß

mich eine kleine Verletzung am Fuße verhindert, auszugehen, und daß ich auch, wenn ich es könnte, nicht nach Paris kommen darf, wenn ich mich nicht eines Vergehens schuldig machen will. Deshalb wage ich die Bitte, verehrtester Herr, daß Sie selbst mir einen Besuch machen möchten. Das Wetter ist so schön, daß Sie vielleicht die kleine Fahrt nach Meudon und den angenehmen Weg nach Villacoublay als eine Erholung betrachten. Gewiß werde ich mich bemühen, Ihnen Alles, was Sie für mich thun, durch den größten Eifer und Fleiß zu lohnen. Da ich immer zu Hause bin, so treffen Sie mich zu jeder Zeit. Sie können sich vorstellen, in welcher Unruhe ich bin und mit welcher Sehnsucht ich Ihren Besuch erwarte. Ich bitte Sie sehr, mir zu verzeihen. Ein Freund, der mich gestern besuchte, hat mir so viel von Ihnen erzählt, daß ich ein unbedingtes Zutrauen zu Ihnen gefaßt habe. Ich zeichne u. s. w.

Jean Rennert."

„Nachschrift. Soeben meldet mir mein Freund Dorton, daß er einen Brief erhalten, nach welchem sein Schwiegervater in Fontainebleau sehr krank geworden. Er will sogleich mit Frau und Kind verreisen. Ich kann also nicht länger in dem Hause bleiben und muß vielleicht der Commune zur Last fallen, wenn es Ihnen nicht möglich ist, heut schon zu kommen. Ach, ich bin in Verzweiflung. Können Sie nicht kommen, verehrter Herr, auf den ich alle meine Hoffnung setze, so bedarf es keiner Antwort."

Mortoran las den, wie es schien von einer Arbeiterhand geschriebenen Brief ohne jede Ahnung eines Verraths. Die Sache klang nicht unwahrscheinlich. George, mit dem

er bald darauf eine Unterredung hatte, sagte ihm, daß ein Mann dieses Namens, ein sehr guter Arbeiter, in der That unter den obengenannten Umständen verzweiflungsvoll Paris verlassen, daß er schon mit Mr. Serrier über ihn gesprochen und sich bemüht, den Aufenthalt jenes Rennert zu erfahren. Somit war kein Grund zu irgend einem Bedenken vorhanden, und Raymond entschloß sich kurz, noch an demselben Nachmittage, um fünf Uhr, nach Meudon zu fahren. Es lag ihm viel daran, tüchtige Arbeiter zu finden, und eine politische Mißliebigkeit derselben war natürlich für ihn kein Grund, sie zurückzuweisen.

Erst im Laufe des Tages, als er den Brief noch einmal zur Hand nahm, stiegen ihm Bedenken auf und er überlegte. Indessen — was sollte aus seiner Existenz werden, wenn er überall Verrath witterte? Den Brief Rallot mitzutheilen, hatte er gar keine Lust, da es sich um einen Demokraten handelte, dem Raymond einen Dienst erweisen sollte. Genug, er beschloß, zu gehen. Wie hätten auch seine Feinde errathen sollen, daß jener Rennert entlassen worden? Freilich, als er im Laufe des Tages ein kleines liberales Journal zur Hand nahm, fand er die Sache erwähnt. Das konnten auch Andere gelesen haben. Aber kam dieses Blatt in die Hände derer, die ein Interesse daran hatten, ihn zu verderben? Sein männlicher Muth schämte sich, vor einer bloßen Möglichkeit zurückzubeben, wenn er sich auch bei reiferer Ueberlegung eingestehen mußte, daß einem Manne, wie Pichot, vielerlei Mittel des Verraths zu Gebote standen. Er beschloß, ein gutes Doppelpistol mit sich zu nehmen. Uebrigens wollte er ja den Besuch am Nachmittage, am hellen Tage machen. Ließ sich annehmen, daß man in so naher Umgebung von Paris einen Mordanfall wagen würde? Sollte sich ein Eroberer von Sebastopol vor einem Verbrecher fürchten?

Mit solchen, einem muthigen Herzen eigenen Gründen

kämpfte er seine Bedenken nieder und fuhr am Nachmittage nach dem Bahnhofe von Montparnasse. Es war ein sehr schwüler Tag, und Raymond konnte eine leichte Unruhe nicht bemeistern. Aber er schrieb sie auf die gewitterhafte Schwüle der Luft. Auf der Station Meudon stieg er aus und schlug den Weg nach dem Dorfe ein.

Noch ehe er es erreichte, auf dem kurzen Wege zwischen dem Bahnhof und dem Dorfe, kam ihm ein leichter, eleganter Wagen entgegen, in dem eine einzelne Dame saß. Raymond, mit seinen Gedanken beschäftigt, achtete nicht weiter auf denselben, und warf nur, als er dicht neben dem Wagen war, einen Blick in denselben. Mit unangenehmer Ueberraschung erkannte er in der Dame Hortense de Gauthoret.

Seine erste Bewegung war, schnell weiter zu gehen. Aber schon rief die Dame dem Kutscher ein Halt! zu.

Raymond gehörte zu denjenigen Naturen, denen es fast unmöglich ist, ganz rücksichtslos zu sein, selbst wenn das reifliche Nachdenken sie dazu auffordern sollte. Er hatte aber keine Zeit, nachzudenken, und so stand er unwillkürlich still und griff an seinen Hut. Er hatte in diesem Augenblick vergessen, daß er nach jenen beiden Begegnungen auf dem öffentlichen Ball und in der Matinée des Generals nicht nöthig hatte, noch die geringste Rücksicht zu nehmen. Hortense hatte leicht und schnell den Wagenschlag geöffnet und stand vor ihm. Die Blässe ihrer Züge und ein gewisser, schwer zu beschreibender und unbestimmter Ausdruck derselben deutete auf eine heftige Erregung, die sie jedoch unter einem Lächeln zu verbergen suchte.

„Herr Vicomte," sagte sie, „der Zufall führt uns zusammen. Darf ich ihn benutzen, um Ihnen einige Worte zu sagen?"

„Sprechen Sie, Madame!" sagte Raymond.

„Sie erinnern sich, Herr Vicomte, daß ich Ihnen zwei Mal meine Dienste angeboten — einmal hier in der Nähe, an jenem Tage, an welchem ich das Familien-Gericht in Mortoran belauschte, das andere Mal bald darauf. Sie glaubten beide Male meine Unterstützung, so warm ich Ihnen dieselbe an's Herz legte, ablehnen zu müssen. Herr Vicomte, die Gefahren, die Ihnen damals drohten, sind auch jetzt noch nicht vorüber — auch jetzt bedürfen Sie noch einer Freundin —"

„Welche Gefahren, Madame?" unterbrach sie Raymond, in welchem mit der zurückkehrenden Erinnerung und dem erwachenden Bewußtsein von seiner Stellung zu dieser Frau auch die alte Abneigung wieder aufstieg.

„Ich kann sie jetzt nicht näher bezeichnen, Herr Vicomte!" antwortete Hortense. „Aber sie sind vorhanden! Sie haben Feinde, mächtige, verwegene, rücksichtslose Feinde. Vielleicht behaupte ich nicht zu viel, wenn ich sage, daß nur ich, ich ganz allein Sie gegen dieselben schützen kann. Raymond — glauben Sie mir! Vertrauen Sie mir!"

Der junge Mann stand ruhig, kalt, gleichgültig. Hortense wollte seine Hand ergreifen — er zog sie zurück.

„Raymond — ich liebe Sie!" fuhr Hortense fort, mit gedämpfter Stimme, aber mit fliegendem Athem. „Ich will Sie nicht länger täuschen — ich liebe Sie — in Verzweiflung! Weshalb stoßen Sie mich zurück? Sie würden vielleicht ein armes, unbedeutendes Geschöpf glücklich machen, wenn es Sie um ein wenig, nur ein wenig Liebe anflehte — weshalb nicht mich? Gelte ich Ihnen so wenig, daß Sie mir nicht einmal Liebe heucheln wollen — denn selbst damit würde ich zufrieden sein! Ich liebe Sie so sehr, daß selbst der Schein mich glücklich machen könnte! Raymond, gestatten Sie mir, Sie zuweilen zu sehen, und Ihre Feindin — ich leugne nicht, daß ich es in den letzten Jahren war! — Ihre Feindin wird ihre größte Freundin werden und

Ihre Gegner ihrem Verderben überlassen. Sie können mich vielleicht wieder rein, wieder gut machen! Ich bedarf vielleicht nur eines Freundes, wie Sie! O, Raymond, Sie wissen nicht, was Sie zurückstoßen, wenn Sie die Hand zurückweisen, die sich Ihnen zum letzten Male bietet — zum letzten Male!"

Ihre Augen flehten. Sie schien die Wahrheit zu sprechen; ihre Stimme klang wie eine Beschwörung aus tiefster Brust.

„Madame," antwortete Raymond unerschüttert, „Sie verlangen etwas, das ich Ihnen nicht geben kann. Liebe kann ich nicht gewähren, wo ich sie nicht empfinde. Heucheln kann ich sie noch weniger. Und was Sie verlangen, ist nicht Liebe, es ist nur die Befriedigung eines Wunsches, der vielleicht leidenschaftlich und heiß sein mag, aber doch nur ein lebhafter Wunsch ist. Sie denken über derartige Verhältnisse anders, als ich. Ich würde mit einem solchen Verhältniß meine Ehre und mein Lebensglück opfern."

„Ihr Lebensglück? Sie opfern es, indem Sie mich zurückweisen!" rief Hortense. „Und ich gelobe Ihnen Verschwiegenheit!"

„Ich kann nicht fliehen vor mir selbst, wenn auch vor den Augen der Menschen," antwortete Raymond. „Liebe mag Alles, wenigstens Vieles entschuldigen. Liebte ich Sie, so würde ich Manches nicht achten. Aber, Madame, ich liebe eine Andere, und schon der Gedanke einer Untreue, und wäre es auch nur einer geistigen, läßt mich mir selber zürnen."

„Raymond!" rief sie, und sie ergriff seinen Arm mit beiden Händen und preßte ihn so heftig, daß der junge Mann selbst körperlichen Schmerz empfand. „Raymond, wenn Sie sich jedes Glück der Welt erhalten wollen, so hören Sie mich!"

„Es giebt kein Glück, unter dem die eigene Ehre litte — nicht jene thörichte Ehre, mit der sich erbärmliche Menschen, wie Carey und Ihr Schwager, zum Schein bekleiden — sondern die Ehre eines Mannes, der gewohnt ist, nach geistigen und moralischen Gesetzen zu handeln!" antwortete Raymond. „Madame — ich bedaure eine Leidenschaft, die aufrichtiger zu sein scheint, als ich glaubte. Aber so gewiß, als Sie meine Bewerbung zurückweisen würden, wenn Sie die glückliche Gattin eines geliebten und achtungswerthen Mannes wären und ich Wünsche der Leidenschaft auf Sie richtete — so gewiß weise ich die Ihrige zurück!"

„Auch wenn Alles, Alles auf dem Spiele steht, Raymond?" rief sie.

„Alles!" antwortete er. „Aber was könnte auf dem Spiele stehen?" fügte er kalt, die Achseln zuckend, hinzu.

„Sie wollen es nicht einmal versuchen, Raymond, ob Sie mich lieben können?" rief Hortense wie eine Verzweifelnde. „Sie kennen mich ja nicht — Sie haben Vorurtheile — selbst für einen Versuch, selbst für einige Unterredungen bin ich Ihnen zu gering?"

„Nicht zu gering, Madame! Aber unsere Wege gehen auseinander!" antwortete Raymond.

Sie stand noch eine Minute vor ihm, sprachlos, mit sich ringend. Raymond sah fast erstaunt den gewaltigen Kampf in ihren Zügen. Dann stieß sie ihn von sich. Ihr Gesicht war nicht zornig. Es war bleich, kalt. Der flehende, beschwörende Ausdruck war dem des tödtlichen Hasses gewichen. Sie sprach kein Wort mehr, weil jedes ihr zu gering schien, ihren ganzen Haß auszudrücken. Sich abwendend ging sie erst langsam, dann schneller nach dem Wagen, der ein wenig vorausgefahren war, stieg hinein, warf den Schlag zu und rief dem Kutscher ein so lautes „Vorwärts!" zu, daß Raymond es noch hörte.

Der junge Mann, ihr unwillkürlich nachblickend, sah,

daß es ein eleganter Miethswagen war, in welchem sie fuhr.

Woher kam Hortense in diesem Miethswagen? War das Zusammentreffen ein zufälliges? Oder wußte sie, daß er heut dieses Weges kommen würde? Neue und dieses Mal ernstere Bedenken stiegen in Raymond auf.

Hortense hatte in Worten gesprochen, die um so auffälliger wurden, je mehr Raymond sie überlegte — von großer Gefahr, von verwegenen Feinden, von Lebensglück. Stand sie mit Carey und Ganthoret in Verbindung? Ohne Zweifel. War jener Brief des Arbeiters von ihr ausgegangen, um ihn hierher zu locken? Oder steckte hinter diesem Brief noch eine neue Gefahr? Auffällig war es, wenn auch nicht durchaus verdächtig, daß er Hortense in einem Miethswagen hier gefunden.

Raymond ging langsam weiter. Die Hitze war hier, auf dem schattenlosen Wege, fast unerträglich. Kein Lüftchen rührte sich. Ein fernes Gewitter schien alle Bewegung der Luft gefangen zu halten. So erreichte er Meudon und durchschritt das Dorf und erreichte den Wald. Er versuchte sich zu beruhigen, das Ganze als einen Zufall zu betrachten, aber es gelang ihm nicht. Er ging den breiten Weg entlang, der sich am Rande des Waldes hinzieht, nicht fern von dem Schlosse Mortoran, und später in den Wald eintritt. Auch unter den Bäumen war es entsetzlich schwül. Raymond hatte das Bedürfniß, wieder im Freien zu sein. Er ging schnell. So gelangte er, ohne irgend einem Menschen zu begegnen, an das Ende des breiten Weges und des Waldes. Villacoublay lag vor ihm, Schloß Mortoran in einiger Entfernung zu seiner Rechten. Der Weg zog sich schmaler zwischen niedrigen Mauern entlang, welche Felder einfaßten. Zur Linken lag eine Straße, auf der in einiger Entfernung ein Wagen von Paris her kam.

Die Sonnenhitze schlug dem jungen Manne hier wie-

der so glühend entgegen, daß er, erhitzt von dem schnelleren Gehen, still stand, um sich ein wenig zu erholen. Er nahm seinen Hut ab. Da tauchte zur Rechten, hinter der niedrigen Mauer, eine Gestalt empor, Kopf, Arme, Brust, ganz nahe. Ein Arm erhob sich mit einem Pistol. Raymond, der gerade in diesem Augenblick und an dieser Stelle an keine Gefahr gedacht hatte, fuhr zurück. In demselben Augenblick war auch ein Schuß gefallen; aber Raymond war nicht getroffen. Der frühere Oberst, vertraut mit der Gefahr des Kampfes, eilte zurück, denn er hatte den Arm noch erhoben gesehen und erwartete einen zweiten Schuß. Inzwischen nahm er sein Pistol aus der Rocktasche und spannte die Hähne. Sein Blut war plötzlich ruhig geworden. Die Gefahr war da und sie fand ihn kalt. Er rannte ungefähr dreißig Schritte zurück, bis zu den ersten Bäumen des Parkes von Meudon. Dann wandte er sich zurück. Fliehen, bewaffnet, wie er war? Nimmermehr! Er hatte Pichot's Gesicht erkannt, trotz veränderter Tracht und falschem Bart. Wenn es möglich war, mußte er selbst zum Angriff übergehen, die Welt von einem Verbrecher befreien. Das war sein blitzschneller Gedanke.

Er stand hinter einem Baum und blickte vor. Sein Gegner war nicht zu sehen. Wahrscheinlich hatte er sich hinter der Mauer verborgen, die den Acker auch nach dem Park zu begrenzte. Mit erhobenem Pistol erwartete Raymond den Feind und lauschte zugleich, ob er die Bewegungen desselben nicht höre. Tiefe Stille. Kein Mensch in der Nähe. Nur jener Wagen zur Linken kam näher. Raymond hörte das Getrappel der Pferde. Aber er hatte keine Zeit, sich nach dem Wagen umzublicken.

Da, an einer niedrigen Stelle der Mauer, tauchten wieder Kopf und Arm auf, und ehe Raymond seinem Pistol die neue Richtung geben konnte, fiel der zweite Schuß. Raymond fühlte einen Druck am Halse. Aber er kannte

das; er wußte, daß er nicht verwundet, daß nur sein Rockkragen gestreift war. Mit einem Ruf des Zornes und des Abscheus sprang er auf die Mauer zu. Wenn jener Mann nicht noch ein zweites Pistol in Bereitschaft hielt, so sollte er nicht entfliehen.

Aber Raymond sollte erfahren, daß er es mit einem verzweifelten und geschickten Gegner zu thun hatte. Schon war Pichot wieder hinter der Mauer verschwunden, und als Raymond dieselbe erreichte und hinüberblickte, sah er ihn zu seiner Linken, ein Messer zwischen den Zähnen, ein Pistol in der Linken. Während Raymond die Wendung mit dem rechten Arm machte, um zu schießen, war Pichot mit der Schnelligkeit einer wilden Katze und der Kraft eines Panthers hervorgesprungen und stieß mit dem Messer nach ihm. Raymond fing die Hand Pichot's auf. Er war ein starker Mann und umfaßte mit seiner Linken das Handgelenk von Pichot's rechter Hand mit solcher Kraft, daß dieser einen Schmerzensschrei ausstieß.

„So!" sagte Raymond. „Nun bist Du mein! Laß das Messer fallen, oder ich schieße Dich nieder!"

Die Antwort war ein Gelächter Pichot's und ein gewaltiger Ruck, der seine Hand befreite. Raymond schoß, aber über Pichot hinweg, der, den Schuß ahnend, sich in demselben Augenblick gebückt hatte und von unten nach oben mit dem Messer stieß. Noch trennte die Mauer die Beiden. Aber sie war so niedrig, daß Beide die Oberkörper frei gegen einander bewegen konnten.

Der Stoß hatte Raymond nicht getroffen, da Pichot's Arm an die Mauer streifte und abgelenkt wurde. Ja, das Messer fiel ihm aus der Hand. Für einen Moment war Pichot wehrlos, denn er besaß nur das eine abgeschossene Pistol. Raymond richtete sein Pistol auf den Kopf Pichot's, der sich nach seinem Messer bückte. Noch einen Augenblick, und die Welt mußte für immer von einem Scheusal befreit

sein! Raymond drückte das Pistol ab — der Schuß versagte.

Pichot stieß ein teuflisches Gelächter aus und sprang empor, des Messer in der Hand. Der erste Stoß war nach der Hand Raymond's gerichtet. Er traf nicht, da Raymond sie zurückzog. Um sein Pistol von neuem zu spannen, eilte Raymond einige Schritte zurück. Aber Pichot folgte ihm, über die Mauer springend.

„Raymond, noch einen Augenblick!" rief eine Stimme. „Wir sind da!"

Raymond erkannte die Stimme Otto's. Aber er hatte keine Zeit, sich umzusehen, woher sie kam; er hörte nur das Rollen eines Wagens. Ebenso wenig kümmerte sich Pichot um den gefährlichen Ruf. Schon hatte er Raymond erreicht, noch ehe dieser den Hahn des Pistols spannen können, das er jetzt fallen ließ, um beide Hände gegen Pichot frei zu haben.

Wohl war das nöthig. Denn mit der ganzen Hast der Wuth, die verzweifelnd begreift, daß ihr das Opfer in der nächsten Minute entrissen sein wird, stürzte sich Pichot auf Raymond. Wäre der junge Mann weniger kräftig und gewandt gewesen, so hätte er diesem Angriff erliegen müssen, Denn während Pichot mit der Linken einen Schlag nach dem Gesicht Raymond's führte, stieß er mit der Rechten. Raymond jedoch, sich schnell wendend, fing den Schlag mit seiner Linken auf und ergriff mit seiner andern Hand den Arm Pichot's, den er so heftig niederdrückte, daß Pichot einen Schrei des Schmerzes und der Wuth ausstieß. Das Messer entfiel ihm.

Die Gefahr war vorüber. Pichot hatte keine Waffe mehr. Der Blick seiner gerötheten Augen suchte einen Moment lang nach dem entfallenen Messer und dem Pistol, das Raymond von sich geworfen. Dann aber begriff er, daß die Zeit zum Angriff vorüber sei und daß er an seine eigene

Rettung denken müsse. Er bückte sich, wie ein Tiger, um den Händen Raymond's zu entgehen, die sich nach ihm ausstreckten, warf sich dann mit solcher Gewalt wieder empor, daß Raymond zurücktaumelte, und sprang über die Mauer.

Es war der Moment, in welchem der Wagen an der Mauer hielt. Drei Personen sprangen zugleich aus demselben.

Indessen Pichot floh bereits mit der Hast eines Menschen, der wohl weiß, daß es sich um sein Leben handelt. Nur ein Büchsenschuß hätte ihn noch erreichen können. Das unebene Erdreich und die Mauern, welche die einzelnen kleinen Aecker umgaben, begünstigten ihn. Raymond war ihm bis auf das nächste Feld gefolgt, stand aber von der Verfolgung ab, als er die Behendigkeit des Fliehenden erkannte, der wie ein Hirsch über die Felder und Mauern fortflog. Er wandte sich um und sah Otto Duisfelden, George, Rallot, den Grafen d'Elnay und den alten Herrn Duisfelden, die jetzt sämmtlich den Wagen verlassen hatten.

„Du bist nicht verwundet?" rief Otto, dessen Gesicht vor Aufregung glühte.

„Vielleicht eine Schramme abgerechnet — nein!" antwortete Raymond, sich auf die Mauer setzend, denn er fühlte jetzt erst, daß der kurze Kampf seine ganze Kraft in Anspruch genommen hatte. „Aber wie kommen die Herren hierher?"

Rallot war inzwischen wieder auf den Bock des Wagens gestiegen und verfolgte von dort aus, stehend, mit den Blicken den fliehenden Pichot, der jetzt in der Richtung von Villacoublay verschwand.

„Es war Pichot!" rief Otto. „Aber wie konntest Du auch auf einen solchen Verrath eingehen? Hatten wir Dich nicht beschworen, vorsichtig zu sein und vor allen Dingen Paris nicht allein zu verlassen? Was soll daraus werden,

wenn Du fortfährst, die Gefahren, die uns drohen, so leicht zu nehmen?"

„Und was soll daraus werden, wenn wir uns fortwährend ängstigen?" fragte Raymond, lächelnd die Achseln zuckend. „Du siehst, es ist Alles gut abgelaufen. Nur schade, daß ich den Hund nicht gefangen. Aber wo kommt Ihr her?"

Raymond erfuhr, daß dieses Zusammentreffen, das ihm so seltsam erscheinen mußte, auf ganz einfachen Gründen beruhte. George Monier hatte nämlich, als er mit Monsieur Serrier über Geschäfts-Angelegenheiten zu sprechen hatte, auch jenes Jean Rennert und seines Briefes an Raymond Mortoran erwähnt. Ueberrascht hatte ihm Mr. Serrier gesagt, daß er soeben einen Brief dieses Mannes aus Meaux erhalten, wohin sich derselbe zu Verwandten begeben, und hatte ihm den Brief gezeigt. George, im Allgemeinen durch Raymond davon unterrichtet, daß dieser geheime Feinde habe, hatte sogleich einen Verrath geahnt und war zu Raymond gefahren, den er jedoch nicht mehr antraf. In tödtlicher Angst war er sogleich zu dem Grafen d'Elnay geeilt. Wenige Worte hatten genügt, diesen und die beiden Duisfelden von dem Vorgefallenen zu unterrichten, und Alle waren augenblicklich entschlossen gewesen, Raymond, wenn es irgend möglich sei, zu retten. Zum Glück hatte sich Rallot auf der nächsten Polizei-Station befunden und an der Fahrt theilnehmen können. Zu erwähnen, welche entsetzliche Angst sie erduldet, namentlich von dem Augenblick an, in welchem sie den Beginn des Kampfes bemerkt, war überflüssig. George Monier, sonst so kräftig und unerschrocken, zitterte noch jetzt.

Unterdessen hatte Rallot das Messer Pichot's und auch das Pistol aufgenommen, das jenseits der Mauer lag. Er betrachtete namentlich das letztere sehr aufmerksam. Auch die anderen Herren besichtigten es. Es war ein Doppel-

pistol von sehr schöner Arbeit, zeigte die Chiffre eines der besten Lütticher Waffenschmiedes und war außerdem mit einer silbernen Einlage versehen gewesen, auf der sich ohne Zweifel der Namenszug oder das Wappen des Besitzers befunden. Diese Einlage war herausgenommen. Niemand sagte ein Wort. Aber manche von den Männern mochten ihre Gedanken haben.

„Ich denke, wir fangen ihn bald!" sagte Rallot. „Hätte ich einige Leute bei mir, so würde ich vielleicht jetzt schon einen Versuch machen. Aber jedenfalls thue ich besser, wenn ich noch einige Tage warte, bis ich meiner Sache ganz sicher bin!"

„Und wo vermuthen Sie ihn?" fragte Raymond.

„Ein guter Jäger spricht nicht gern von einem Fang, dessen er nicht sicher ist!" antwortete Rallot mit seinem ruhigen Lächeln. „Ein anderes Mal, Herr Vicomte, interessiren Sie sich nicht wieder so unvorsichtig für ausgewiesene Demokraten!"

Die Gesellschaft kehrte zurück. Raymond wurde bald sehr nachdenklich. Hatte Hortense de Ganthoret von diesem Anfall gewußt, den Pichot wahrscheinlich auf Gaston's und Edmond de Ganthoret's Anstiften unternommen? Kaum konnte er daran zweifeln. So wahnsinnig konnte sich nur ein Weib geberden, das sich vor der Mitschuld an einem Verbrechen retten will. Die Leidenschaft allein hätte sich nicht so tief herabgewürdigt. Sie wußte um den Mord, und wollte ihn verhindern — wenn Raymond ihr Flehen erhörte.

Ein Schauder überrieselte den jungen Mann. Ekel und Abscheu vor der Schlechtigkeit der Welt überkamen ihn, Zweifel, daß ein Geschlecht, dem solche Menschen angehörten, sich jemals zum Reineren und Besseren erheben könne. Wenn Menschen, die im Reichthum leben und denen sich nie eine Verlockung zur Sünde hätte darbieten dürfen, um

der Rache und des Eigennutzes willen zu solchen Mitteln griffen, wie sollten diejenigen besser werden, die in der Armuth und schlechter Erziehung eine Entschuldigung für ihre Verbrechen fanden? Wie sollte die menschliche Natur sich jemals heben, wenn sie der Verlockung zum Bösen so leicht zugänglich war?

Aber er dachte an Celina, an Otto, an George, an Gertrud, und seine Stirn wurde wieder freier. Kampf mit dem Bösen, unablässiges Ringen nach dem Besseren — vorwärts, wenn auch Schritt für Schritt! Wenn nicht wenigstens Einzelne so dachten und handelten, die Zweifelnden ermuthigten, den Ringenden die Hand reichten und einen Bund des Guten gegen das Böse schlossen, so mußte ja die moralische Welt untergehen in Eigennutz und niedriger Leidenschaft! — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Morgen des folgenden Tages spazierte ein Herr, der wie ein Rentier gekleidet war, schon in früher Morgenstunde auf dem Wege, der von Schloß Mortoran durch den Wald nach Meudon führt. Er rauchte gemächlich seine Cigarre, verspeiste auch, als er Appetit verspürte, ein Stückchen Pastete, das er mitgenommen, genug, er schien Jemand zu erwarten.

Dieser Jemand erschien auch bald in Gestalt eines halberwachsenen Burschen, der aus dem Schlosse Mortoran kam und den Weg nach Meudon einschlug. Der Bursche hatte seinen Sonntagsstaat angelegt und eine Tasche über die Schulter gehängt, ähnlich einer Brieftasche, wie sie die Boten auf dem Lande gebrauchen. Sobald ihn der Herr Rentier bemerkte, schlug auch er ganz langsam den Weg nach Meudon ein, so daß ihn der Bursche in kurzer Zeit erreicht hatte. Lustig pfeifend ging der Bursche an ihm vorüber.

„Verzeihen Sie tausend Mal, Monsieur!" sagte der Rentier und griff artig an seinen Hut. „Haben Sie vielleicht ein wenig Feuer? — ich meine ein Zündhölzchen. Mein ganzer Vorrath ist mir ausgegangen, und ich bin wahrhaft in Verzweiflnng!"

Sich mit Monsieur angeredet zu hören von einem so rentier-mäßig gekleideten Herrn, der noch dazu sehr artig an den Hut faßte — das mußte ein jugendliches Herz gewinnen. Natürlich hatte er Zündhölzchen bei sich — er trug ja auch hinten in der Rocktasche Pfeife und Taback, und wagte nur hier nicht zu rauchen, da es ihm zu nahe am Schlosse war und der alte Martin eine merkwürdig feine Nase für Tabacksgeruch hatte. Er reichte also dem Herrn höflich einige Zündhölzchen, und dieser erlaubte sich dafür, ihm eine Cigarre anzubieten, „eine Londres", wie er hinzufügte, die Jedermann rauchen könne.

Der Bursche fühlte sich ungeheuer geschmeichelt, brannte sich die Cigarre an und erklärte, er habe nie etwas so Feines geraucht. Er schien sich auch nicht wenig darauf zu gute zu thun, daß der Herr neben ihm blieb und mit ihm plauderte. Es war ein sehr leutseliger Herr, dem es jedenfalls recht angenehm war, Gesellschaft zu haben, und der auch ganz von ungefähr und nur so nebenher auf Schloß Mortoran und dessen schöne Lage zu sprechen kam. Natürlich hatte der Bursche nun nichts Eiligeres zu thun, als zu erklären, er sei Diener auf dem Schlosse und müsse heut nach der Stadt, um Briefe an den Herrn Herzog abzugeben und Einiges zu besorgen. Der Herr Rentier legte darauf ein sehr ehrerbietiges Interesse für den „Herrn Herzog" an den Tag, und fragte so Mancherlei, was man wohl frägt, wenn man so plaudert. Dabei kamen sie nach dem Bahnhof, und es fand sich, daß der Herr Rentier auch nach Paris fuhr, ja, daß er sogar mit dem Burschen in ein übrigens leeres Coupé dritter Klasse stieg, was sich eigent-

lich für einen Rentier nicht ziemte, „nur um Gesellschaft zu haben", wie er sagte.

In dem Coupé wurden sie dann noch vertrauter, und als sie nach einer Viertelstunde in Paris anlangten, erlaubte sich der Rentier, dem Burschen ein Glas Wein, „guten ächten Bordeaux", bei einem der zahlreichen Weinhändler in der Rue de Rennes anzubieten. Der Bursche nahm es natürlich an, denn Blödigkeit gehörte nicht zu seinen Eigenschaften, und der Herr Rentier führte ihn zu einem recht verständigen Weinhändler, der auch den Herrn bereits zu kennen schien, denn er öffnete sogleich ein kleines, elegantes Hinterzimmer und brachte eine Flasche Bordeaux, die der Bursche „delikat" fand. Der Letztere wurde nun noch gesprächiger und erging sich in Fragen nach allerlei Pariser Vergnügungen. Der fremde Herr wußte ihn jedoch immer wieder auf Schloß Mortoran zurückzulenken, und erfuhr denn auch bald, daß der Herzog vor einigen Tagen des Abends spät nach Mortoran gekommen sei, wahrscheinlich, um mit dem fremden Manne, der seit einiger Zeit in Mortoran wohne, zu sprechen. Was das für ein Mann sei? ob ein vornehmer Fremder oder dergleichen —? schien nun der Herr Rentier gar zu gern wissen zu wollen, „denn es mache ihm Spaß", sagte er, „so ein bischen in das innere Familienleben der vornehmen Herrschaften einzudringen". Aber über diesen Fremden wußte der Bursche nichts weiter, als daß er für einen Mönch ausgegeben worden, aber gewiß keiner sei, denn er rauche und fluche mörderlich. „Welche Zimmer ihm eingeräumt worden?" fragte der Rentier, „denn daraus könne man ja sogleich wissen, welchen Standes er sei." „Ein Zimmer und ein kleines Kabinet im linken Flügel," erzählte der Bursche, „dicht neben der Wohnung von dem alten Martin." — Der Herr Rentier sprach nun von etwas Anderem und sagte dann, er müsse gehen, seine Frau erwarte ihn, trennte sich auch

mit einem biederen Händedruck von dem Burschen, dem eine solche Ehre noch nicht widerfahren und dem der Kopf etwas wirbelig geworden war, so daß er seine Brieftasche nicht wiederfinden konnte, bis sie ihm der Herr des Etablissements selbst reichte, „der sie", wie er sagte, „inzwischen in Verwahrung genommen".

Der Herr Rentier kehrte nach einigen Minuten zu dem Weinhändler zurück.

„Nun?" fragte er. „Alles in Ordnung?"

„Alles, Monsieur Rallot!" antwortete dieser. „Das Schloß war sehr leicht zu öffnen, und der Brief, der in der Tasche lag, war nur so oberflächlich zugeklebt, daß jeder Schüler die Sache ebenso gut gemacht hätte, wie ich. Hier ist die Kopie!"

Rallot nahm sie und las aufmerksam das Folgende.

„Hochgeehrter Herr Herzog!

Der Teufel muß seine Hand im Spiele haben. Es ist mißglückt. Die ganze Bande kam dazu, der alte und der junge D. aus Deutschland, außerdem ein Spürhund, der mir sehr gram ist. Es wird nichts helfen — ich werde mein Nest bald verlassen müssen, sonst wittert mich der Kerl und spürt mich aus. Aber ich bin entschlossen, es jetzt durchzuführen, koste es, was es wolle. Ich will ihm in der Straße auflauern und es mit ihm abmachen, wenn ich auch darüber gefaßt würde. Sie müssen mir später heraushelfen. Lassen Sie mir eine recht gute lange blonde Perrücke besorgen und schicken Sie mir dieselbe mit dem Burschen. Wenn ich kann, gehe ich schon heut Abend nach Paris und laure ihm auf. Wenn wir uns sehen, will ich Ihnen erzählen, wie Alles zugegangen. Ich that meine Schuldigkeit, und wären die Anderen, die den Braten gerochen haben müssen, nicht dazu ge-

kommen, so wäre es gelungen. Um so sicherer hoffe ich auf das nächste Mal. Vernichten Sie diesen Brief!"

Rallot nickte zufrieden, faltete die Kopie zusammen und steckte sie ein.

„Sie haben doch auch wieder gut verschlossen — Brief und Tasche?" sagte er. „Daß nichts gemerkt wird?"

„Sie selber würden nicht wissen, ob Jemand seine Hand daran gehabt," antwortete der Wirth.

Beruhigt durch diese Antwort entfernte sich der Beamte.

XXVII.

Das geheime Zimmer.

Punkt acht Uhr am folgenden Abend verließ Rallot die Polizei-Station in der Nähe der Barrière von Montmartre, die seinen gewöhnlichen Aufenthalt bildete. Er war, wie man zu sagen pflegt, felddienst-mäßig gekleidet, mit Mantel, Säbel, Pistolen unter dem Mantel, Blendlaterne und wohl noch manchen anderen nützlichen Dingen in der Tasche. Seine Miene war noch etwas ernster als gewöhnlich, und als er einen versiegelten Brief hervorholte und mit den Worten: „Zu öffnen, wenn ich morgen Mittag um zwölf Uhr nicht zurück bin!" auf den Tisch legte, da wußte alle Welt, daß es sich um eine ernste Sache, um eine Partie ersten Ranges handelte, und die beiden Sergeanten, die ihn begleiten sollten, blickten sich groß und nicht eben freudig überrascht an.

„Da hätte ich meiner Frau wohl Adieu sagen können, Monsieur Rallot?" sagte der eine von ihnen.

„Haben Sie das nicht gethan?" fragte Rallot.

„Ich meine ein anderes Adieu," antwortete der Sergeant.

„Ist nicht nöthig, glaube ich," sagte Rallot ruhig. „Aber Sie wissen, ich bin vorsichtig. Sie haben doch Ihre Waffen?"

Die beiden Sergeanten — sie hießen Tybel und Sincour — bejahten und folgten Rallot, der nach der Rue Taibout ging und sich bei dem Grafen d'Elnay anmelden ließ. Er wurde sogleich vorgelassen und fand die beiden Duisfelden, Raymond und George Monier bei demselben. Alle schienen ihn bereits zu erwarten. Rallot, der dies bemerkte, sah nach der Uhr.

„Punkt ein Viertel nach acht Uhr!" sagte er ruhig. „Das ist die Zeit, in der ich versprochen zu kommen. Uebrigens ist es noch zu hell. Wir würden zu früh in Mortoran ankommen. Haben die Herren vielleicht Waffen bei sich?"

Raymond und Otto bejahten, fügten aber hinzu, daß sie nicht wüßten, wozu Waffen nothwendig seien.

„Weil Pichot im Schloß Mortoran wohnt," antwortete Rallot.

Erstaunen malte sich auf allen Gesichtern. Indessen war es bei Allen — George Monier vielleicht ausgenommen — nur das Erstaunen darüber, eine längst gehegte Vermuthung bestätigt zu sehen.

„Sie sehen also, daß Vorsicht nöthig ist, meine Herren," fuhr Rallot fort. „Unsere Expedition gilt allerdings nicht Pichot, aber es ist doch immer möglich, daß wir ihn treffen."

„Und wir werden ihn doch gefangen nehmen, wenn wir ihn finden?" rief Raymond lebhaft.

„Natürlich, und nicht allein das," sagte Rallot, „sondern ich bitte die Herren sogar, von Ihren Waffen Gebrauch zu machen, sobald wir irgend eine Waffe in der Hand Pichot's sehen. Ich habe die ausdrückliche Vollmacht, ihn lebendig oder todt einzuliefern. Ich wollte nur

sagen, daß ich mir die Gefangennehmung Pichot's als ein ganz besonderes Vergnügen noch für ein anderes Mal vorbehalten habe, falls wir ihm im Schlosse nicht zufällig begegnen."

„Und weshalb wollen Sie Ihre Anwesenheit in Mortoran nicht sogleich dazu benutzen, ihn unschädlich zu machen?" fragte Otto.

„Ich würde diese Frage vielleicht nicht zu beantworten nöthig haben," antwortete Rallot mit seinem geschäftsmäßigen Lächeln. „Aber ich will es thun, weil ich zugleich eine andere Bemerkung daran zu knüpfen habe. Nach meinen Instruktionen soll ich Pichot verhaften, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß er vielleicht mit dem Herzog in Verbindung steht, ja, ich soll Alles vermeiden, was in den Augen des Publikums die Vermuthung einer solchen Verbindung hervorrufen könnte. Aus demselben Grunde habe ich Sie im Namen meines Chefs zu ersuchen, meine Herren, die ganze Angelegenheit dieser unserer Expedition geheim zu halten."

„Es versteht sich von selbst, daß wir dies thun werden, so lange wenigstens, als wir keine Beweise in Händen haben," sagte Graf d'Elnay. „Aber es scheint mir fast, als hätten wir Ihre Worte dahin zu verstehen, daß überhaupt von der ganzen Angelegenheit, von den Umständen, welche die Geburt des Herzogs und seine Verbindung mit Pichot betreffen, nichts veröffentlicht werden soll?"

„Ganz richtig, Herr Graf! Ich war soeben im Begriff, mich näher dahin zu expliciren," sagte Rallot mit einer Verbeugung.

Es trat eine Pause ein. Die Herren sahen sich untereinander an.

„Mein lieber Monsieur Rallot," sagte der Graf dann, „seien Sie offen gegen uns, so weit Sie es sein können.

Soll es heißen, daß man den Herzog nicht zu kompromittiren wünscht, daß man es also am liebsten sehen würde, wenn wir die ganze Sache auf sich beruhen ließen? Wenn dies der Fall ist, so muß ich fast fürchten, daß man dem Herzog bei Zeiten einen Wink giebt —"

„Nein, Herr Graf!" unterbrach Rallot den Zögernden. „Davor sind Sie sicher. Das Geheimniß ruht in den Händen eines Mannes, der seine Pflicht kennt und unbestechlich ist. Im vollen Bewußtsein des großen Aufsehens aber, welches diese Angelegenheit machen wird, hat mein Chef mir auf das Bestimmteste eingeschärft, die Person Pichot's von der des Herzogs von Carey zu trennen, so lange wenigstens, bis die Verdachtsgründe keinem Zweifel mehr unterzogen werden können. Ich soll deshalb auch Pichot allein verhaften, man soll glauben, für's Erste wenigstens, daß sich Pichot zufällig nach Schloß Mortoran geflüchtet habe und dort verborgen halte."

„Monsieur Rallot," sagte der alte Herr Duisfelden, auf ihn zutretend, „ich sehe vollkommen klar, wohin das führen soll. Man will sich die Möglichkeit offen erhalten, über diese Angelegenheit ein Mäntelchen zu werfen. Das ist nicht unsere Ansicht, wenigstens nicht dann, wenn Gaston de Carey in seinem Hochmuth beharrt. Dienen Sie der gerechten Sache, Monsieur Rallot, ohne Rücksicht auf die Folgen, üben Sie Gerechtigkeit im vollsten Sinne des Wortes. Sie sind Beamter, nicht Diener. Und selbst einem Diener könnte man nicht gebieten, über ein bewiesenes Verbrechen zu schweigen. Auf alle Fälle biete ich Ihnen Ersatz für jeden Verlust, den Sie erleiden könnten, wenn Sie die Wahrheit mehr achten, als die Rücksicht auf Ihre Stellung. Sie verstehen mich. Hier ist von einer Bestechung, von einer Verleitung zur Untreue nicht die Rede. Dienen Sie uns und damit der Gerechtigkeit, wie Sie es als ein ehrlicher Mann thun würden, und erwarten Sie ruhig die

Folgen. Sowohl mein Sohn, als Monsieur Raymond de Mortoran werden die Verpflichtung übernehmen, Sie für jeden Verlust schadlos zu halten."

Das Gesicht Rallot's blieb vollkommen ruhig, auch als Raymond und Otto sich eifrig mit dem Vorschlage des alten Herrn einverstanden erklärten.

„Ich verstehe Sie, meine Herren," sagte er, „und begreife Sie. Aber wir sind noch nicht so weit. Wir wollen sehen, wie der Zufall uns begünstigt. Für's Erste begleite ich Sie auf einer Privat-Expedition; denn eine solche ist es ja. Ich habe für mich und meine zwei Begleiter ausdrücklich eine Erlaubniß erbitten müssen. Auf jeden Fall steht Ihnen, wenn Sie Entdeckungen machen, der Weg der Privat-Anklage offen, und wenn Sie mich dann zum Zeugen aufrufen, so werde ich die Wahrheit sprechen, gleichviel, was daraus entstehe."

„Nun wohlan, handeln wir und überlegen wir später!" rief Otto heiter. „Ist es nun Zeit?"

„Gut, wenn wir jetzt fahren, so werden wir bei vollständiger Dunkelheit in der Nähe von Mortoran sein, und das war meine Absicht," sagte Rallot. „Was ist das, was Sie da haben, Monsieur Monier?"

„Eine Davy'sche Sicherheitslampe," antwortete dieser. „Denn es handelt sich um ein geheimes, wahrscheinlich verstecktes Zimmer, in welchem sich möglicher Weise schlechte Luft entwickelt hat. Wir müssen deshalb mit dem Licht vorsichtig sein."

Rallot gab seine Zufriedenheit zu erkennen. Der alte Herr Duisfelden meinte, die Lampe werde nicht nöthig sein, da das Zimmer, so viel er wisse, mit der Luft durch einen Ventilator in Verbindung stehe. Aber auch er billigte die Vorsicht.

Man brach auf. In zwei Wagen fuhren die acht Männer durch die Barrière d'Enfer, dieselbe Straße ent-

lang, auf welcher sie vor zwei Tagen zur Rettung Raymond's herbeigeeilt waren. Gesprochen wurde wenig. Raymond und Otto saßen bei einander und unterhielten sich von Celina und Gertrud. Celina war am Vormittag mit ihrem Vater in Paris angekommen, und Otto hatte die Gelegenheit benutzt, Raymond zu begleiten, um Gertrud wiederzusehen.

„Du sprachst so lange und angelegentlich mit Gertrud," sagte Raymond leise. „Fast war es mir, als erzähltest Du von unserer Expedition?"

„In der That, ich sprach davon," antwortete Otto. „Ich weiß nicht, wie es kam, es war mir, als müsse ich Gertrud ein Wort davon sagen, daß wir einen gefährlichen Weg gingen und vielleicht nicht wiederkämen."

„O, wie hast Du sie furchtsam machen können!" sagte Raymond. „Die Sache ist ja nicht gefährlich."

„Ich sprach auch nur im Scherz," sagte Otto. „Aber ich meinte es ernst für die Zukunft. In der That, Raymond, mir ist eigenthümlich um das Herz. Wenn ich an Ahnungen glaubte, so würde ich jetzt glauben, ich hätte eine. Es ist mir, als gingen wir in eine Mine, und als würde die Mine uns verschütten!"

„So bleib' doch zurück!" sagte Raymond leise. „Wir sind ohnehin schon mehr als zu viel. Du brauchst nicht zu denken, daß ich Dich deshalb für feige halte. Ich kenne Deinen Muth von dem brennenden Sebastopol her. Es giebt derartige schwere Stimmungen, deren man erst im Augenblick der Gefahr Meister wird. Vorgestern war mir ebenso zu Muthe."

„Nein, ich gehe mit," sagte Otto kurz. „Aber ich wünschte, mein Vater bliebe zurück."

„Ich wünschte es auch, aber er wird es nicht thun," sagte Raymond. „Und überdies muß er unser Führer sein."

Otto athmete tief und schwer und sagte dann:

„Ich wünschte, es wäre vorbei! Was können wir im besten Fall finden, als die Bestätigung eines Betruges!" —

Es war vollkommen dunkel, als sie in der Nähe des Schlosses hielten. Die Kutscher wurden angewiesen, mit den Wagen eine Stunde zu warten, dann nach Meudon zu fahren, dort einige Stunden zu bleiben, dann zurückzukehren und bis Tagesanbruch an einer ihnen genau bezeichneten Stelle zu warten. Denn man vermuthete, daß die Untersuchung des geheimen Zimmers viel Zeit in Anspruch nehmen werde.

„Und wenn Sie am Morgen nicht kommen, Herr Graf?" fragte der eine Kutscher den Grafen, der diese Befehle gab.

„O, dann haben wir Euch verfehlt und sind nach Meudon gegangen, um mit der Eisenbahn zurückzukehren," antwortete der Graf. „Dann fahrt nur ruhig nach Hause."

Es war natürlich seine Absicht, daß die Kutscher mit den Wagen nicht in der Nähe von Mortoran oder in der Umgegend bemerkt werden sollten, was zu so ungewöhnlicher Stunde gewiß Aufsehen erregt hätte.

Einige Minuten darauf standen die Männer in der Art und Weise geordnet, wie sie den Zug unternehmen wollten. Voran der alte Herr Duisfelden mit den Schlüsseln, hinter ihm Otto, dann Rallot, diesem folgend Graf d'Elnay, Raymond und George, von denen Letzterer ein Körbchen mit Wein und Gläsern trug, dann die beiden Sergeanten.

Durch die stille, warme Sommernacht ertönten aus der Ferne die Glockenschläge der zehnten Stunde, als die Männer, die geräuschlos gingen, das Seiten-Portal erreichten, neben welchem die geheime Thür sich befand. Man lauschte, und da man nichts im Innern hörte, auch nach vorhergegangener Untersuchung nirgendwo in diesem Flügel Licht bemerkte, so öffnete der alte Herr die Thür und ließ die

Nachfolgenden Einen nach dem Andern eintreten. Dann schloß er die Thür. Jeder von den Männern zündete jetzt seine Blendlaterne an. Doch nur der Führer, der alte Herr, sollte die seinige öffnen und benutzen. Denn, wie er sagte, befanden sich an einigen Punkten des geheimen Ganges, in der Höhe, kleine Oeffnungen, die der Luft den Zugang gestatteten, und ein Lichtschein hätte durch dieselben in den Korridoren und Zimmern bemerkt werden können. Der alte Herr hatte schon früher erzählt, wie er einmal erschreckt worden, als er, in einem dunklen Zimmer sitzend, einen solchen hellen Widerschein des Lichtes in kleiner, runder Form oben an einer Wand entlang wandern sehen, bis ihm dieses Räthsel später durch den Herzog Carey, seinen Freund, gelöst worden.

Wie Otto schon damals, bei seiner ersten Expedition, bemerkt hatte, war der Gang sehr schmal, erlaubte es jedoch, wenn man sich an die Wand zwängte, noch einen Anderen vorbeischreiten zu lassen. Der alte Herr stellte sich also wieder an die Spitze des Zuges, und langsam und geräuschlos bewegte sich die Gesellschaft vorwärts. Auf diese Weise wurden mehrere Thüren von dem Schloßherrn geöffnet und wieder geschlossen. Dann ermahnte er zu noch größerer Vorsicht, da man ein kleines Zimmer zu durchschreiten habe. Man lauschte lange, ehe man dasselbe betrat, und öffnete die Thür zu demselben erst, nachdem man sich genügend überzeugt zu haben glaubte, daß sich Niemand in demselben befinde.

Von diesem Zimmer aus trennten sich die Gänge. Der eine führte nach jenen Theil des Schlosses, in dem sich das Zimmer befand, in welchem damals das Familien-Gericht über Raymond Mortoran abgehalten worden; der andere führte nach dem geheimen Zimmer. Es währte lange, ehe der alte Herr, dessen Erinnerung im Laufe der Jahre doch etwas verblichen war, die Thür zu diesem letzteren Gange

fand. Sie war ungemein fest und schwer und bestand aus einer einzigen, ziemlich dicken Steinplatte, die sich nur schwer in den Angeln drehte. Dennoch gab diese Bewegung nur ein kaum hörbares Geräusch — ein Beweis für die Kunst, mit welcher dieser geheime Gang in früherer Zeit angelegt worden war.

Langsam schritt man dann weiter. Bei Rallot und seinen Sergeanten verstand sich die Schweigsamkeit und Aufmerksamkeit von selbst. Aber auch die anderen Männer waren sehr ernst und in einer Stimmung, wie sie einem so eigenthümlichen Unternehmen angemessen war. Auffallend schien es, daß die Luft in diesen Gängen nicht drückender, verdorbener war, ein neuer Beweis für die Kunst der Anlage. Auch war die Luft, im Verhältniß zu der Wärme draußen, kühl, sie ähnelte der Luft eines Kellers. Daß sie so rein geblieben, fand seine Erklärung auch darin, daß diese Gänge ebenso hoch waren, wie die nebenliegenden Zimmer; sie waren, wenn man so sagen kann, eigentlich nur ausgehöhlte Mauern.

Wieder stand der Schloßherr vor einer Stelle, wo der Gang ein Ende zu nehmen schien und nur das kundige Auge die Oeffnung des Schlosses entdecken konnte. Sie war bei dieser letzten Thür so verborgen, daß auch der alte Herr Duisfelden sie erst nach längerem Suchen fand. Da man nun das eigentliche geheime Zimmer zu betreten hatte, so wurde die Davy'sche Sicherheitslampe angezündet und jedes andere Licht ausgelöscht. Dann erst öffnete der alte Duisfelden die Thür, die ebenfalls aus einer einzigen noch stärkeren Steinplatte bestand. George Monier leuchtete mit der Sicherheitslampe vor sich hin. Sie brannte ruhig, und die Luft im Zimmer schien nicht verschieden von der in den Gängen; im Gegentheil, sie war reiner. Nach und nach trat Einer nach dem Andern von den Männern in das Zimmer. Eine Laterne wurde angezündet und sie brannte

ruhig und klar. Eine Gefahr drohte also nicht. Auch die anderen Laternen wurden angezündet und geöffnet.

Bei dem Lichte, das diese acht Flammen verbreiteten, konnte man das Zimmer deutlich überblicken. Die Augen des alten Schloßherrn waren feucht; auch Otto Duisfelden war tief bewegt. Sah er ja doch das Zimmer, in welchem sein Oheim, der beste Freund seines Vaters, so oft verweilt und viele Stunden arbeitsamen Forschens und wohl auch der Trauer verlebt hatte!

Es war ein Zimmer in Quadratform, ungefähr zwölf Fuß tief und lang und ebenso hoch. Die Wände waren nach oben zu ein wenig eingebogen, so daß die Decke gewölbt erschien. Das Zimmer war ganz leer, einige einfache Schränke ausgenommen, die Bücher und Papier enthielten. Von der Mitte der Decke hing eine Ampel nieder. An der einen Wand stand ein kleiner Schreibtisch, den Carey, wie der alte Duisfelden wußte, Stück für Stück selbst bis hierher getragen und zusammengesetzt hatte. Auf ihm befanden sich Bücher, Papier, Schreibzeug und eine Lampe. Auch stand dort ein Miniatur-Porträt in goldenem Rahmen, ein junges Mädchen von sanfter Schönheit vorstellend, in der Tracht der Zeit des ersten Kaiserreichs. Es war das Porträt einer jungen Dame, die der Herzog geliebt hatte, die aber früh gestorben war. Auch einige vertrocknete Blumen lagen auf dem Tische, vor dem außerdem zwei sehr einfache kleine Sessel standen. Ein kleines geschliffenes Fläschchen, neben welchem ein Glas stand, duftete, als man den Stöpsel öffnete, noch jetzt nach einem feurigen, südlichen Wein. Wahrscheinlich hatte der Herzog bei längerem Aufenthalt in diesem Zimmer von dem Inhalt zuweilen Gebrauch gemacht. Es befand sich keine andere Oeffnung in dem Zimmer, als ein kleines rundes Loch von der Größe einer Billardkugel. Durch dieses wurde die Verbindung mit der äußeren Luft unterhalten.

Die ersten Minuten nach dem Betreten dieses Zimmers vergingen Allen im tiefsten Schweigen. Man sah, wie tief bewegt der alte Herr war und gönnte ihm Zeit, sich zu sammeln. Dann ging er nach der Thür und verschloß sie.

„Lieber Freund," sagte er darauf zu dem Grafen d'Elnay, ihm die Hand drückend, „Sie werden errathen, welche Erinnerungen der Anblick dieses Zimmers in mir hervorruft. Verzeihen Sie mir mein Zögern. Es ist Ihre Absicht, ein Protokoll über dasjenige aufsetzen, was wir hier finden — falls es für unsere Zwecke angemessen ist. Sind Sie noch dieser Ansicht?"

Graf d'Elnay war an den Tisch getreten, auf welchem ein verschlossener Brief lag mit der Aufschrift: „Für den Herrn Hermann Duisfelden, meinen Schwager." Er zeigte ihn dem alten Herrn.

„Möglicher Weise enthält dieser Brief Mittheilungen," sagte er. „Es wäre deshalb in der That gut, wenn wir eine Art von Protokoll entwürfen und durch die Unterschrift aller Anwesenden beglaubigten, einmal, um unsere Absicht festzustellen, und zweitens, um unseren Fund damit zu sichern, oder wenigstens das Vorhandensein gewisser Thatsachen festzustellen."

Otto Duisfelden hatte Papier und Schreibzeug mit sich genommen. Er setzte sich, um nach dem Diktat des Grafen zu schreiben.

Das Protokoll enthielt den Tag dieses geheimen Besuches und die Absicht, aus welcher derselbe unternommen worden, „um nämlich, wenn dies möglich sei, in einer Familien-Angelegenheit Aufschluß zu erhalten, der auf andere Weise nicht zu erlangen sei". Die Verantwortung dafür wollte Herr Hermann Duisfelden für sich und seine Begleiter übernehmen. Darauf folgte eine Beschreibung des Zimmers und dann der in demselben gefundenen Papiere. Letztere bestanden aus Briefen, die mit versiegelten Bändern

zusammengebunden waren. Diese Siegel wurden nicht gelöst. Außerdem in Manuskripten, geschichtlichen und philosophischen Inhalts, theils vollendet, theils unbeendet, ferner in einer Art von Tagebuch, das jedoch in dem letzten Lebensjahre des Herzogs nicht fortgesetzt war und nichts über die Angelegenheit enthielt, über welche man Aufschluß zu erlangen wünschte, endlich in jenem Briefe.

Als der alte Herr denselben eröffnete, fand sich noch ein kleiner versiegelter Brief an ihn, den er erbrach.

„Ich werde ihn laut lesen," sagte der Schloßherr von Immenhof, nachdem er ihn durchflogen, „und ich wünsche, daß er zu Protokoll genommen werde, da er ein Beweis für die Gültigkeit der anderen Blätter ist, welche dieses Couvert enthält."

Er las:

„Lieber Schwager, theuerster Freund!

Ob Dir jemals dieser Brief zu Gesicht kommen wird, weiß ich nicht; ich kann kaum sagen, daß ich es wünsche. Ich fürchte vielleicht ebenso sehr, daß er in Deine Hände komme, als daß es nicht geschehe. Mein Geist schwankt in Zweifeln; ich bin ein unglücklicher Mann. Soll ich ein Verbrechen entlarven, das die Ehre meiner Familie für immer schändet? Und wenn ich es thun wollte — kann ich Beweise liefern? Ohne Beweise aber würde ich nur einen Makel auf die Existenz eines Wesens werfen, das an und für sich unschuldig ist, und das meinen Namen weiter fortführen soll. So will ich es der göttlichen Fügung unterwerfen, ob sie Dir diese Mittheilung zuführt, und überlasse es Deiner Weisheit, den Gebrauch davon zu machen, der Dir gut scheint. Kannst Du Beweise finden, so enthülle das Verbrechen und setze die Gerechtigkeit auf den Thron, der ihr gebührt —

das ist auch mein Wunsch! Kannst Du aber nur anklagen, nicht beweisen — nun, so frage Dein eigenes Herz über das, was Du zu thun hast! Lebe wohl! Wenn Du diese Zeilen erhältst, und wäre es auch in sehr kurzer Zeit, werde ich nicht mehr unter den Lebenden sein. Aber vielleicht kann ich dann um so wirkungsvoller für Dich bitten und Dich segnen. Gott erhalte Dich und meine theure Schwester zum Wohle der Menschen!"

Es folgte das Datum — vierzehn Tage vor dem Tode des Herzogs — und die Unterschrift.

Der alte Herr überreichte Otto den Brief, der den Inhalt in das Protokoll eintrug, und bat dann die Anwesenden, sich zu überzeugen, daß er wirklich die Blätter, die sich in dem Couvert befunden, in der Hand halte.

„Sie sind mein," sagte er, „da die Aufschrift jenes Briefes an mich gerichtet war. Aber ich will den Inhalt, der mir nicht ausgedehnt zu sein scheint, Allen mittheilen. Ich setze voraus, daß Niemand eher einen Gebrauch von dem hier Mitgetheilten machen wird, als bis die Angelegenheit den Richtern und der Oeffentlichkeit übergeben worden ist. Bei dem Grafen d'Elnay, Herrn Raymond Mortoran, Herrn Rallot und meinem Sohne versteht sich dies von selbst. Wollen auch Herr Monier und die anderen beiden Herren mir das feierliche Versprechen geben, das Geheimniß bis zu der von mir bezeichneten Frist zu bewahren?"

Rallot bemerkte hierauf, daß eine Verlesung des Inhalts jenes Schriftstückes ihm nicht als nothwendig erscheine. Herr Duisfelden möge von dem Inhalt desselben Kenntniß nehmen, wann und wo es ihm beliebe, und diesem Inhalte gemäß handeln. Man werde ihm später gern bezeugen, daß das betreffende Dokument sich in jenem Couvert befunden.

„Das genügt mir nicht," sagte der alte Herr. „Ich will, daß unter allen Anwesenden kein Zweifel sei über den Inhalt dieses Schriftstückes und daß Alle den Inhalt kennen, um mir die Wahrheit meiner Angaben später zu bezeugen. Es können Verhältnisse eintreten, die ein solches Zeugniß nothwendig machen."

Rallot erklärte, er habe das Vorlesen des Schriftstücks nicht verhindern, sondern nur andeuten wollen, daß dasselbe ihm nicht nothwendig erscheine. Die genannten drei Männer gaben darauf das feierliche Versprechen des Schweigens, und der alte Herr wollte zu lesen beginnen. Es war indessen in dem kleinen Zimmer durch die Anwesenheit der acht Männer und die brennenden Lampen eine so glühende Hitze entstanden, daß ihm die Stimme versagte. Man erklärte es allgemein für unmöglich, in dem Zimmer zu bleiben, wenn die Thür nicht geöffnet werde. Nach einigem Berathen und nachdem man darüber einig geworden, daß ein Lauscher sich wohl nicht gut nähern könne, öffnete man die Thür und stellte einen der Sergeanten an dieselbe, damit er den Gang im Auge behalte. Die Zwischenzeit, bis die Luft sich abgekühlt habe, benutzte George Monier auf Otto's Wink, um Rallot und den beiden Sergeanten einige Gläser Wein zu reichen. Auch die anderen Herren erfrischten sich.

Nun erst begann der alte Herr zu lesen.

„Folgende kurze, von mir, dem Herzog Henri de Carey niedergeschriebene Erzählung, hat nur für denjenigen ein Interesse, welcher die Namen der handelnden Personen kennt oder sie zu entdecken vermag; für jeden Anderen ist sie nur eine Erzählung wie jede andere. Auch behandelt sie keinen unerhörten Gegenstand, sondern ein Ereigniß, das, wenn auch nicht oft, doch schon zuweilen stattgefunden. Sie mag zum Be-

weise dienen, daß unsere Zeit nicht so schnell, wie sie glaubt, mit der Erkenntniß auch zugleich in der Sittlichkeit vorschreitet.

Im Jahre 1827 verheirathete sich ein französischer Edelmann aus guter Familie mit einer jungen Dame aus ebenfalls guter und alter Familie. Er war nicht mehr jung und hatte eigentlich keine Neigung für die Ehe. Indessen die Bitten zahlreicher Freunde, daß er, so weit es in seiner Macht sei, den Namen seiner Familie nicht erlöschen lassen möge, vermochten ihn dazu, diese Verbindung einzugehen. Er hatte seine Frau früher nur wenig kennen gelernt; jetzt, in der Vertrautheit des ehelichen Lebens entdeckte er in ihr ein herzloses Wesen, dessen Geist und Gemüth gleich ungebildet waren, und er zog sich mit tiefer Betrübniß von ihr zurück, erwies ihr jedoch alle äußere Achtung vor den Augen der Welt. Seine Frau kümmerte sich wenig darum, und vergnügte sich auf eine Weise, die ihn zwang, ihr größere Vorsicht anzuempfehlen, ein Wink, den sie auch berücksichtigte, da er mit großer Strenge gegeben wurde; denn jener Edelmann, obgleich von sanftem Charakter und ein Feind aller Zwistigkeiten, besaß doch einen sittlichen Ernst, der ihn zu Zeiten unerbittlich fest und streng machen konnte. Inzwischen verheirathete sich die Schwester des Edelmannes, ein sanftes und engelreines Mädchen, mit einem deutschen Herrn, den der französische Edelmann liebte, wie sich selbst. Er fühlte sich jetzt sehr einsam, suchte aber Trost in seinen Studien und in dem Gedanken an das Glück seiner Schwester. Seine Gemahlin sah er nur sehr selten und stand zu ihr durchaus in keinem vertrauten Verhältniß.

Deshalb mußte es ihn auf's Empfindlichste überraschen und kränken, als sie ihm eines Tages bei

Tische, in Gegenwart anderer Personen anzeigte, daß sie sich Mutter fühle. Er verbarg seine Scham und seinen Unwillen, und begab sich später zu ihr, um eine Erklärung von ihr zu fordern. Sie sprach zu ihm in einer Weise, die ihn mit Ekel erfüllte, fragte ihn, ob sie etwa Astronomie treiben solle, während er Geschichte studire, und ließ deutlich erkennen, daß namentlich der Haß gegen ihre Schwägerin, deren Kinder einst Erben sein mußten, wenn die Ehe des Edelmanns kinderlos blieb, den Wunsch in ihr erweckt habe, um jeden Preis Kinder zu besitzen. Zu jenem Hasse hatte sie übrigens keinen anderen Grund, als die Abneigung, die der Schlechte stets gegen den Guten empfindet.

Der Edelmann schwankte eine Zeit lang in seinen Entschlüssen. Sein Gerechtigkeitssinn trieb ihn an, eine solche Schmach nicht zu dulden. Aber als er, friedliebend, wie er war, bedachte, welch' großes Aufsehen eine öffentliche Verhandlung dieser Angelegenheit machen werde, als er ferner bedachte, wie edel und großmüthig seine Schwester und deren Gatte seien und wie denselben nichts ferner liege, als der Gewinn von irdischem Gut für sich oder ihre künftigen Kinder, so entschloß er sich mit schwerem Herzen, zu schweigen und seine Schmach in Geduld zu tragen, und Gott zu bitten, sich in Gnaden des Kindes anzunehmen, das durch ein Verbrechen seiner Eltern der Träger eines alten und berühmten Namens werde. Er lebte noch einsamer, als bisher; Schmerz und Gram nagten an seiner Gesundheit, vielleicht auch Reue, weil er geduldet, daß dieses Kind — welches inzwischen geboren wurde — als ein rechtmäßiges geboren worden. Seine Gemahlin sah er nicht mehr, oder doch nur bei öffentlichen Gelegenheiten. Sie starb ziemlich schnell an einer damals herrschenden Krankheit. Mit ihrem

Tode war jede Möglichkeit vorüber, den Schimpf zu erweisen, den sie der Familie zugefügt.

Nun aber riefen mancherlei Gespräche, die er nach ihrem Tode über sie vernahm, neue und eigenthümliche Bedenken in ihm wach. Er forschte vorsichtig weiter und erfuhr, daß die Gestorbene schon vor ihrer Verheirathung nicht unerfahren in den Künsten der Liebe gewesen sei, und daß außerdem einige Frauen, die Gelegenheit gehabt, sie näher kennen zu lernen, geäußert hätten, sie könne und werde niemals Mutter sein. Er wollte diesen Forschungen nicht glauben. Da er aber ihren Haß gegen seine Schwester kannte, so hielt er es nicht für ganz unmöglich, daß hier ein fremdes Kind untergeschoben worden, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, diesem Verbrechen, falls es begangen worden, auf die Spur zu kommen. Er erfuhr auch, daß sich zur Zeit ihrer angeblichen Niederkunft, vorher und später, ein Mann im Schlosse befunden, der sich bald darauf mancher anderen Verbrechen schuldig gemacht hatte und entflohen war. Ja, er erfuhr eine Thatsache, die ihm bis dahin ganz verborgen gewesen war: daß sich nämlich fünf oder sechs Monate lang, in der Zeit vor der Geburt des Kindes, ein junges Mädchen im Schlosse befunden, das nur sehr Wenige gesehen hatten und das krank gewesen sein sollte, das auch bald nach der Geburt des Kindes gestorben war. Der Edelmann gab sich alle mögliche Mühe, etwas über diese Personen zu erfahren. Er hörte, daß eine deutsche Magd jene fremde Person in ihrer Krankheit bedient habe; aber auch diese Magd war mit einem Kassenführer des Schlosses, der sich mancher Veruntreuungen schuldig gemacht, entflohen, und ihr Aufenthalt konnte nicht entdeckt wer-

den. Er forschte weiter, ob jene Gestorbene nicht irgend welche Habseligkeiten und Schriftstücke hinterlassen habe, und erfuhr, daß seine Gemahlin die Hinterlassenschaft jener fremden Person an sich genommen. Nun durchsuchte er noch einmal das Zimmer seiner gestorbenen Gemahlin, das er nur ein einziges Mal betreten, und fand nach langem Suchen auf dem Boden eines Schrankes ein Bündel einfacher Kleider, und in der Tasche eines derselben einen Zettel, auf welchem die Worte standen: „Es ahnt mir, daß ich sterben werde. Wenn ich nicht sterbe, wird man mich sterben lassen — ich weiß es. Mein Kind soll ein Herzogskind heißen. Gott verzeihe mir die Sünde! Ich bin dazu überlistet worden, und jetzt hält man mich mit Gewalt und furchtbaren Drohungen fest. Wenn man mir einen Beichtvater gönnt, so werde ich beichten. Aber es wird nicht geschehen. Gott sei mir barmherzig!"

Der Edelmann konnte nun nicht länger zweifeln, daß ein Betrug der schimpflichsten und verbrecherischsten Art an ihm und seiner Familie verübt worden. Aber es fehlten ihm alle Beweise, diesen Schimpf bis zur Gewißheit darzulegen. Er fühlte auch, daß er krank sei und daß es mit ihm zu Ende gehe, und begnügte sich, seinem Schwager einige Andeutungen zu machen, die diesen vielleicht zu weiteren vorsichtigen Nachforschungen veranlassen konnten. Darüber ist er gestorben."

Hinter diesen Worten befanden sich ein Kreuz, und die mit flüchtiger Hand hingeworfenen Worte:

„Ich will dennoch Hermann Alles mittheilen. Ich glaube, ich muß es thun. Ich kann die Entdeckung nicht allein dem Zufall überlassen." — — —

Eine tiefe Stille trat nach der Vorlesung des Schriftstückes ein, der Alle mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gelauscht hatten. Auch die beiden Sergeanten, die in der Nähe der Thür standen, waren sehr aufmerksam gewesen, um so mehr, da sie und auch George Monier zum ersten Male etwas Genaueres über diese Angelegenheit erfuhren und sich bemühten, dasjenige, was ihnen noch geheimnißvoll blieb, zu enträthseln.

„Offenbar ist der Herzog gestorben, ehe er seinen Zweck, mir vollständigere Mittheilungen zu machen, ausführen konnte," sagte der alte Herr mit bewegter Stimme. „Wer die Gestorbene war, deren Kind jetzt Herzog von Carey ist, weiß ich nicht. Offenbar war sie, als sie sich Mutter fühlte, hierher geführt worden, damit ihr Kind untergeschoben werden könne. Der Mann, von welchem die Rede ist, kann nur Pichot sein; die deutsche Magd ist jene Toni. Beider hoffen wir uns bemächtigen zu können. Wie dem auch sein mag, es steht meiner Ansicht nach fest, daß der Herzog nicht berechtigt ist, seinen Namen zu führen. Ich werde ihn veranlassen, freiwillig zurückzutreten, was er vielleicht thun wird, da seine Vermögensverhältnisse durch seinen Lebenswandel und die Flucht seines betrügerischen Intendanten zerrüttet sein sollen. Meine Herren, ich glaube, das Protokoll kann geschlossen werden."

„Es ist ein kleiner Zettel aus dem Manuskript gefallen," sagte der Sergeant, der an der Thür stand, und er trat hinzu, um ihn aufzuheben.

Man erkannte in ihm jenen Zettel, welchen die Mutter des Kindes geschrieben und dessen Wortlaut der Herzog in seiner Erzählung mitgetheilt. Rallot war mit einer Unruhe, die man sonst nie an ihm bemerkte, näher getreten. Er warf einen Blick auf den Zettel und rief:

„Ist da nicht eine Unterschrift?"

„Ja," erwiederte der alte Herr Duisfelden. „Der Name heißt: Emilie Davoncey."

Rallot nahm den Zettel aus der Hand des alten Herrn und betrachtete ihn lange. Jeder sah, nicht ohne Befremden, daß der kalte, strenge Mann sich bemühte, seine Züge in ihrer gewöhnlichen ruhigen Form zu halten.

„Es ist ein wichtiges Aktenstück," sagte er dann. „Hier ist das Blatt — ich erkenne die Handschrift an als diejenige der Mademoiselle Emilie Davoncey, meiner Braut, die mir Pichot unter der Vorspiegelung, er sei ein reicher Mann und wolle sie heirathen, abwendig zu machen wußte, und die in diesem Schlosse eines elenden, vielleicht gewaltsamen Todes gestorben ist."

Eine tiefe Stille trat ein. Keiner war, der aus dem scheinbar ruhigen und geschäftsmäßigen Zeugniß des Polizei-Beamten nicht die tiefe, innere Bewegung heraushörte. Der Haß Rallot's gegen Pichot hatte seinen Grund, einen gewichtigen Grund.

Ein furchtbares Dröhnen unterbrach die Stille. Alle fuhren zusammen. Die Thür war zugeschlagen. Dann ein kurzes Rasseln an der Thür — etwas wie ein Gelächter — dann wieder Todtenstille.

Die Männer standen bleich. Aller Augen waren auf die Thür gerichtet. Keiner vermochte zu sprechen.

Der erste, der ein Wort und eine Bewegung fand, war Otto Duisfelden. Er trat auf seinen Vater zu, und seine Arme um ihn schlingend, sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Es ahnte mir, Vater! Ich hätte gewünscht, Du wärest zurückgeblieben. Aber Du hättest es nicht gethan."

„Nun — was wird es sein?" rief Raymond. „Der Luftzug hat die Thür zugeworfen. Ich bemerkte schon seit einigen Minuten, daß die Lichter lebhafter flackerten, daß also der Luftzug stärker geworden. Wir wollen sie öffnen!"

Und er trat an die Thür.

„Sie haben den Schlüssel, Herr Duisfelden!“ sagte er. „Bitte, öffnen Sie!“

Rallot schüttelte den Kopf. Sein Gesicht war so finster, so eisig bitter und hart, so verschlossen, wie nie.

„Oeffne nicht! Es könnte Jemand hinter der Thür stehen!“ rief Otto. „Es war mir, als hörte ich ein Gelächter!“

„Ich habe den Schlüssel nicht,“ sagte darauf der alte Herr mit tonloser Stimme. „Er steckte in der Thür —“

„So wird er auf die Erde gefallen sein!“ rief Raymond. „Ich bitte zu leuchten.“

„Rallot schüttelte wieder leicht den Kopf. Drei von den Männern leuchteten. Der Schlüssel fand sich nicht.

„Geben Sie sich keine Mühe, meine Herren!“ sagte Rallot. „Wir haben mit einem Teufel zu thun, und der Teufel hat uns überlistet in dem Augenblick, in welchem wir die Wachsamkeit vergaßen. Als Sincour die Thür verließ, um das Blatt Papier aufzuheben, und ich zu Herrn Duisfelden trat, hat Jemand den Schlüssel aus der Thür gezogen und dann dieselbe zugeworfen. Ich habe nicht nöthig, diesen Jemand zu nennen. Pichot befindet sich im Schloß — das ist genug!“

„Ich Narr! Ich elender Thor!“ rief Sincour und schlug sich mit der Hand vor die Stirn.

„Hier ist Niemand zu beschuldigen!“ rief der alte Herr Duisfelden. „Gott behüte uns!“

Wieder trat eine tiefe Stille ein und für eine Minute falteten sich die Hände aller Männer, als ob der gemeinsame Gedanke an Gott sie bewege. Dann richteten sich Aller Blicke auf den Boden. Jeder überlegte.

„Es ist so, wie Monsieur Rallot sagt!“ rief Raymond dann und versuchte heiter auszusehen. „Aber was ist am Ende Schlimmes dabei? Wir sind Acht gegen Einen. Ent-

weder wir brechen die Thür auf, oder wir brechen die Mauer ein. Was kann uns am Ende Schlimmeres widerfahren, als für Diebe gehalten zu werden, und von diesem Verdacht wird uns unser Protokoll reinigen!"

Der Scherz war ein gezwungener. Niemand konnte lachen. Alle erkannten den furchtbaren Ernst des Augenblicks, die entsetzliche Gefahr. Pichot in der Nähe! Alle seine Feinde in diesem Schloß, und in seiner Gewalt! Ließ sich annehmen, daß ein solcher Mann die Gelegenheit vorübergehen lassen werde, alle seine Feinde mit einem Schlage zu vernichten? Und wenn er gar einen Theil der Vorlesung des Schriftstückes belauscht hatte, wenn er wußte, welche Gefahr ihm drohte, ihm und — Gaston! — der sein Sohn war, wie Niemand mehr zweifeln konnte — mußte er, der alte Mörder, dann nicht das Aeußerste versuchen, sie sämmtlich zu vernichten?

„Seien wir besonnen, meine Herren," sagte Graf d'Elnay. „Verlieren wir den Muth nicht. Was meinen Sie, Rallot?"

„Daß wir unsere Waffen in Ordnung halten, und daß derjenige, der zuerst irgend etwas von Pichot sieht, Hand, Fuß oder Kopf, darauf losschießt, ohne sich zu besinnen!" antwortete der Polizei-Mann. „Ferner, daß ein Theil von uns versucht, das Thürschloß zu lösen, während die Anderen daran arbeiten, eine Mauer zu durchbrechen. Herr Duisfelden, Sie kennen von uns Allen die Lage dieses Zimmers am besten. Wo können wir zuerst einen Ausweg finden?"

„Wir werden langer Arbeit bedürfen," antwortete der alte Herr, der seine Ruhe wiedergefunden hatte. „Freilich darf uns Niemand dabei stören. Es ist eine Möglichkeit, daß Pichot geflohen ist und uns nur das Nachsetzen vereiteln wollte —"

Rallot schüttelte den Kopf.

„Sie haben Recht, auch ich glaube nicht an diese Mög-

lichkeit," fuhr der Schloßherr fort. „Suchen wir nun den Gang zu erreichen, so scheint mir die Gefahr dort am größesten, da Pichot jeden Einzelnen von uns, wenn er heraustritt, angreifen kann. Gelingt es uns indessen, nach einer anderen Seite durchzubrechen und durch Lärmen und Rufen Leute herbeizulocken, so ist die Gefahr geringer, sobald wir nur vorsichtig sind. Auf die Entdeckung müssen wir es jetzt natürlich ankommen lassen. Dieses Zimmer liegt zwischen vier großen Zimmern, oder richtiger zwischen einigen Kabinetten, welche an diese Zimmer anstoßen. Dadurch, daß von jeder der anstoßenden Räumlichkeit nur wenige Fuß benutzt worden sind, um diesen Raum zu gewinnen, hat der Baumeister jedem Verdacht, daß sich hier ein besonderer, geheimer Raum befinden könne, im Voraus vorzubeugen verstanden. Wie stark die Wände sind, weiß ich nicht, doch vermuthe ich, daß sie fest und stark sind, da mir mein Freund, der Herzog, damals sagte, es sei so gut wie unmöglich, daß man ein Geräusch in diesem Zimmer in den anstoßenden Räumlichkeiten hören könne. Sie müssen bedenken, meine Herren, daß dieser Raum vielleicht nicht immer zu der friedlichen Beschäftigung benutzt worden ist, der sich der Herzog von Carey hier hingab. Vielleicht verbarg man früher hier Gefangene, oder nahm Thaten vor, die das Licht der Welt zu scheuen hatten. Darauf, daß man uns höre, können wir also nicht hoffen. Versuchen wir durchzubrechen, wenn uns dies ohne Werkzeuge möglich ist. Wir sind acht Mann. Aber hüten wir uns vor Pichot. Daß er versuchen wird, wenigstens einige von uns zu tödten, ist gewiß. Wir wollen durch Klopfen an den Wänden untersuchen, ob irgend eine weniger fest ist, als die andere. Ich fürchte, sie werden sämmtlich gleich fest sein."

Man begann sogleich zu klopfen. Der Klang war überall gleich fest und hart. Man klopfte in der Höhe, so hoch man reichen konnte — überall derselbe Ton, der

nur zu gewiß verrieth, daß große und starke Steine die Wände bildeten.

„Wir müssen versuchen, die Fugen eines Steines zu finden," sagte Rallot. „Dann gelingt es vielleicht unseren vereinigten Anstrengungen, einen von den Steinen ganz herauszuheben. Entfernen wir die Kalkbekleidung von einem Theil der Wand."

Die Sergeanten begannen sogleich zu arbeiten. George Monier war der einzige, der Werkzeug besaß, freilich kein sehr wirksames. Es hatte, da er an die Möglichkeit gedacht, es könne irgend ein Schrank zu erbrechen sein, ein kleines Stemmeisen, ein Brecheisen und einen Hammer mitgenommen. Jetzt waren sie von unschätzbarem Werthe, und er machte sich sogleich an die Arbeit. Eine Fuge wurde entdeckt. Man verfolgte sie und erlangte die Gewißheit, daß die Wand aus riesigen Quadern bestehe. Diese Entdeckung machte Alle fast muthlos. Denn von der Größe dieser inneren Quaderfläche glaubte man auf die Dicke derselben schließen zu können. Und waren es wirklich Quadern in Würfelform, worauf Alles hindeutete, woher sollte man die Mittel nehmen, einen solchen Stein aus seiner Lage zu entfernen?

Die Aufmerksamkeit wandte sich deshalb noch einmal der Thür zu. Das Schloß war nicht zu erbrechen. Es saß mitten in der dicken Steinplatte. Wenn man nun auch einen Theil derselben zertrümmerte, so mußte es immer sehr lange Zeit währen, ehe man den eisernen Riegel aus der Mauer herauszubrechen vermochte. Und dann erwartete Pichot die Gefangenen in dem schmalen Gange. Wie viel Opfer fielen, ehe es gelang, ihn zu überwältigen, oder zu verscheuchen? Er hatte nur nöthig, sich vorsichtig zurückzuziehen und die Opfer, die ihm bei der Eingangsthür zum geheimen Zimmer entgangen, an der Ausgangsthür zu erwarten, so konnte er sie sämmtlich niederschießen.

Dennoch erklärte sich Raymond für diesen Ausweg. Er führte Beispiele an, wie man in Minengängen gekämpft und weniger Verluste gehabt, als man geglaubt. Wenn man sich Pichot kühn entgegenwagte, vielleicht ohne Licht, und sogleich nach dem Oeffnen der Thür in den Gang hineinschoß, sich auch vielleicht durch vorgehaltene große Bücher, an denen in dem Zimmer kein Mangel war, durch die Sessel, durch Theile des Tisches schützte, so konnte man hoffen, unverletzt oder mit leichten Verwundungen so weit vorzudringen, daß Pichot sich zurückziehen mußte. Freilich begann dieselbe Arbeit dann noch einmal an der Ausgangsthür, die in das Zimmer führte. Aber immer schien dieser Weg noch schneller und sicherer zu einer Entscheidung zu führen, als das Durchbrechen der riesigen Mauern.

Man hielt einen kurzen Kriegsrath. Graf d'Elnay und der alte Herr Duisfelden waren für das Letztere, um Menschenleben zu sparen. Raymond meinte, man opfere vielleicht Alle, wenn man den offenen Kampf scheue. Vielleicht sei es ganz unmöglich, einen Stein zu entfernen, und wenn man dann mit geschwächten Kräften an die Thür gehe, sei es vielleicht zu spät. Otto war für Raymond's Ansicht, denn er hielt es für selbstverständlich, daß er mit Raymond und den Sergeanten einer der Ersten sein und der Vater dadurch einer Kugel Pichot's entgehen werde. Mit ihm stimmten Rallot und George Monier überein. Die beiden Sergeanten indessen waren für das Durchbrechen der Mauer. Vielleicht glaubten sie, man werde sie als die Ersten in den Gang senden, und der Tod sei ihnen gewiß.

„Nun denn, zur Mauer!" rief Rallot. „Hoffen wir, daß dieser Schurke uns nicht das Schloß über dem Kopf anzündet; dann haben wir vielleicht noch Aussicht, das Freie zu erreichen!"

Für eine Minute lähmte dieser Gedanke Alle. Eine solche That wäre Pichot's würdig gewesen.

„Ah, bah!" rief Raymond dann. „Das Schloß gehört dem Herzog, und Carey ist nicht in der Lage, sein Eigenthum verbrennen zu lassen, das wird Pichot wohl wissen. Nur vorwärts! Vielleicht ist der Schurke nach Paris geeilt, um den Herzog zu warnen. Denn ohne Zweifel hat er einen Theil unseres Gespräches gehört. Möglich, daß sie Beide entfliehen! Denn er wird doch nicht hoffen, uns Alle tödten zu können?"

In Rallot's leichtem Achselzucken lag die Frage: Warum nicht? Man ging an die Arbeit. Diejenigen, die nichts weiter hatten, benutzten ihre Messer, die Sergeanten außerdem ihre Degen. So war Jeder beschäftigt, einen Theil der Fuge zu erweitern.

Was diese acht Männer bei der Arbeit dachten und fühlten — schwer ist es zu schildern. Vielleicht hoffte Keiner auf einen glücklichen Ausgang, vielleicht suchte Jeder nur den Andern zu täuschen, zu ermuthigen. Wohin mochten ihre Gedanken fliegen? Die Sergeanten hatten Weib und Kind zu Hause — Raymond und George wußten, daß liebende Herzen sich wahrscheinlich jetzt mit ihnen beschäftigten, ruhig, ohne Ahnung von dem, was geschah — Otto dachte an Gertrud und an die Traumbilder künftigen Glückes, die in den letzten acht Tagen so oft vor ihm aufgestiegen, und Graf d'Elnay und der Schloßherr mochten im Geiste auf ihr langes, thätiges und nützliches Dasein zurückblicken, das nun ohne eine Spur verschwinden sollte — ja, das war es, was Allen zuweilen durch den hastig und fieberhaft erregten Geist zuckte: Sterben, ohne daß man vielleicht erfuhr, wo und wann sie geendet! Rallot freilich hatte nicht Weib, nicht Kind. Aber auch er hing am Leben — noch hatte er sich ja nicht gerächt, noch triumphirte Pichot, und doch war die Vernichtung dieses Menschen seit so langer Zeit sein Hauptzweck! Er unterlag diesem Menscheu gegenüber nicht nur als Beamter, sondern auch als beleidigter Mann. Auch Rallot's

Lippen preßten sich deshalb zuweilen zusammen; auch über sein Gesicht zuckte der Blitz ohnmächtigen Trotzes.

„Ich habe eine Disposition in meinem Bureau zurückgelassen, die um zwölf Uhr Mittags geöffnet werden soll," sagte er. „Ich hoffte natürlich, daß es nicht nöthig sein werde, sie zu öffnen. Ich habe darin aufgeschrieben, wohin wir gegangen sind und daß man nach uns forschen möge, wenn wir bis Mittag nicht zurückgekehrt seien. Um ein Uhr Mittags also können wir Hülfe erhalten — wenn man die Zugänge zu den geheimen Gängen findet!"

Der Ton, in welchem er die letzten Worte hinzufügte, verrieth kaum durch einen Hauch die fast höhnische Bitterkeit seines Gedankens. Aber bei diesem Manne, dessen Wesen und Ton immer so gleichmäßig und ruhig war, verrieth auch ein Hauch, daß er nichts mehr hoffte.

Inzwischen hielt stets einer von den Männern sein Auge auf die Thür gerichtet. Für so gewaltthätig und kühn hielt man Pichot, daß man glaubte, es sei möglich, daß er die Thür selbst öffne, um seine Feinde anzugreifen.

O, wie langsam, wie langsam schritt die Arbeit vorwärts! Acht Männer arbeiteten, aber was vermochte ihre Arbeit gegen einen Stein, dessen Festigkeit mit den Jahren zugenommen zu haben schien und der des Eisens glich! Und so groß war die Hitze in dem kleinen Zimmer — oder auch die innere Gluth bei Allen, daß ihnen die Schweißtropfen vor der Stirn perlten, und daß Manchem das entsetzliche Wort von dem Anzünden des Schlosses in's Gedächtniß zurückkehren mochte.

Stunde auf Stunde verging — man achtete nicht darauf. Die Fuge wurde tiefer. Aber was sollte man thun. wenn die Werkzeuge nicht mehr ausreichten, wenn die Fuge zu tief wurde? Die Quader hatte über zwei Fuß Höhe und Breite. Wenn sie ebenso dick war, wie sollten sie dann mit Stemmeisen und Messern weiter arbeiten? Höchstens die

Degen reichten dann noch aus, und wie unzuverlässige Werkzeuge waren das!

Graf d'Elnay sah nach der Uhr. Es war vier Uhr Morgens. Alle waren erstaunt und überrascht, als er es sagte. Nach zehn Uhr hatte man das Schloß betreten. Drei Stunden mochten über der Untersuchung des Zimmers und dem Gespräch hingegangen sein. Drei Stunden hatte man gearbeitet. Und noch war so gut wie nichts gethan. Die Fuge war kaum sechs Zoll tief ausgehöhlt.

Man machte eine kleine Pause. Die Kerzen in den Laternen wurden zum Theil ausgelöscht, damit man sich das Licht sparen könne, denn in dem geheimen Zimmer gab es keine andere Beleuchtung, als diejenige des Kerzenlichtes. Mancher mochte im Geheimen verwundert darüber sein, daß Pichot nichts von sich hören und sehen lasse. Aber freilich — was sollte er thun? Die Thür öffnen und den Kampf beginnen? Das wäre sehr gewagt gewesen. Schon gab sich Jeder der Hoffnung hin, daß am Mittage die Rettung erscheinen werde. Denn vorher eine Quader zu lösen, hoffte man nicht mehr.

„Um zwölf Uhr Mittags, meine Herren," sagte Raymond, diesem Gedanken zuerst Worte gebend, „fangen wir an, die Thür aufzubrechen. Dann wird man das Schloß untersuchen und Pichot wird fliehen müssen. Es ist freilich noch eine lange Zeit! Aber gedulden wir uns!"

Es war in der That der einzige und letzte Trost. Wenn die Polizei-Beamten Mittags in das Schloß eindrangen, so ließ sich annehmen, daß Pichot fliehen würde, und dann konnte man die Thüren öffnen, ohne den Angriff des Verbrechers fürchten zu müssen.

Aber Rallot schüttelte zuweilen den Kopf, als spreche er mit sich selbst. Er kannte Pichot.

„Sobald wir etwas Verdächtiges hören, schließen wir die Laternen," sagte er. „Er wird nicht schießen, wenn er

nicht weiß, wen er trifft. Es liegt ihm nur an dem Leben Einzelner. Wir wissen jetzt, weshalb er der Feind der Herren Duisfelden ist."

Man arbeitete weiter. Otto sagte sich, daß Rallot Recht habe. Er hatte schon längst unter dem unversöhnlichen Hasse Pichot's andere Beweggründe vermuthet, als diejenigen, die ihm Pichot selbst genannt. Der Verbrecher fürchtete die Entdeckung, fürchtete, daß die Duisfeldens das Geheimniß kennen lernten — noch lebte ja die Toni! Deshalb seine Wuth, diejenigen zu vernichten, die nach des Elenden Ansicht ein persönliches Interesse, einen Vortheil davon haben mußten, Gaston de Carey seinen Namen und sein Vermögen zu nehmen.

Was mochte Raymond fühlen, seit er wußte, daß sein erbittertster Feind der Sohn eines Verbrechers und eines armen, getäuschten, betrogenen Mädchens war! Daß Gaston selbstsüchtig sei, wußte er längst. Aber daß dieser Mann, dessen Stolz Alles vor sich niedertrat, nicht einmal der Sohn seiner Eltern war, sondern der Sohn von Leuten, die er in seinem Stolz verachten mußte — seltsam und gräßlich! Die Theilnahme Pichot's für den Herzog war deutlich erklärt. Aber wußte Gaston, wessen Sohn er war? Nein — Raymond glaubte es nicht. Selbst den Herzog hielt er nicht für so schlecht, daß er sein Haupt so stolz hätte tragen können, wenn er die Wahrheit gewußt. Aber wie kamen die Beiden zusammen, der Herzog und der Verbrecher? Diese Gedanken beschäftigten ihn unaufhörlich.

„Still, meine Herren!" rief Rallot. „Ich höre etwas. Die Waffen bereit, die Laternen geschlossen!"

Jeder griff nach seinen Waffen; die beiden Laternen, die noch brannten, wurden geschlossen. Alle lauschten.

Man hörte ganz deutlich ein Geräusch, wie von einem Bohrer oder einem eisernen Instrument, das gegen Stein oder Mörtel arbeitet. Das Geräusch kam aus der Höhe.

Was war das? Kam Rettung? Unmöglich! So mußte es Pichot sein.

„Meine Herren, unser Gegner thut von außen, was wir von innen versuchen," sagte Rallot, „und zwar mit besserem Erfolge, da die Wand oben an der Wölbung vermuthlich dünner ist. Vergessen Sie meinen Rath nicht. Schießen Sie, sobald es möglich ist, und sobald Sie ihn erkannt haben. Er wird unserer nicht schonen; schonen wir also auch seiner nicht!"

In diesem Augenblicke hörte man einige Male heftig stoßen. Mörtel und Steine fielen in das Gemach. Offenbar hatte derjenige, der da oben arbeitete — mochte es nun Pichot oder ein Anderer sein — die Wand durchbrochen.

„Still, still!" flüsterte Raymond. „Vielleicht glaubt er, wir sind schon fort."

Die Männer wagten kaum zu athmen. Man hörte nichts mehr. Dann aber krachte plötzlich ein Schuß. Die Kugel schlug, ohne Jemand zu treffen, an eine Wand. Aber der Schuß dröhnte so furchtbar in dem Zimmer wieder, daß die Männer glaubten, es werde zusammenbrechen.

„Erschrecken Sie nicht, meine Herren," sagte eine Stimme. „Ich wollte nur sehen, ob Sie noch da seien und ich bin vollkommen befriedigt. Wie befinden Sie sich, meine Herren?"

Es war die Stimme Pichot's. In ihrer spöttischen Ruhe klang sie wie die Stimme eines Teufels.

„An die gegenüberliegende Wand — dicht heran! — da kann er Niemand treffen!" flüsterte Raymond.

Alle folgten dem Rath und eilten nach der Wand, von deren Höhe der Schuß abgefeuert worden.

„Es ist nicht höflich, auf meine Frage nicht zu antworten," sagte Pichot. „Nun, Höflichkeit ist zwar angenehm, aber sie ist nicht gerade nothwendig. Meine Herren,

Sie sehen, das alte Sprüchwort bewahrheitet sich: Wer Anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Ja, ja, wer mich fangen will, muß früher aufstehen, und wäre es auch Monsieur Rallot!"

„Bah — der Teufel holt Dich doch! Warte nur noch ein bischen!" antwortete Rallot.

Es lag etwas so Sicheres in diesen ruhigen Worten, daß Pichot sie vermuthlich überlegte, denn es verging einige Zeit, ehe er antwortete. Bevor er dies that, warf er ein brennendes Zündhölzchen in das Zimmer. Man sah die Oeffnung, die er gemacht, aber nicht ihn selbst.

„Aha," sagte er dann, „Alle unten an der Wand. Das ist recht geschickt. Aber Sie vergessen, meine Herren, daß ein einziges Pfund Pulver und etwas Schwefel genügen, Sie sämmtlich zu ersticken. Indessen, so weit sind wir noch nicht. Plaudern wir! Sie haben keine Ahnung, meine Herren, wie glücklich es mich macht, Sie Alle bei mir versammelt zu sehen!"

„Pichot!" rief Otto Duisfelden. „Was würden Sie thun, wenn wir Ihnen das Versprechen gäben, gegen den Herzog nicht einzuschreiten — denn wir wissen jetzt, daß Sie uns seinetwegen verfolgen!"

„Wie klug das Püppchen ist, und wie dumm!" rief Pichot. „Wer unterhandelt mit einem Feind, der sich auf Gnade und Ungnade ergeben muß? Sind Sie nicht neugierig, meine Herren, zu hören, wie ich hierher gekommen?"

Niemand antwortete. Pichot wollte mit ihnen spielen, wie die Katze mit der Maus, das sagte sich Jeder.

„Sie sind nicht neugierig? Nun, Sie sind es doch!" fuhr er fort. „Ich hatte dieses Schloß, das ein sehr angenehmer, ja, sogar stattlicher Aufenthalt für einen Mann von meinen bescheidenen Ansprüchen ist, um halb neun Uhr verlassen, um mit Anbruch der Nacht in Paris zu sein. Was ich da wollte? Das wieder gut machen, was ich vor-

gestern Nachmittag verdorben hatte. Denn ich habe eine eigenthümliche Antipathie gegen diesen Monsieur Mortoran, und zwar aus mancherlei Gründen, über die ich mich ganz offen aussprechen kann, da wir ja Matthäi am letzten sind und Sie meine Geheimnisse nicht mehr weiterplaudern werden. Für's Erste ärgerte es mich, daß er damals dazwischen gekommen, als ich den jungen Deutschen so glücklich gefaßt hatte. Für's Zweite haßte ich ihn, weil der Herzog von Carey ihn haßte, und Sie werden es natürlich begreiflich finden, wenn ich die Antipathieen eines Mannes theilte, der mir so nahe steht. Schließlich haßte ich ihn als einen Freund der Duisfeldens und als einen der tugendhaften Narren, deren Fischblut nichts von den Natürlichkeiten begreift, die anderen Menschen passiren können. Ferner spielte da eine Briefgeschichte, die in gewissem Maaße unangenehm für einen Betheiligten werden konnte, und eine Erbschaft, die ich Jedem lieber, als diesem Raymond gönne. Also — ich bin ein Mann der That! Ich beschloß, das Versäumte gut zu machen und ging in die Stadt, um ihm da aufzulauern — mit dem Messer, das ist sicherer, als das Pistol. Indessen, mein lieber Rallot, der Neid muß Ihnen nachsagen, daß Sie ein schlauer Bursche sind. Sie müssen etwas Derartiges vermuthet haben, denn ich sah zwei von Ihren Katzen da herumschleichen, und da Sie mich zu bemerken schienen, so zog ich mich zurück und verließ Paris, überlegend, wie ich es anzufangen habe, die Angelegenheit gründlich zu Ende zu führen. Wie ich mich durch den Wald nach Mortoran schlich, hörte ich Wagen fahren. Die Kutscher plauderten über ihre Herren, wie sie das gewöhnlich thun, und bald wurde ich aufmerksam. Sie sprachen von dem Grafen, von dem alten Herrn Duisfelden, und theilten sich ihre Vermuthungen mit, was acht Männer wohl so spät in dieser Gegend zu thun hätten, noch obenein bewaffnet, das müßte wohl ein ganz absonderliches Unternehmen sein.

Sie können sich denken, meine Herren, wie ich stutzte. Galt das mir? Eine Gesellschaft, die in zwei Wagen in die Nähe von Mortoran gekommen war — da hieß es klar überlegen. Endlich kam ich auf die ganz richtige Idee, daß dies unmöglich mir gelten könne. Die Kutscher hatten von drei Polizei-Beamten gesprochen. Wer waren die übrigen Männer? Sicherlich diejenigen, die ein Interesse daran hatten, mich unschädlich zu machen, die sich aber auch sagen mußten, daß sie gut thun würden, mir nicht allzu nahe zu kommen, selbst mit Uebermacht. Ich schlich mich in die Nähe des Schlosses. Ein Zeichen war zwischen mir und dem alten Martin verabredet worden für den Fall, daß etwas Bedenkliches geschehe — denn ich gelte hier für einen verfolgten legitimistischen Mönch. Das Zeichen — ein bestimmtes erleuchtetes Fenster — fehlte. Im Schlosse schien Alles ruhig zu sein. Ich betrat es also durch das Portal des östlichen Flügels, zu dem ich einen Schlüssel hatte. Da sah ich, vorsichtig weiterschreitend, oft stillstehend und lauschend, einen Lichtschein die Wände entlang ziehen, und hörte ein ganz leises Rauschen. Nun war ich plötzlich auf der Spur. Daß hier ein geheimer Gang existire, hatte mir der alte Martin schon erzählt; aber er kannte weder die Schlüssel dazu, noch die Lage. Ich meinerseits, der ich meinen Blick überall hatte, hatte in dem früheren Wohnzimmer des alten Herzogs etwas entdeckt, was allerdings den meisten Menschen nicht wie ein Schlüssel erschienen wäre, was ich aber doch sogleich als ein solches Instrument erkannte. Meine Herren, mir klopft das Herz nicht oft; aber bei dieser Gelegenheit, bei diesem Gedanken, alle meine Feinde vielleicht mit einem Schlage in meiner Gewalt zu haben, wußte ich mich kaum zu lassen vor Jubel. Ich verfolgte den Lichtschein, bis ich ihn in einem bestimmten Zimmer verlor. Ich holte mir nun den Schlüssel und Waffen und kehrte nach

diesem Flügel zurück. In jenem Zimmer, in welchem ich den Lichtschimmer verloren, legte ich mich auf's Lauschen, Ich glaubte eine Stimme zu hören, und an der Stelle, wo ich sie am deutlichsten vernahm, fand ich die Wand kälter, als an den übrigen Theilen. Hier war also eine steinerne Thür. Ich untersuchte — sah einen Lichtschein, wie durch ein Schlüsselloch, versuchte vorsichtig den Schlüssel und öffnete endlich die Thür. Nicht wahr, Monsieur Rallot, ich verstehe meine Sache!"

Es antwortete Niemand. Ja, er verstand sein Fach, das war allzu klar! — und ein unseliger Zufall hatte ihn begünstigt.

„Die Herren von der Polizei sind etwas karg mit ihren Lobsprüchen," fuhr Pichot fort. „Aber ich weiß doch, daß sie mich im Innern bewundern und verwünschen. Natürlich war ich nun sehr vorsichtig, denn ich verachte Ihre Anordnungen durchaus nicht, Monsieur Rallot, und ich vermuthete mit Recht, daß Sie dabei seien. Ich schlich mich vorwärts, wie eine Katze, das verstehe ich, so weit, als es nur möglich war. Da hörte ich denn den größten Theil der Vorlesung und des Gespräches. Es war mir nicht uninteressant, das muß ich gestehen, und ich bedachte, wie dumm diese Sache hätte ablaufen können, wenn ich nicht zufällig dazu gekommen wäre. Den richtigen Moment benutzend, näherte ich mich dann der Thür, zog den Schlüssel von innen aus, warf sie zu und verschloß sie. Nicht wahr, Sie haben große Augen gemacht über diese unerwartete Störung? Ich hielt mich indessen nicht lange auf, Ihre Bemerkungen zu hören, sondern eilte fort, denn ich hatte meinen Plan gefaßt. An Instrumenten zum Brechen und Bohren fehlte es mir nicht; ich hatte in meinem Zimmer alles Brauchbare, was ich von derartigen Geräthen hier vorgefunden, gesammelt — wo das geheime Zimmer lag, konnte ich mir auch bald zurechtlegen, und so kam ich denn

in dieses Kabinet, das an einen Eßsaal stößt, kletterte auf den hohen Schrank und begann zu arbeiten. Denn daß Sie, meine Herren, mir inzwischen nicht entfliehen würden, dafür bürgte mir die Stärke der Mauern und der Thüren. Obgleich Sie, wie ich sah, tüchtig gearbeitet haben, hörte ich doch nicht das geringste Geräusch. Ja, die alten Careys haben gut gebaut, das muß man ihnen lassen. Es ist ein festes Haus, und soll noch lange bestehen. Nun sagen Sie mir eigentlich, meine Herren, was soll ich mit Ihnen thun?"

Pichot hatte sehr ruhig, aber mit jener süßen Ironie gesprochen, die den höchsten Triumph verrieth. Was sollte man ihm antworten? War es denn überhaupt möglich, mit diesem Mann zu unterhandeln? Konnte er, der an Mord Gewöhnte, irgend einen von diesen Männern leben lassen, die sein und seines Sohnes Geheimniß kannten?

„Pichot, sind Sie bereit, mich einen Augenblick zu hören?" rief jetzt der alte Herr Duisfelden.

„Nichts wird mir angenehmer sein," antwortete Pichot. „Ich kann in meinem Leben nie wieder eine Stunde erleben, wie diese, und nichts kann mir erwünschter sein, als sie zu verlängern. Bitte, sprechen Sie! Sie werden mein Ohr geneigt und meine Seele offen finden. Ich bin nicht der Barbar, für den Sie mich halten."

„Pichot, es scheint mir, als wäre der Augenblick zu ernst zum Spott, auch für Sie!" sagte der alte Herr mit ruhiger Stimme. „Wir sind in Ihrer Macht, das ist wahr. Aber überlegen Sie wohl, was Sie thun, und schaden Sie sich nicht selbst. Von Ihrem persönlichen Hasse gegen mich will ich nicht sprechen. Wenn Sie Stunden haben, in denen Sie an Ihre Vergangenheit denken, so werden Sie sich gestehen müssen, daß Sie selbst schuld an Ihrem Schicksal sind. Jetzt will ich nur von Ihnen und Gaston sprechen, der, wie wir wissen, Ihr Sohn ist. Welcher Vortheil erwächst Ihnen,

wenn wir todt sind? Mein und meines Sohnes Vermögen fällt an deutsche Verwandte. Der Herzog bleibt also in der Lage, in der er sich jetzt befindet, und sie ist schlecht. Pichot, wenn Sie noch einen Funken von Glauben in sich haben, so glauben Sie mir, daß persönlicher Eigennutz mir und meinem Sohn fremd war und fremd ist. Gaston mag meinetwegen behalten, was er hat. Und leider hat er wenig mehr! Aber Ehre und Gerechtigkeit fordern, daß er eine Stellung aufgebe, die er ohnehin nicht halten kann, die auf jeden Fall in Schmach und Elend enden muß. Wenn er sich bereit erklärt, irgend einen anderen Namen anzunehmen, und — was ihm dann selbst lieb sein wird — dieses Land zu verlassen, so bin ich bereit, ihm hunderttausend Thaler, nach Ihrem Gelde den vierfachen Werth in Francs, auszuzahlen. Die Uebergabe dieser Güter an die wahren Erben, die wir selbst sind, soll dann in aller Stille geschehen, so daß die Welt von dem Vorgefallenen nichts erfährt. Ich weiß sehr gut, daß die Annahme der Erbschaft unsererseits mit neuen Opfern verbunden sein wird, denn Gaston's Vermögen ist tief verschuldet. Aber ich will alle diese Opfer übernehmen, nur damit die Gerechtigkeit ihren Lauf habe und Gaston nicht eine Familie gründe, deren Ursprung früher oder später doch entdeckt werden würde. Denn, Pichot, mögen Sie glauben, was Sie wollen, einmal wird die Wahrheit doch offenbar, und würde der Schlag, der Gaston treffen müßte, nicht tausend Mal härter sein, wenn er verheirathet wäre und Frau und Kind in ein Unglück gestürzt würden, das jetzt kaum ein Unglück für Gaston ist, wenn es ihn allein trifft und ihm nichts raubt, als einen Titel, den er in Ehren doch nicht aufrecht erhalten kann?"

„Sagen Sie mir nur gefälligst, wie es entdeckt werden soll?" fragte Pichot. „Alle, die das Geheimniß kennen, außer jener Deutschen, sind in meiner Macht. Wenn ich sie vernichte — wer bleibt?"

„Gott bleibt und seine Gerechtigkeit!" rief der alte Duisfelden mit erhobener Stimme. „Wer bürgt Ihnen dafür, daß jene Deutsche Ihr Geheimniß nicht verräth, es nicht schon Anderen mitgetheilt hat? Folgen Sie also nicht Ihrem Hasse, sondern überlegen Sie, wenn auch nicht um Ihret-, doch um Ihres Sohnes willen, was ich Ihnen biete! Jetzt steht Gaston noch rein da, wenn auch nicht vor sich selbst, doch vor den Augen der Welt. Er ist unschuldig insofern, als er nicht weiß, oder nicht wußte, was geschehen. Vernichten Sie uns, so wird er zum Mitwisser des Verbrechens, und wenn später eine Anklage gegen ihn sich erhebt, so handelt es sich nicht mehr um seinen Namen und seinen Titel, sondern um seine Mitschuld. Vom Herzog wird er zum Verbrecher. Ueberlegen Sie das, Pichot! Die Vorkehrungen sind getroffen, unserer Spur zu folgen. Man weiß, daß Sie sich hier befinden, daß wir hierher gegangen. Genaue Nachforschungen werden unser Schicksal, mag es sein, welches es wolle, dem Auge der weltlichen Gerechtigkeit offenbaren."

„Und wenn ich nun das Schloß über Ihren Köpfen anzünde?" rief Pichot.

„So würden Sie nur dem Herzog ein Besitzthum rauben, die Schuld aber nicht verbergen, denn gerade durch eine solche That würde jeder Zweifel, daß Sie Ihre Hand im Spiele gehabt, schwinden!" rief der alte Herr.

„Und wer bürgt mir, daß Sie Ihr Wort halten?" fragte Pichot.

„Das Versprechen, das ich hier im Angesicht Gottes und der Menschen gebe," antwortete der alte Herr Duisfelden.

„Und was geschieht mit mir?" fragte Pichot weiter.

„Das weiß ich nicht," antwortete Duisfelden. „Ich kann Gaston verzeihen, ihm sogar die Hand reichen, um ihn auf einen Weg zu leiten, der zu einem guten Ziele führt.

In Bezug auf Sie kann und darf ich der Gerechtigkeit nicht ergreifen. Uebrigens begleiten uns die Polizei-Beamten, die hier anwesend sind, nur als Privatpersonen, nicht als Beamte. Sie können schweigen über Alles, was sie gehört und gesehen haben, wenn sie es für gut finden. Noch einmal, überlegen Sie. Entweder Sie retten Gaston, Sie schaffen ihm die Möglichkeit einer ruhigen, und wenn auch weniger glänzenden, doch sicheren Existenz, oder Sie beschwören, wenn Sie auch augenblicklich die Gefahr von ihm abwenden, in Zukunft das größte Unglück über ihn herauf."

Es trat eine lange Pause ein, doppelt schwer und drückend durch die Dunkelheit, welche Alles umgab und die Ungewißheit wegen der Antwort. Ueberlegte Pichot? War er so vernünftigen, so aufopfernden Vorschlägen zugänglich?

„Was sagen Sie dazu, Monsieur Rallot?" ertönte plötzlich die Stimme des Verbrechers.

„Ich sage, Pichot, daß dieser Herr, der Dir soeben die Vorschläge machte, ein Mann ist, wie ihn die Erde vielleicht nicht zum zweiten Male trägt," antwortete Rallot. „Ich weiß, daß er dieselben Absichten, die er jetzt aussprach, schon längst gehegt hat. Meine eigene Ansicht mag Dir gleichgültig sein. Von mir hättest Du niemals Gnade zu erwarten, auch wenn ich nicht Beamter wäre."

Wieder eine Pause. Otto Duisfelden ließ seine Uhr repetiren. Es war fünf Uhr. Draußen lachte jetzt der Sommermorgen. Wer von Allen hätte gedacht, daß vielleicht Keiner ihn jemals wiedersehen werde?

„Ehe wir in unserer Unterhandlung fortschreiten," sagte Pichot dann, „beantworten Sie mir doch noch eine Frage, Monsieur Duisfelden. Sie führen die Worte Gott und Gerechtigkeit so oft im Munde, als ob Sie mit besagtem Gott täglich zusammen kämen, und besagte Gerechtigkeit in Pacht genommen hätten. Wenn ich Sie nun Alle vernichte, wenn Gaston Herzog bleibt und die sonst ausgestorbene Fa-

milie weiter führt, wenn ich, was höchst wahrscheinlich ist, nach Amerika gehe, sobald Gaston in Sicherheit ist, wo bleibt dann Ihr Gott und Ihre Gerechtigkeit? Ich bin neugierig, darüber etwas zu erfahren!"

„Pichot, Sie wissen nicht, welche Lästerung Sie aussprechen," antwortete der alte Mann mit bewegter Stimme. „Vielleicht ist eben diese Frage nur hervorgegangen aus dem Zweifel eines beunruhigten Herzens. Ja, ich will Ihnen antworten! Es giebt Menschen, die da glauben, diese ganze Welt sei ein Werk des Zufalls, und Alles, was geschehe, sei Zufall. Nun, der Zufall bildet keinen Grashalm, oder, wenn er ihn bildet, so hat er doch nicht die ersten Bestandtheile gebildet, die ihn zusammensetzen. Und der Mensch sollte ein Werk des Zufalls sein? Das glauben nur Thoren, die über der Zeit, welche sie dem Genusse der äußeren Dinge widmen, das Nachdenken über die einfachsten Begriffe des Daseins vergessen. Möglich, daß der Schöpfer dieser Erde und dieser Menschen sie jetzt ihrer freien Entwicklung überlassen hat, um ihre Kräfte zu erproben. Aber geschaffen hat er sie, und diese Erde, diese Menschheit müssen einen Zweck haben. Das ist nicht allein eine Sache des Glaubens — für jeden Denkenden ist dies eine Wahrheit der Vernunft. Welcher andere Zweck kann dies aber sein, als die Vervollkommnung des Geschlechts, dem wir angehören! Die Welt ist vorwärts geschritten, die Menschen haben sich seit den Jahrtausenden, in welchen wir ihre Geschichte verfolgen können, mehr und mehr vervollkommnet. Der Unwissenheit, der Barbarei, dem Götzendienst ist eine klarere Erkenntniß, eine edlere Religion und bei vielen Nationen auch ein verbesserter Zustand ihrer äußeren Lage gefolgt. Freilich sind diese Fortschritte nicht auffällig. Aber wenn dieser Erdball Hunderttausende von Jahren gebrauchte, um seine jetzige Gestalt zu erlangen und sich dieselbe noch immer verändert — wird dann nicht auch die Weltgeschichte nur nach Tau-

senden, oder nach Jahrzehnten von Tausenden zählen? Die Menschheit der heutigen Tage ist leider noch unvollkommen genug. Aber ist dies ein Beweis, daß sie nicht einst besser werden könne? Wie die Unthiere der Vorwelt verschwunden sind, wie die wilden Thiere täglich abnehmen, Sümpfe ausgetrocknet, Landstrecken fruchtbar gemacht werden — wird nicht so auch die Menschheit allmählich vorschreiten und das Verbrechen mehr und mehr abnehmen, in immer engere Kreise zurückgedrängt werden? Und wenn Tausende von Jahrhunderten darüber hingehen, es wird geschehen, der Mensch wird vollkommener werden, und das ist der Trost aller Guten, daß sie an diesem Werke mitarbeiten; in diesem Sinne ist ihr Streben ein göttliches, sie wirken in dem Sinne des Schöpfers. Darin aber liegt auch die Gewißheit, daß es eine Gerechtigkeit giebt, nicht in dem Sinne, als müßte alles Gute sogleich belohnt, alles Böse sogleich und vor aller Welt Augen bestraft werden, sondern in dem Sinne, daß die Keime alles Guten nie verloren gehen, das Böse aber niemals Dauerndes gründet, ja, niemals seinen Zweck erreicht. So wie wir im gemeinen Leben sehen, daß Mühe und Anstrengung, Ehrenhaftigkeit und unablässige Arbeit einzig und allein dauernde Existenzen gründen, während das mit Unrecht oder durch Zufall Erworbene schnell verfliegt, so wird auch die unablässige Arbeit Derer, die an der Verbesserung unseres Geschlechts arbeiten, mit Erfolg gekrönt werden. Diese Arbeit, indem sie himmlischen Genuß hier auf Erden gewährt, verspricht auch Segen für die Zukunft. Schon darin, daß wir einen solchen Gedanken fassen und von ihm begeistert schaffen können, liegt die Wahrheit desselben. Die Menschheit ist fähig, vervollkommnet zu werden; deshalb wird sie auch einmal diese Vollkommenheit erreichen — in welcher Weise, ob langsam, ob schneller, ob gemeinsam, oder allmählich in einzelnen Schichten — was weiß mein beschränkter Geist davon! Gerechtigkeit aber ist

das Wesen der Vollkommenheit. Die irdische Gerechtigkeit ist nur ein schwaches Abbild jener anderen, höheren, göttlichen Gerechtigkeit, die stufenweise in Jahrtausenden wirkt. Daß es uns oft scheint, als triumphire das Böse, darf uns nicht irren in unserer Erkenntniß. Unser Leben ist zu kurz, unser Verstand zu gering, um alles Dunkle zu durchdringen. Was ist unser Leben gegen die Ewigkeit? So wie zuweilen irdische Richter oder ihre Werkzeuge dem Verbrecher scheinbar Zeit gönnen, um ihn desto sicherer zu fangen und Beweise gegen ihn zu sammeln — so mag auch die göttliche Gerechtigkeit zuweilen das Böse eine Zeit lang triumphiren lassen, um es dann um so tiefer zu stürzen, die Verwerflichkeit desselben um so klarer zu zeigen. Aber triumphiren wird sie stets! Und wer kann sagen, was jeden Einzelnen von uns erwartet, wenn er diese Augen geschlossen? Schließt er sie für immer? Wer will das behaupten, wer beweisen? Ich spreche nicht von den quälenden Strafen des Bösen, von den Belohnungen nach dem Tode, die vielleicht nur zum Schrecken und zum Troste derer ersonnen sind, die solcher äußeren Gründe bedürfen. Aber wenn nun das Bewußtsein fortdauerte? Wenn jeder Mensch seinen Lohn oder seine Strafe darin fände, daß er die Folgen seiner Thaten noch sähe — wäre das nicht schon Lohn und Strafe genug? Gesetzt, Pichot, es gelänge Ihnen, uns zu vernichten und Carey in seiner Stellung, selbst in einer glänzenden Stellung zu erhalten, und Sie müßten dennoch einst, entweder hier noch, oder von irgend einem Punkt dieser großen Welt aus gewahren, daß das Gebäude, das Sie auf Lüge und Verbrechen aufgebaut, zusammenstürzte und nicht nur Gaston, sondern auch Anderen Schande und Elend brächte, sogar denen, die ganz unschuldig sind — wäre das nicht die furchtbarste Strafe? Die Welt ist für uns ein Geheimniß. Wir kennen die unzähligen Mittel nicht, durch welche sie sich lenkt oder gelenkt wird. Aber das Eine wissen wir: es ist

entweder durch unsere Geburt schon, oder durch die Erfahrung der vorhergegangenen Geschlechter die Kenntniß dessen in uns gelegt, was gut und böse ist, und wir wissen, daß das Gute glücklich, das Böse elend macht, selbst abgesehen von der lohnenden oder strafenden irdischen Gerechtigkeit. Auf dieser Erkenntniß beruht die Lebensweisheit des einfachsten und des gebildeten Menschen. Jeder besitzt sie. Also mag geschehen, was da wolle — wenn hier ein Unrecht, ein Verstoß gegen die Gerechtigkeit begangen ist, so kann kein Verbrechen dieses Unrecht auf die Dauer triumphiren lassen!"

„Nein, und dreimal nein!" unterbrach Pichot den alten Mann, und der wilde Ton seiner Stimme verrieth, daß er das heuchlerische Spiel der Unterhandlung aufgab und das hündische oder tigerhafte Blut in ihm die Herrschaft wieder übernahm. „Nein, Ihr habt Euch die Welt so zurechtgemacht — Ihr lügt — es giebt keine Gerechtigkeit. Tausende von Thaten sind begangen worden, die Eurer Gerechtigkeit in's Gesicht schlugen, und die Enkel freuen sich heut dieser Thaten! Wenn Gaston Herzog bleibt, so wird nach einem Jahrhundert Niemand wissen, daß die Enkel ihren Ursprung dem Sohne eines Mannes, den Ihr ächtet, und eines armen Weibes verdanken, sein Geschlecht wird blühen, wie das so Vieler! Thorheit mit Euren Redensarten! Du hast es selbst gesagt: die irdische Gerechtigkeit trifft nicht immer. So ist sie also ein Unsinn, denn Jeder hofft, er werde ihr entgehen, und Tausenden gelingt es; es entfliehen mehr, als gestraft werden. Ich biete Dir und Deinem Gotte Trotz. Ich fordere die Zukunft heraus, indem ich Euch vernichte! Niemand weiß, wer Recht behält, deshalb glaube ich, daß ich es sein werde!"

„Elender!" rief der alte Mann mit erhobener Stimme. „Du schilderst den traurigen Zustand dieser Welt, in welcher freilich das Unrecht oft siegt. Aber wie der Verwegene

hundert Gefahren entrinnt und endlich doch ein Opfer seiner Verwegenheit wird, so wird auch der Verbrecher seine Strafe einst finden — und schon hier! Leugne, leugne, wenn Du kannst, daß Du elend bist in Deinem Innern, daß Du Dir mühsam Gründe suchst, Dich vor Dir selbst zu entschuldigen, daß Du nur fortwandelst auf der Bahn des Schlechten, weil Du keine Kraft zur Umkehr findest — gerade Du, dem die Erkenntniß nicht fehlt! Jetzt hält Dich noch der Traum von dem Glücke Deines Sohnes aufrecht. Aber mit ihm stürzt auch Dein Gebäude des Zufalls zusammen, das aus der Menschheit eine Schaar von Raubthieren machen würde! Der Segen des Guten ist kein Ammenmährchen! Er beruht auf dem innersten Wesen des Menschen, auf göttlicher Eingebung, auf den Erfahrungen der tiefsten Beobachter und Denker. Erwarte Deinen Tod — einen ruhigen Tod, und Du wirst sehen, wie Dein Kartenhaus zusammenstürzt! Die Art, wie der Mensch seinen Tod erwartet, zeigt, wie er gelebt hat. Hier stehen wir ruhig — in Vertrauen und Zuversicht den Hingang in jenes Reich erwartend, das wir nicht kennen, und vor dem uns nur graut, wenn wir ein verfehltes Leben zu beklagen haben, oder wenn die Genüsse dieses Lebens uns daran verhinderten, über jenes Reich der Ewigkeit nachzudenken. Wir haben versucht, nach unseren geringen Kräften den Willen dessen zu erfüllen, der uns das Leben gab, gut zu handeln, so weit unsere Erkenntniß reichte! Aber Du — denke Du an Deine Todesstunde, an den Tod, der Dich langsam erwartet, und was Du jetzt für ein Ammenmährchen hältst, wird in feuriger Wahrheit vor Dir stehen als ewiges Gesetz der Welt: daß Jeder handeln muß nach seiner Erkenntniß, um glücklich zu sein im Leben und im Sterben! Du hast die Erkenntniß besessen und gegen sie gehandelt — Dein Ende wird traurig sein!"

„Du lügst!" rief Pichot mit gellender Stimme. „Wenn

wir Beide bei den Würmern sind, ist es ganz gleich, wie wir gelebt, was wir gethan haben. Ich fürchte den Tod nicht! Und nun zu Ende mit Euch! Ich bin dieses Geplärrs überdrüssig! Bereitet Euch auf den Tod, und freut Euch — er ist Euch ja willkommen! Euch tröstet ja Gott und die Gerechtigkeit!" —

Eine Todtenstille trat nach diesen Worten ein. Den Männern grauste. Aber durch diese Stille klang plötzlich eine silberklare Stimme, schwach und doch hell und deutlich vernehmbar bis in das geheime Zimmer:

„Ja, es giebt einen Gott, und es siegt seine Gerechtigkeit!"

Und im nächsten Augenblick rief eine laute, scharfe Männerstimme:

„Mann, wenn Ihr noch einen Finger rührt, so schießen wir Euch nieder. Kommt herab und gebt Euch gefangen! Bei Gott — ich schwöre, wenn Ihr nur die Hand rührt, so schießen wir — dies zur Probe!"

Es fiel ein Schuß und unmittelbar nach dem Dröhnen fuhr die Stimme fort:

„Ihr seht, es ist Ernst! So kommt herab!"

In der nächsten Minute hörten die Männer in dem geheimen Zimmer nichts. Sie standen regungslos. . Das Unerwartete, das Keiner mehr für möglich gehalten, war geschehen. Die schon geöffnete Thür des Grabes war vor ihren Augen geschlossen worden.

„Noch kein Licht!" sagte Rallot leise. „Wir wollen die Laternen nicht eher öffnen, als bis wir ganz sicher sind! Was kommt es diesem Manne auf einen Mord mehr oder weniger an? Ich glaube übrigens, wir sind sicher. Ich habe die Stimme meines Chefs erkannt. Aber wer war die Mädchenstimme, die wir hörten?"

Niemand beantwortete die leise Frage des Beamten, der die Gefahr schon vollkommen vergessen zu haben schien.

„Ist das Deine Hand, Otto?“ fragte der alte Duisfelden leise, während seine Hand in der Dunkelheit nach der Hand Otto's suchte.

Ein zitternder Druck antwortete ihm, und in der Dunkelheit umarmten sich Vater und Sohn und hielten sich lange umschlungen.

„Kanntest Du die Stimme, Otto, die wie die Stimme eines Engels klang?“ flüsterte der alte Mann.

„Ich kenne nur eine Stimme von diesem Klang, Gertrud's Stimme,“ antwortete Otto. „Aber es kann nicht sein!“ — — —

Und doch konnte es sein, doch war es so! Unsere Erzählung geht nur eine kurze Zeit zurück, um sich dann dem Augenblicke, der zuletzt geschildert worden, wieder anzuschließen. —

In der Abendämmerung des Tages, an welchem Raymond Mortoran und Otto Duisfelden ihren Besuch in dem Hotel Bonargies gemacht hatten, saßen Celina und Gertrud auf dem Balkon, der nach dem schönen Garten des Hotels hinaus lag. Der alte Graf war schon zur Ruhe gegangen. Es gehörte zu den Vorschriften des deutschen Arztes, dessen Rathschläge sich bis jetzt von wunderbarer Wirkung gezeigt hatten, daß der alte Herr möglichst viel schlafe, damit er so viel Kräfte, als nur möglich sei, wiedererlange. Bereits war der Graf Bonargies so weit wieder hergestellt, daß die bösen Zeiten des Trübsinns und der geistigen Verwirrung nur noch wie ein schwerer Traum hinter ihm lagen und seine Erinnerungen wieder an die Zeit vor dieser Krankheit anzuknüpfen vermochten. Doch sprach Niemand, auch nicht Celina, zu ihm von dieser bösen Zeit. Der Arzt hatte gesagt, es sei gut, wenn der Graf durch eigenes allmähliches Nachdenken zu der Ueberzeugung gelange, daß in jener Zeit

sein Geist verdüstert gewesen. Jede anstrengende Beschäftigung war ihm untersagt. Er verbrachte seine Zeit im Lesen leichter Schriften, im Beschauen von Bilderwerken, mit mechanischen Beschäftigungen, Schnitzerei und Zeichnen, sowie im leichten Geplauder mit Celina. Daneben wurde die von dem deutschen Arzte angerathene Kur mit der größten Sorgfalt fortgesetzt. Seine Wangen waren voller, sein Blick lebhafter und bestimmter geworden. Nur einmal hatte er nach Porzi gefragt und von Celina die Antwort erhalten, der Italiener sei abgereist, weil er nicht damit einverstanden gewesen, daß Celina einen deutschen Arzt zu Hülfe gerufen. Und doch sei es jetzt erwiesen, daß diese Hülfe viel genutzt und daß der Arzt das Rechte getroffen. Graf Bonargies hatte nichts darauf erwiedert.

Der nachdenkliche Blick, mit welchem der Graf oft Stunden lang vor sich hinsah, bewies, wie sehr er sich mit der Vergangenheit beschäftigte. Einmal hatte er Celina gefragt, ob sie nicht wisse, was aus Raymond Mortoran geworden sei. Celina hatte darauf mit Ruhe und Festigkeit geantwortet, daß sie es sehr wohl wisse, daß Raymond tapfer in der Krim gekämpft und jetzt der Erbe des alten Grafen Mortoran und ein sehr geachteter Mann sei. Weiter hatte der Graf nichts gefragt. Aber aus Allem ging zu Celina's unendlicher Freude hervor, daß die Zeit nicht mehr fern sei, in welcher sie mit ihm offen über all' diese Angelegenheiten werde sprechen können. War diese peinliche Auseinandersetzung erst glücklich überstanden, so war Alles wieder gut. Freilich hatte ihr Vater dann durch die Schurkerei eines gewissenlosen Menschen einige kostbare Jahre seines Lebens verloren. Aber noch war er ja nicht so alt, daß die Tochter nicht hätte hoffen dürfen, ihn sich noch lange Zeit erhalten zu sehen.

Celina und Gertrud saßen also bei einander. Sie hatten seit der Rückkehr Celina's noch nicht viel mit einander

plaudern können, da die Rückkehr in das so lange verlassene Hotel eine Menge Anordnungen von Celina's Seite nöthig gemacht hatte. Gertrud mußte der Comtesse noch einmal genau ihren Aufenthalt bei Porzi und ihre Flucht schildern. Durch Raymond war Celina von der Persönlichkeit Paulinens unterrichtet worden. Sie sprach jedoch mit Gertrud nicht über jene Retterin, und widmete ihr nur im Allgemeinen einige lobende Worte. Es schien ihr besser, das dankbare Herz Gertrud's nicht durch Mittheilungen zu beunruhigen, die sie kaum vollständig verstehen konnte.

„Ich bin erstaunt, daß Toni Haller, Deine Pflegemutter, noch nichts von sich hat hören lassen," sagte Celina.

Sie mußte Gertrud, da diese darauf bestand, Du nennen.

„Ich weiß nicht, ob ich das wünschen oder fürchten soll," antwortete Gertrud, und ihre Miene wurde traurig. „Ich fürchte, daß ich ihr niemals wieder ganz werde vertrauen können. Und das thut mir weh, so ungemein weh, daß ich es gar nicht beschreiben kann! Wie sollte ich auch jemals wieder herzliches Vertrauen zu ihr fassen? Sie hat mich gewarnt vor denen, die sich als meine besten Freunde erwiesen haben, vor Ihnen, vor Herrn Duisfelden; sie hat mich aufgefordert, dem Italiener zu folgen, der, wie Sie Alle sagen, ein schlechter Mensch ist. Ich würde immer daran denken müssen. Und doch bin ich ihr so viel Dank schuldig! O, wenn ich nur wenigstens wüßte, daß sie kein Elend zu erdulden hat! Können Sie nicht erfahren, meine theuerste, gnädigste Comtesse, ob Porzi noch hier und ob meine Pflegemutter noch bei ihm ist?"

„Ich will es versuchen," antwortete Celina. „Aber, Gertrud, wie oft soll ich Dir sagen, daß ich für Niemand, und am allerwenigsten für Dich die gnädigste Comtesse bin? Ich werde Dir böse, wenn Du mich anders nennst, als Celina oder Mademoiselle kurzweg."

„Wie kann ich das?" erwiederte Gertrud, ihr klar und unbefangen in's Auge schauend. „Sie sind doch, was Sie sind. Ich habe keine Scheu, keine Demuth vor Ihrem Range und vor Ihrem Titel. Aber er gebührt Ihnen!"

„Und wenn auch — mit Dir will ich eine Ausnahme machen, Du bist meine Freundin!" antwortete Celina lächelnd.

„Ach, wie süß klingt das und wie lieb!" sagte Gertrud mit einer unnachahmlichen Geberde der Hingebung und des Entzückens. „Ich, das arme, verlassene Mädchen, die Freundin einer solchen Dame! Ich will mich dessen freuen, so lange ich darf."

„Und ich denke, Du wirst es immer dürfen!" sagte Celina. „Gesetzt nun, Du wärest gar nicht das arme, einfache Mädchen, für das Du Dich hältst, Du wärest die Tochter einer Gräfin — was hätte ich dann vor Dir voraus?"

„Voraus — o, Comtesse!" rief Gertrud. „Bliebe ich nicht immer, was ich bin, ein unerfahrenes Mädchen, das nichts gelernt, das nichts weiß? Nein, Comtesse — wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich verehre nicht Ihren Stand, denn ich weiß, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, sondern Ihr Herz, Ihren Geist, Ihre Erfahrung, Ihre Güte! Wie hoch stehen Sie über mir!"

„Nicht höher, als der Unterschied einiger Jahre ausmacht!" antwortete Celina. „Wird die Zeit nicht kommen, wo ich bei meiner Gertrud in die Schule gehen kann, und kann ich das nicht schon jetzt? Studire und liebe ich in Dir nicht die Natur, die unerschöpfliche Quelle und Fundgrube alles Wahren und Schönen? Aber wenn Du nun wirklich ein Grafenkind wärest, Gertrud?"

Das junge Mädchen schüttelte sanft und traurig den Kopf.

„Und wenn es wäre, was hülfe es mir, da meine

Eltern nicht mehr leben?" erwiederte sie. „Auch würde das nichts ändern. Ich bin nicht anders, als ich bin. Keine Geburt kann mich besser oder klüger machen. Wäre das möglich, so wünschte ich wohl, von hoher Geburt zu sein! O, die Eltern, die Eltern! Ich wußte nicht, was das heißt, so lange ich in vollem Vertrauen an der Toni hing. Aber jetzt denke ich wohl zuweilen, ach, sehr oft, daß meine wahre Mutter doch nie so gehandelt haben würde."

„Es handelt manche wirkliche Mutter leider nicht besser!" sagte Celina ernst. „Noth oder Leichtsinn machen die Menschen schlecht und lassen sie Thaten begehen, die sie bei einiger Festigkeit hätten vermeiden können. Freilich kann ich nicht annehmen, daß die wahre Mutter meiner Gertrud so gehandelt haben würde."

„O, wäre sie die ärmste und einfachste Frau, wie würde es mich glücklich machen, sie zu sehen oder nur von ihr zu hören!" rief Gertrud in tiefer Erregung.

„Das ist leider nimmermehr möglich, denn nach allen Anzeichen ist Deine Mutter todt," sagte Celina. „Wohl aber haben Raymond und Duisfelden noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, Deinen Vater zu entdecken."

„Zu entdecken? Dann müßte er noch leben!" rief Gertrud lebhaft.

„Nun, und warum sollte das nicht möglich sein?" sagte Celina. „Schon Deine kurze Erfahrung zeigt Dir, wie wunderbar oft die Wege sind, auf welche die Vorsehung diejenigen leitet, die sie zu einander führen will."

Gertrud saß lange schweigend, verloren in tiefes Nachsinnen. Es freute Celina, daß Gertrud bei der Andeutung, sie könne die Tochter einer Gräfin sein, so wenig Aufregung zeigte. Sie, das Grafenkind, wußte ja am besten, wie wenig Einfluß der Rang auf Herz und Gemüth hat, wie viel Hochmuth, Eitelkeit und Schlechtigkeit sich unter dem Glanze

verbirgt. Saß doch neben ihr eine Perle, nicht gereift in der Sonne des Glanzes und Reichthums, sondern hervorgegangen, wie so vieles Edle, Große und Schöne, aus dem tiefen, dunklen Meere des großen Volkes!

„Was hast Du eigentlich heut, Gertrud?" sagte sie dann, ihre Hand auf den schlanken Nacken Gertrud's legend. „Du scheinst mir unruhiger, als Du zeigen willst. Was ist Dir? Darf ich nicht Alles wissen, was Du fühlst?"

Das junge Mädchen veränderte seine Haltung nicht.

„Ja, ich bin unruhig heut," antwortete sie. „Ich weiß selbst nicht, weshalb."

„Du weißt es nicht, auch wenn Du Dir Mühe giebst, es zu ergründen?" fragte Celina.

„O, Sie werden lachen und mich recht thöricht schelten, wenn ich es sage," antwortete Gertrud. „Ich zürne mir selbst darüber, und doch kann ich es nicht unterdrücken — nein, ich kann es nicht, ich vermag an nichts Anderes zu denken."

Sie sprach diese Worte in ungewöhnlicher Erregung, mit zitternden Lippen, und trotz des schwachen Lichtes, das eine Ampel über den Balkon verbreitete, sah Celina, als Gertrud zu ihr aufblickte, wie ihre Miene und ihr Blick eine seltsame Angst verriethen.

„Aber ich bitte Dich, Kind, so sprich," rief Celina. „Wie könnte ich über etwas lachen, was Dich ängstigt!"

„Ich weiß nicht, wie ich Worte dafür finden soll, ich bin mir selbst nicht klar!" rief Gertrud. „Ich bin besorgt um unsere Freunde."

„Um unsere Freunde?" antwortete Celina. „Wen meinst Du? Das können nur Raymond und Duisfelden sein!"

„Ja. Haben Sie an ihnen heut Nachmittag nichts bemerkt?" rief Gertrud leise, aber lebhaft. „Ist es Ihnen nicht aufgefallen, wie ernst Beide waren, als sie von dem

eigenthümlichen Unternehmen sprachen, das sie ausführen wollten?"

„In der That, es fiel mir auf," antwortete Celina, und ihre Miene wurde ernster. „Aber was meinst Du? Ich weiß durch Raymond Einiges von dem Plane der Männer. Es handelt sich um ein Familien-Geheimniß, möglicher Weise um ein Verbrechen aus früherer Zeit, das man durch eine geheime Nachforschung in Mortoran entdecken möchte. Aber was ist dabei Gefährliches?"

„O eben, theuerste Comtesse, daß ich das nicht weiß und doch so unruhig und angstvoll bin, das quält mich!" rief Gertrud. „Ich sage mir immer, wie thöricht ich bin, etwas für so starke und kluge Männer zu fürchten! Und doch war selbst Herr Duisfelden nicht ohne Besorgniß. Ich las es in seinen Augen, in dem Ton seiner Stimme. Es war mir immer, als müsse er sagen: Gertrud, ich gehe einen schweren Weg — behalten Sie mich in Ihrem Andenken, wenn ich nicht zurückkehre! Und so ähnlich war auch Alles, was er sagte, nur daß er es nicht bestimmt aussprach. Es lastete etwas auf ihm — und dasselbe lastet auf mir — eine Ahnung!"

„Aber Kind, Kind," sagte Celina, „für eine solche Ahnung muß man doch bestimmtere Anhaltspunkte haben! Dieses Mal glaube ich wirklich, daß Du ein kleines, thörichtes Mädchen bist. Was soll daraus werden —"

Sie hatte etwas sagen wollen, was darauf hindeutete, das Verhältniß zwischen Gertrud und Duisfelden könne einst ein noch viel innigeres werden, denn sie war überzeugt davon, daß Otto Duisfelden Gertrud liebe, und die Besorgniß des jungen Mädchens verrieth ja nur zu deutlich, daß diese Liebe erwiedert werde. Aber sie unterbrach sich schnell. Weshalb an dem süßen Reiz einer Knospe rühren, die ihrem Eröffnen still entgegenträumt?

Dennoch verrieth auch ihre Miene, daß sie sehr nachdenklich, ja selbst unruhig geworden war.

„Raymond war ernst, sehr ernst," sagte sie still vor sich hin. „Aber er ist Soldat — er weiß die Gefahr zu verhehlen. Was sagte Dir Herr Duisfelden? Sprich, mein liebes Kind!"

„O, nichts Bestimmtes," antwortete Gertrud, noch immer mit derselben ängstlichen Unruhe. „Er deutete nur an — er schien nicht sprechen zu wollen — vielleicht war es ihm unangenehm, Besorgniß zu zeigen. Aber er sagte mir ein Wort — ein Wort, das mir immer im Ohre tönt. — „Es wird Alles gut, wenn uns nur jener schreckliche Mensch nicht begegnet, den ich in Mortoran vermuthe," — sagte er, ja, so war es! Und dann lächelte er und meinte: „Wir sind ja so zahlreich"!"

„Jener Mensch — jener Pichot?" rief Celina jetzt ebenfalls in plötzlicher Erregung. „Davon sagte mir Raymond nichts — um mich nicht zu ängstigen vielleicht. Mein Gott, wie ist das möglich? Pichot soll ihnen begegnen? Wie kommt Duisfelden auf diesen entsetzlichen Gedanken? Raymond hat mir dunkle Andeutungen gemacht, daß er erst vor Kurzem diesem Manne wieder begegnet, von ihm angegriffen worden. Er scherzte darüber — das ist so die Art dieser Männer, die leider zu verwegen sind. Er sprach davon, Pichot müsse sich irgendwo in der Nähe von Paris verborgen halten — mein Gott!"

Sie sprang auf und drückte die Hände vor das Gesicht. Eine plötzliche Helle durchzuckte ihren Geist. Raymond hatte ihr viel, aber nicht Alles gesagt, da er mit der Wahrheit warten wollte, bis sie enthüllt sei. Aber auch er hatte deutlich durchblicken lassen, daß an einem geheimen Einverständniß Pichot's mit Carey und den übrigen Feinden Raymond's kaum zu zweifeln sei. Jetzt nun fuhr ihr durch den Sinn, wie Pichot sich damals Gaston's ange-

nommen. Ja die Beiden mußten in Verbindung stehen, so unmöglich es zu glauben war. Und wenn der Verbrecher in Mortoran wohnte, wohin die Männer gingen —!

Sie stand lange, während Gertrud in stummer, banger Erwartung zu ihr aufschaute. Sie bemühte sich, ruhig zu werden, ruhig zu überlegen, und ihrem gestärkten und geübten Geist gelang es, obgleich der Kampf ein heftiger war, denn es handelte sich ja um Leben und Tod des Geliebten! Endlich fand sie Worte.

„Gertrud," sagte sie leise, „Deine Befürchtungen sind nicht ganz ungerechtfertigt, aber sie sind zu groß. Raymond, Duisfelden und sein Vater und der Graf d'Elnay sind kluge, erfahrene Männer. Sie werden sich keiner Gefahr aussetzen. Beruhige Dich, Kind! Unser ganzes Dasein wäre ja nur eine einzige fortgesetzte Qual, wenn wir fortwährend vor dem Bösen zittern wollten! Und was können wir thun, auch wenn wir fürchten? Nichts, als Gott vertrauen! Laß uns nicht mehr daran denken, Gertrud! Morgen in aller Frühe schicke ich in irgend einer Angelegenheit zu Raymond. Dann werden wir hören, daß die Männer in Sicherheit sind."

Gertrud fühlte zu viel Verehrung vor jedem Worte und Rath Celina's, um sich demselben nicht widerstandslos zu ergeben. Wohl verrieth ihre Miene, daß die Angst in ihrem Innern keine geringere geworden war. Aber sie sagte kein Wort mehr. Doch auch über etwas Anderes vermochte sie nicht zu sprechen. Madame Vivier kam und erhielt von Celina einige Anweisungen. Dann gingen die beiden Freundinnen in das Innere des Hotels, in ihre Schlafzimmer.

Diese beiden Zimmer lagen neben einander. Celina wollte Gertrud stets in ihrer unmittelbaren Nähe haben. Sie sagten sich gute Nacht mit einem innigen, schwesterlichen Kusse. Aber die Thür zwischen den beiden Zimmern

blieb offen, und sie hörten, daß keine von ihnen sich entkleidete. Celina that, als ob sie lese; auch Gertrud hatte ein Buch genommen. So verging die Zeit bis Mitternacht in der tiefsten Stille.

„Gertrud, warum gehst Du nicht zu Bett?" fragte Celina dann, aufstehend und in die Thür zwischen beiden Zimmern tretend.

„Sogleich, wenn Sie es befehlen, Mademoiselle," antwortete Gertrud.

„Ich befehle nichts, Kind!" sagte Celina. „Bist Du denn immer noch unruhig?"

„Und Sie, Comtesse, sind Sie es nicht mehr?" fragte Gertrud.

„Nur wenig noch," erwiederte Celina. „Ich habe Alles überlegt. Es sind, wenn mir Raymond die Wahrheit sagte, sechs oder sieben Männer. Wie können sie einen Einzelnen zu fürchten haben! Und es sind Polizei-Beamte dabei."

„O — Comtesse — aber jener schreckliche Mensch!" rief Gertrud. „Und wenn er auch nur einen tödtete —!"

„Wir sind wirklich Närrinnen!" sagte Celina. „Die Männer würden lachen, wenn sie uns hörten! Vielleicht sind sie jetzt schon wieder wohlbehalten in ihren Wohnungen."

„O, wenn man das wissen könnte!" rief Gertrud.

„Nun, in aller Frühe, sobald es Tag ist, sende ich zum Grafen d'Elnay," sagte Celina.

„Aber die Stunden bis dahin — diese Stunden!" sagte Gertrud mit dem Ausdruck tödtlicher Qual.

Celina sah sie an, trat zu ihr, zog sie an ihr Herz und sagte leise:

„Wir wollen zusammen wachen, Gertrud!"

„O Dank, tausend Dank, Comtesse!" flüsterte Gertrud. „Ich kann es nicht bemeistern — ich kann nicht!"

„Mein liebes Herz," sagte Celina leise, „möge Dir der Himmel ersparen, was ich so oft erduldet — die Todesangst um die Geliebten! Ich habe gelernt, auszuharren, zu beten und zu vertrauen. Lerne auch Du es — und wäre es, wie ich wünsche, auch nur in dieser einzigen Nacht! Ich bin stärker geworden. Auch mein Herz ist bange — aber ich muß es ertragen."

„Und können wir denn nichts thun, nichts?" rief Gertrud mit flehenden Augen.

„Kind — um Gotteswillen! Was können wir thun? Wie sollen wir retten, wenn so viele und so starke Männer es nicht können? Du bist aufgeregt, vielleicht im Fieber. In wenigen Stunden wird das Alles vorüber sein. Ein Blick Otto's —"

Es flog etwas wie Seligkeit über Gertrud's Antlitz. In diesem Augenblicke der Qual kannte ihr Herz, das ohnehin der Verstellung fremd war, nicht einmal die natürliche Scheu einer keuschen Seele. Ja, ihr Gesicht verrieth das Geheimniß, das sie selbst nicht kannte, sie selbst nicht gestehen konnte, da es erst als Traum in ihr ruhte, als der süße Traum eines ungeborenen Wesens, das sich seines Daseins erst bewußt werden sollte bei dem ersten lebenschaffenden Wort der Liebe von seinen Lippen!

Aber sogleich kehrte die Angst zurück. Zwar suchte sie dieselbe zu bemeistern; doch nur ihr Gesicht, nicht ihr Herz wurde ruhiger.

Celina las aus einem Buche vor, bemüht, sich mehr und mehr hineinzuarbeiten in die Gedanken desselben, und ihre eigenen zu vergessen. So verstrich wieder eine Stunde. Aber plötzlich warf sich Gertrud mit einem Schrei, der Celina vor Entsetzen auffahren ließ, und mit unnennbarer Angst in den verstörten Zügen vor Celina nieder.

„Ich kann nicht mehr, Comtesse!" rief sie. „Ich sterbe! O, fühlen Sie mein Herz, wie weh es thut — mein Blut,

wie es glüht! Weisen Sie mich von sich, ich bin eine Unsinnige. Aber ich kann es nicht ertragen. Ich muß hinaus. Sie sind in Gefahr — sie sind es! Ich weiß, daß sie an uns denken, Raymond an Sie, Duisfelden an mich — o, und wenn er nicht an mich denkt — so ist er doch in Gefahr. Es ist mir, als sehe ich ihn — wie damals als die Waffe auf ihn gerichtet war. Und ich bin nicht da — und er stirbt!"

Was war das? Krankheit, Aufregung oder der Einfluß einer anderen, unerklärlichen Macht? Einen Augenblick lang starrte Celina das junge Mädchen, das sich qualvoll zu ihren Füßen wand, voll Schrecken an. Dann beugte sie sich nieder, hob sie empor.

„Ja, komm hinaus! Es wird uns Beiden besser sein!" sagte Celina.

„O — Gott sei gedankt!" seufzte Gertrud. „Wohin? Nach Mortoran — zu dem Grafen d'Elnay?"

„Wohin Du willst!" sagte Celina. „Kann ich Dich denn zu meinen Füßen sterben lassen? Wir wollen hinaus!"

Gertrud's Gesicht leuchtete vor Wonne. Aber ihre Unruhe und Ungeduld blieb.

„Ein seltsames Kind! Viel, viel reicher an Empfindung und Leidenschaft, als dieses Engelsgesicht verräth!" flüsterte Celina vor sich hin. „Und wenn sie Recht hätte? Wenn diese Stimme in ihrem Innern wahr spräche und die Männer wirklich in Gefahr wären!" —

War es Zufall, daß Gertrud fast in demselben Augenblick von diesem Uebermaß von Angst ergriffen wurde, in welchem das dröhnende Schließen der Thür die Männer in dem geheimen Zimmer von Mortoran davon benachrichtigte, daß ihr Todfeind in der Nähe sei? Ja, es war Zufall, so weit es in der Verkettung menschlicher Schicksale einen Zufall giebt. Zwar behaupten Manche — und sie stützen sich dabei auf die Zeugnisse bekannter Männer und guter Be-

obachter — daß der Gedanke in die Ferne wirke, namentlich der angsterfüllte Gedanke an ein geliebtes Wesen, daß die Seele, die eng mit der unseren verschmolzen ist, auch in der Ferne unser Leiden mitfühle. Aber wer weiß nicht, daß trotzdem so oft selbst ein nahes, uns innig verbundenes Wesen unsere Gefahr nicht ahnt, vielleicht scherzt und lacht, während unsere Gedanken in Todesqual sich mit ihm beschäftigen! Möglich, daß es zarter organisirte Wesen giebt, auf welche die Macht des Geistes selbst aus weiter Ferne wirkt. Aber die Erfahrung weiß nichts von einem bestimmten derartigen Gesetze der Natur; man könnte die Möglichkeit desselben nur aus einer großen Anzahl erprobter Thatsachen beweisen. In diesem Falle lag die Erklärung auf dem einfachen Wege näher. Otto Duisfelden's geheimnißvolles, schwermüthiges, von einer Ahnung niedergedrücktes Wesen hatte dieselbe Ahnung, dieselbe Unruhe in der Seele wachgerufen, deren geheimste Empfindungen ihm gewidmet waren, und ihre lebhafte Einbildungskraft, die Vorstellung aller möglichen Ereignisse hatten die Angst Gertrud's bis zum Unerträglichen gesteigert. Vielleicht, daß sie sich auch in jenem erregteren Zustande befand, der so oft gerade bei fein organisirten Naturen die jugendliche Entwicklung begleitet, in einem Zustande von größerer Reizbarkeit, von leichterer Hingabe an eine unbestimmte Unruhe — genug, es bedurfte jener räthselhaften Wirkung aus weiter Ferne nicht, um eine Erklärung dessen zu finden, was in ihr vorging.

Sobald Celina einmal entschlossen war, handelte sie mit der Energie, die sie sich in den ernsten Verhältnissen der letzten Jahre erworben. Sie ließ einen alten und erprobten Diener wecken, sagte ihm, daß sie genöthigt sei, auszufahren und daß er sie begleiten solle, und bat ihn, so wenig Aufsehen als möglich zu machen, da sie mit dem frühen Morgen zurück sein würde. Bleibe sie länger, so

solle dem Grafen, ihrem Vater, gesagt werden, sie mache eine Morgenpromenade und würde spätestens um acht Uhr zurückkehren. Doch schlief der alte Graf gewöhnlich bis zu dieser Zeit, und es ließ sich nicht annehmen, daß sie bis dahin noch keine Gewißheit erhalten haben und nicht wieder im Schlosse sein würde.

Der alte Diener war nicht gewöhnt, seine verehrte Herrin nach den Gründen ihrer Handlungen zu fragen, selbst wenn diese seltsam schienen. Alles wurde angeordnet. Für jeden Fall ließ Celina noch einige Zeilen an ihren Vater zurück. Dann bestieg sie mit Gertrud und dem Diener den Wagen und verließ das Hotel.

Wohin nun zuerst? Nach Mortoran? Nein. Das wäre Zeitverschwendung gewesen für den Fall, daß die Herren schon von dort zurückgekehrt waren. Also entweder nach der Wohnung Raymond's oder des Grafen d'Elnay. Celina zog das letztere vor. Nach einer kleinen Viertelstunde war die Rue Taitbout erreicht. Der Diener, dem seine Herrin sagte, daß sie den Grafen gern sprechen möge, weckte den Portier und ging in die Wohnung des Grafen. Er kam nach zehn Minuten, in welchen Celina und Gertrud mit verschlungenen Händen in dem Wagen gesessen, zurück und meldete, daß der Graf, seitdem er am Abend mit sieben anderen Herren das Hotel verlassen, noch nicht zurückgekehrt sei.

Celina überlegte. Wenn sie nach Mortoran fuhr, so war es leicht möglich, daß sie die Zurückkehrenden verfehlte. Sie fragte Gertrud um Rath. Das junge Mädchen, etwas ruhiger und zuversichtlicher geworden, seitdem es galt zu handeln, antwortete, daß es nöthig sei, wo möglich in Begleitung von Beamten nach Mortoran zu fahren. Denn sei dort wirklich irgend etwas geschehen, was ihren Freunden Gefahr bringe, so könne die Anwesenheit zweier Frauen nichts darin ändern. Der Rath war einleuchtend. Aber

wie sollte er ausgeführt werden? Celina sann nach. Ihre weibliche Schüchternheit sträubte sich gegen jedes öffentliche Auftreten, gegen jedes Hineinziehen fremder Persönlichkeiten in diese Angelegenheit. Aber andererseits konnte sie sich nicht verhehlen, daß jede Zögerung bedenklich war, wenn dort, in Mortoran, wirklich Gefahr drohte. Sollte Rallot nicht irgend etwas hinterlassen haben?

Sie kannte die Wohnung und die Polizei-Station des Beamten von Bonargies her; Raymond, der mit Rallot Pichot's wegen Briefe wechselte, hatte sie ihr genannt. So fuhr sie denn nach der Station in der Nähe der Barrière de Montmartre. Dieses Mal mußte sie allein das Wort führen, und sie nahm Gertrud mit sich. Beide trugen dunkle Mäntel mit Kapuzen, die ihre Gesichter fast verbargen. Celina wandte sich an den Sergeanten, der vor der Thür stand, und fragte ihn, wer die Wache auf dem Posten habe. Der Sergeant, eine Dame von Stande in ihr erkennend, antwortete ihr, im Augenblick sei der Chef selbst anwesend, um den Bericht über einige kleine Expeditionen zu hören, die man zu verschiedenen Zwecken abgesendet. Er sagte, daß der Chef im Augenblick zu sprechen sein werde, und ließ die beiden Damen inzwischen in ein besonderes Zimmer treten.

Einige Minuten darauf erschien der Polizei-Beamte, ein höflicher Mann von guten Manieren. Celina theilte ihm, nachdem sie ihn um seine Diskretion gebeten, nicht ohne Verlegenheit den Zweck ihrer Anwesenheit mit. Sie sagte, daß ihre junge Begleiterin von einer großen Unruhe ergriffen worden sei, als sie gehört, daß sich in Mortoran vielleicht der Mann befinde, der schon einmal einen Angriff auf eine Person gemacht, die ihr werth sei. Der Beamte hörte sehr aufmerksam zu, obwohl er mehr von dieser Angelegenheit wußte, als Celina selbst. Dann überlegte er, verließ die Damen und kam nach einigen Minuten mit einem

erbrochenen Briefe zurück. Es war das Schreiben Rallot's, das dieser zurückgelassen.

„Meine Damen," sagte er, „ich kann es nicht leugnen, daß Sie mich selbst ein wenig unruhig gemacht haben. Die Deposition Rallot's, eines meiner besten Beamten, bestätigt diese Unruhe. Ich habe sie früher eröffnet, als Rallot wünschte, aber das hat nichts zu sagen. Er bittet darin, Nachforschungen nach ihm anzustellen, wenn er bis zwölf Uhr Mittags nicht zurück sei, und erklärt darin auf das Bestimmteste, Pichot befinde sich in dem Schlosse. Wir vermutheten das bis jetzt nur, und ich werde Rallot dafür tadeln müssen, daß er mir nichts von der Gewißheit, die er erhalten, mitgetheilt, denn es ist von der größten Wichtigkeit, jenen Menschen so schnell als möglich zu fangen. Wie leicht kann er seinen Schlupfwinkel verlassen! Ich werde sogleich meine Dispositionen treffen und mich dann selbst in Begleitung einiger Beamten nach Mortoran begeben. Wollen Sie vielleicht an dieser Expedition Theil nehmen?"

Celina zögerte mit der Antwort. Sie blickte auf Gertrud. Die Augen des jungen Mädchens hafteten flehend auf ihr.

„Mein Wunsch ist seltsam," erwiederte sie. „Aber ich möchte mich in der That überzeugen, ob die Gefahr vorüber ist."

„Sie haben nicht Unrecht," sagte der Beamte. „Ich will Sie nicht ängstigen — aber wo Pichot ist, ist Gefahr. Ich will versuchen, mich des Menschen zu bemächtigen. Gelingt uns das, so ist für die Herren nichts zu besorgen. Rallot spricht in seiner Deposition von einem geheimen Zimmer, dessen Lage er nicht genau angeben kann. Nun, das ist Nebensache. Die Herren werden sich in der Gesellschaft des erfahrenen Rallot schon zu helfen wissen, wenn sie mit Pichot nicht zusammentreffen, der übrigens heut Abend zwischen neun und zehn Uhr in der Straße gesehen worden sein

soll, in welcher Monsieur de Mortoran wohnt. Im Uebrigen freut es mich, der Comtesse Bonargies, deren Vater ich verpflichtet bin, einen Dienst erweisen zu können. Rechnen Sie auf meine Diskretion."

Er fügte einige Worte hinzu, aus denen hervorging, daß der Vater Celina's ihm vor langen Jahren einmal einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet. Celina, beruhigter über ihr seltsames Beginnen, bot ihm ihren Wagen an. Er nahm ihn an, indem er bemerkte, daß ein anderer Wagen für die Sergeanten, die ihn begleiten sollten, schon bereit stehe.

Nach zehn Minuten fuhren sie ab. Celina sprach mit dem Beamten über verschiedene Gegenstände von allgemeinem Interesse, kam aber dann doch auf Porzi zu sprechen und wollte hören, in welchem Verhältniß derselbe zu Pichot gestanden. Da er hinzufügte, daß er ihre Mittheilungen als rein gelegentliche von privater Natur betrachten werde, so trug die Comtesse kein Bedenken, ihm ihre Vermuthungen mitzutheilen. So fuhren sie schnell durch die allmählich anbrechende Dämmerung.

Während dieser ganzen Fahrt hielt Celina die Hand Gertrud's in der ihrigen. Je heller es wurde, desto deutlicher erkannte sie die Bläſſe in Gertrud's Zügen. Sie flüsterte ihr einige Worte zu. Gertrud versuchte zu lächeln.

Zwei Wagen, die ihnen entgegenkamen, verursachten einigen Aufenthalt. Ein Sergeant hatte in einem derselben den Wagen des Grafen d'Elnay erkannt, und der Beamte befragte die Kutscher, die sich in einer gewissen Unruhe befanden. Sie sagten, sie hätten vergebens gewartet, glaubten, ihre Herren verfehlt zu haben und seien deshalb, den Anweisungen derselben gemäß, auf dem Rückweg nach Paris. Doch hätten sie soeben den Beschluß gefaßt, noch einmal zurückzukehren, um zu sehen, ob ihre Herren nicht doch noch nach der verabredeten Stelle gekommen seien. Der Beamte

sagte ihnen, sie würden gut daran thun, diese Absicht auszuführen. Uebrigens gab diese Mittheilung Allen zu denken. Ungefähr um zehn Uhr mußten die Männer das Schloß betreten haben. Jetzt war es heller Morgen geworden. Was hielt sie so lange in Mortoran auf? Es war einleuchtend, daß nur Gründe von Wichtigkeit sie bewegen konnten, so lange zu bleiben; denn am hellen Tage konnten sie weit leichter bemerkt werden, wenn sie das Schloß verließen.

Als sie Mortoran erreichten, lag das Schloß im Glanz der Morgensonne vor ihnen. Nirgends zeigte sich eine Spur von Leben. In dem begleitenden Wagen befanden sich sieben Sergeanten, sämmtlich mit Karabinern bewaffnet. Der Beamte gab ihnen seine Befehle. Drei sollten sich so aufstellen, daß sie die Ausgänge des Schlosses im Auge behielten; vier sollten ihn begleiten.

Die Wagen hielten in der großen Allee, an einer Stelle, an welcher sie vom Schlosse aus nicht bemerkt werden konnten. Celina wollte im Wagen bleiben. Gertrud aber, die, als müsse es so sein, mit dem Beamten ausstieg, zog sie ohne ein Wort zu sagen, mit sich fort. So folgten die beiden Freundinnen dem Beamten, der sich lächelnd mit den Worten zu ihnen wandte:

„Meine Damen, es ist eigentlich nicht erlaubt, andere Personen, als Beamte, bei einer solchen Expedition zuzulassen — und dies ist jetzt eine wirkliche Expedition. Aber die besonderen Umstände mögen es entschuldigen. Ich werde Sie, wenn es später nöthig werden sollte, als unsere Führerinnen bezeichnen. Im Uebrigen darf ich Sie wohl ersuchen, kein Wort zu sprechen, überhaupt nichts zu thun, was unsere Expedition unterbrechen könnte. Sie ist nicht ohne Gefahr — ich mache Sie darauf aufmerksam!" —

Noch einmal wollte Celina Gertrud zurückhalten. Aber diese schien nichts mehr zu hören. Celina's Hand krampf-

haft mit der ihrigen haltend, den Kopf gesenkt, die Augen halb geschlossen, flüsterte sie:

„Kommen Sie! Wir werden bald die Wahrheit wissen! Ich vertraue auf Gott!"

Es war nicht leicht, ohne Aufsehen zu erregen, in so früher Morgenstunde Einlaß in Schloß Mortoran zu erhalten. Der Chef trat allein vor, während alle Anderen sich hinter der Taxus-Wand verbargen, und klingelte. Nach geraumer Zeit erschien ein Bursche. Der Chef sagte ihm, daß er den alten Martin sprechen müsse — er war also bereits von den Verhältnissen in Mortoran im Allgemeinen unterrichtet. Der Bursche ging, die Gitterthür offen lassend, die jetzt sogleich von den Sergeanten besetzt wurde. Einer von diesen blieb an derselben zurück. Die Anderen folgten mit ihrem Chef und den Damen dem Burschen, der ein höchst erschrockenes Gesicht machte, als er die Karabiner bemerkte, und nicht übel Lust hatte, um Hülfe zu rufen. So gelangten sie über den Hof zu der Wohnung des alten Martin.

Der Chef ging zu diesem in das Zimmer. Er mochte ihm sehr deutliche Beweise von dem eigentlichen Wesen des Gastes, der sich jetzt in Mortoran aufhielt, beigebracht haben, denn als er wieder mit dem alten Manne erschien, der sich in aller Hast angekleidet hatte, sah der alte Martin sehr bleich und verstört aus und murmelte scheu und erschreckt:

„Wer hätte das denken können! Ich habe ihn nicht wieder erkannt — den Pichot — Gott sei bei uns! Er muß meinen gnädigen Herrn betrogen haben. Ach, es ist eine schlechte Zeit. Alles ist so verkehrt, Alles so verworren!"

Er ging voran, nach dem Zimmer Pichot's. In der Nähe desselben blieben die Frauen zurück. Die Sergeanten, die Karabiner gespannt, öffneten die Thür. Sie war von

innen nicht verschlossen. Das Zimmer war leer — das Bett im Nebenzimmer unberührt — beide Zimmer in Unordnung. Dietriche, Brecheisen lagen auf dem Boden. Auch sah man hier und dort verstreutes Pulver und kleine Schwefelstückchen. Der Chef musterte Alles aufmerksam und berieth sich leise mit den Sergeanten. Dann ließ er alle Aus- und Eingänge der beiden Zimmer verschließen und nahm die Schlüssel an sich.

„Was nun?" sagte er. „Pichot ist hiergewesen. Aber wo ist er jetzt? Wo ist das geheime Zimmer?"

„Das geheime Zimmer?" fragte der alte Martin überrascht. „Sollte er dort sein?"

„Möglich. Aber wo ist es?" fragte der Beamte. „Wir haben Eile!"

„Ich weiß nicht, wo es ist, nur, wo es sein soll," antwortete der alte Mann, den die unerwartete Störung am frühen Morgen, die vielen Fragen und jetzt noch außerdem die Erwähnung des geheimen Zimmers vollkommen verwirrt hatten.

„Aber wo vermuthen Sie es? Nur schnell, lieber Freund! In welchem Theile des Schlosses liegt es?"

Martin machte seine Angaben so gut er konnte und wußte. Er bezeichnete den Flügel, in welcher, einer alten Tradition zufolge, ein geheimes Zimmer sich befinden sollte, obgleich er es, trotz mancher Nachforschungen, nie hatte entdecken können

„Nun, so führen Sie uns nach jenem Flügel!" sagte der Beamte.

„Aber ich weiß die geheimen Gänge nicht, ich kenne die Thüren nicht, ich habe keinen Schlüssel!" rief der alte Mann.

„Gleichviel — wir werden schon sehen!" lautete die Antwort.

Und Martin schritt voran.

Der Beamte machte ein Zeichen, daß man nicht sprechen und sehr leise gehen solle. So kamen sie in den Flügel, in welchem in der That das geheime Zimmer lag. Aber nun fehlte es an jedem weiteren Fingerzeig.

Der Beamte legte den Finger auf den Mund und lauschte. Dann lauschte er bald an dieser, bald an jener Wand. Plötzlich sah man sein Auge blitzen.

„Welche Zimmer liegen dort nach rechts?" fragte er. „Und haben Sie die Schlüssel?"

Martin bejahte die letztere und beantwortete die erste Frage.

„Ich bitte: auf den Zehenspitzen!" sagte der Beamte, und ging voran, leise wie ein Panther.

Dann winkte er den Sergeanten und den Frauen, zurückzubleiben, nahm ein Pistol hervor, spannte den Hahn und öffnete geräuschlos eine Thür, die nur angelehnt war. Sobald sie geöffnet war, hörten Alle deutlich einige Worte, die im nächsten Augenblick verklangen.

Der Beamte machte den Sergeanten ein Zeichen, ihm leise zu folgen. Den Frauen winkte er, zurückzubleiben. Sie folgten dennoch. Gertrud, die in der letzten Viertelstunde etwas ruhiger geworden war, umfaßte den Arm Celina's wieder mit fieberhafter Heftigkeit.

So durchschritten sie ein großes, schönes Zimmer. Man hörte nichts. Der Beamte stand still, lauschte. Plötzlich erhob sich Pichot's Stimme. Sie klang eigenthümlich, als spreche er in eine Oeffnung hinein, und die Worte waren wegen des dumpfen Schalles schwer zu verstehen. Der Beamte machte ein verwundertes Gesicht, schüttelte den Kopf, gab aber dann den Sergeanten das Zeichen, die Karabiner zu spannen und ließ sie dicht zu sich treten. Er stand an einer Thür, die ebenfalls nur angelehnt war, und öffnete sie sehr vorsichtig und geräuschlos.

Da, in dem dunklen Kabinet, das eine brennende Kerze erleuchtete, kauerte Pichot auf einem großen und hohen Wandschrank, den er vermittelst eines Tisches und eines darauf gestellten Stuhles erklommen hatte. Er lauschte nach der Oeffnung hinein, die er, wie man sah, frisch in die Wand gemacht. Seine rechte Hand ruhte auf einem kleinen grauen Pakete, neben dem ein anderes Paket in gelbem Papier lag. Er ahnte nicht, daß man die Thürw eiter geöffnet; seine ganze Aufmerksamkeit schien den Worten zugewendet, die man dumpf aus einem wahrscheinlich dahinter liegenden Zimmer vernahm. Gertrud, die hinter den Sergeanten fast auf der Schwelle stand, preßte heftig Celina's Arm. Aber dieses Mal schien es eine freudige Heftigkeit. Das Roth kehrte auf ihre Wangen zurück.

In diesem Augenblick begann Pichot jene gräßlichen Worte, in denen er erklärte, daß er des Spielens überdrüssig sei. Der Beamte gab leise das Zeichen, die Karabiner zu erheben. Und in jenem Augenblick sprach Gertrud, ruhig und mit leuchtenden Augen bis mitten in das Zimmer tretend die Worte:

„Es ist ein Gott und es siegt seine Gerechtigkeit!" —

— — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Jene Worte, welche der Beamte Pichot zurief, und der Wirkung wegen mit einem Pistolenschuß begleitete, hatten ihren Grund in der Bewegung, die Pichot machte, nachdem er einen Moment zusammengezuckt war. Es war klar, daß er eines der beiden Pakete in Brand setzen und wahrscheinlich durch die Oeffnung in das geheime Zimmer werfen wollte. Die Kugel des Beamten hatte jedoch die Wirkung, daß er die Hand und auch den Kopf sinken ließ, nachdem er einen verwirrten, thierisch-starren Blick auf die Sergeanten geworfen, deren Karabiner fest auf ihn gerichtet waren.

Was in jener Minute in Pichot vorging, wer kann es

sagen? Noch waren die Opfer in seiner Hand — noch hatte er nur nöthig, eines der Päckchen hinabzuwerfen. Aber dann erkaufte er die Süßigkeit der Rache mit seinem Tode, denn die Sergeanten waren nicht die Männer, die gezögert hätten, den Befehl ihres Chefs auszuführen. Und wenn er mit Jenen zugleich starb — was wurde aus Gaston? Welch' Chaos von Gedanken mochte sich in dem Kopfe des Mannes zusammendrängen, dem soeben eine Engelsstimme den Sieg der Gerechtigkeit verkündet hatte? Als habe ihn wirklich eine Kugel getroffen, so saß er da, den Kopf tief hängen lassend.

„Nun, komm herunter, Patron!" sagte der Chef. „Wie lange sollen wir warten?"

Pichot ließ den Blick wieder durch das Zimmer schweifen, und Celina und Gertrud — Beide versicherten später, sie hätten in diesem Augenblick ein tiefes und entsetzliches Mitleid mit dem Verbrecher gefühlt. Denn es lag etwas in diesem Blick, was wirklich auf ein menschliches Gefühl, auf einen gewaltigen inneren Schmerz deutete. An Niemand anders als an seinen Sohn konnte er in diesem Augenblick gedacht haben.

Einige Sekunden später war er der alte Pichot, oder schien es wenigstens zu sein. Er schickte sich an, herabzusteigen.

„Ihr habt mich gut atrappirt! Ich bin in einer Mausefalle!" sagte er. „Wer Teufel hat Euch geheißen, hierher zu kommen und mich zu stören? Nun, ich komme, meine Herren! Widerstand wäre vergebens, wie ich sehe. Seit wann ist denn die löbliche Polizei von so schönen, jungen Damen begleitet? Ah — jetzt weiß ich — weil sie Glück bringen! In der That, das Sprüchwort hat Recht! Junge Mädchen Morgens bringen Glück. Ich merke es an mir!"

Er lachte kurz. Auch dieses Mal verbarg er den Tiger

unter dem Anschein guten Humors. Denn in dem Moment, in welchem er that, als ob er vorsichtig von dem Stuhl auf die Tischplatte niederstieg, und er den einen Fuß prüfend voraussetzte, sprang er mit Blitzesschnelle auf die Sergeanten zu, deren Schüsse in demselben Augenblick in die Luft krachten und das Zimmer in seinen Grundfesten erschütterten, ohne zu treffen. Es war ein Moment, in welchem Pichot hätte frei sein können. Aber der Chef schlug mit einem kurzen Lachen die Thür des Zimmers vor ihm zu und sagte:

„Halt, mein Freund!"

Pichot taumelte zurück, auf Gertrud, die in dem Moment, in welchem Pichot jenen Sprung machen wollte, mit Celina das Zimmer hatte verlassen wollen. Pichot stieß einen Schrei aus — nicht einen Schrei des Schreckens, sondern der Freude.

„Ich tödte sie, ich schwöre es, wenn Ihr mich anrührt!" rief er, und mit der unbeschreiblichen Schnelligkeit, mit der er alle seine Bewegungen ausführte, hatte er mit der Linken Gertrud's Arm ergriffen und die Rechte auf Gertrud's Brust gesetzt. Es funkelte die Schneide eines Messers in dieser Hand.

„Laden Sie Ihre Waffen, meine Herren!" sagte der Beamte. „Nachher wollen wir weiter sehen! Ich dachte es mir, es war nicht gut, daß die Damen uns begleiteten. Nun, wir wollen sehen!"

Die Ladestöcke rasselten in den Karabinern. Gertrud stand ruhig, etwas bleich, aber mit heiterer Miene, hellem Auge. Entweder sie hatte keine Ahnung von der Gefahr, die ihr drohte, oder diese Gefahr schien ihr verächtlich.

„Es ist mir gleich, wenn ich auch sterbe," sagte sie mit klarer Stimme. „Wenn nur unsere Freunde gerettet sind!"

„Die Herren sind gerettet," sagte der Beamte. „Und auch Sie bitte ich, keine Furcht zu hegen. Dieser Mann

muß wahnsinnig geworden sein, daß er einen solchen Narrenstreich ausführt, von dem er weiß, daß er ihn niemals retten wird."

Celina lehnte sich gegen die Wand. Sie war todtenbleich, vollkommen erschöpft. Wie fast immer bei solchen Gefahren, litt sie mehr im Anschauen Gertrud's als diese selbst, denn Gertrud sagte lächelnd:

„Ich bitte Sie, theure Comtesse, beruhigen Sie sich. Ich fürchte mich nicht!"

„Nun, Pichot, was soll das bedeuten?" fragte der Chef. „Machen wir ein Ende! Was bezwecken Sie mit dieser Komödie?"

„Meine Freilassung!" antwortete Pichot. „In dem Moment, in welchem man mich angreift, stoße ich das Messer in das Herz dieses Mädchens!"

„Sind die Karabiner geladen?" fragte der Beamte. „Gut! Comtesse, verlassen Sie das Zimmer, ich bitte. Dieser Mann will Gewalt. Er mag sie haben. Entweder Sie lassen den Arm jener Dame fahren, oder ich kommandire Feuer!"

„Um Gotteswillen — er tödtet sie!" rief Celina, die Hände faltend, in Todesangst. „Was ist das Leben eines solchen Menschen gegen das dieses jungen Mädchens. Lassen Sie ihn gehen. Er wird der Gerechtigkeit nicht entfliehen."

„Die Comtesse Bonargies hat Recht," sagte Pichot. „Lassen Sie mich gehen. Wenn nicht, so stirbt dieses Mädchen!"

„Ich werde es überlegen," sagte der Chef. „Ich will vorher mit Rallot sprechen. Wo ist der Zugang zu dem geheimen Zimmer?"

„Der Schlüssel ist in der rechten Tasche meines Rockes," sagte Pichot. „Lassen Sie ihn herausnehmen. Aber ich warne Sie nochmals! Keine Hinterlist! Sie kennen mich,

ich halte Wort! Es ist der dicke, runde Schlüssel, der wie eine Röhre aussieht."

„Nehmen Sie den Schlüssel heraus," sagte der Chef zu einem Sergeanten. „Und rühren Sie den Mann weiter nicht an. Wo ist der Eingang zu dem Zimmer?"

Pichot wartete mit der Antwort, bis der Sergeant, dessen Bewegungen er mit den Augen eines Luchses verfolgte, ihm den Schlüssel aus der Tasche genommen. Dann bezeichnete er das Zimmer und die Thür. Einer von den Sergeanten ging mit Martin, um die Männer zu befreien. Pichot hatte kurz angedeutet, daß er sie eingeschlossen.

„Aber Pichot, sagen Sie nur, was Sie mit Ihrer Tollheit beabsichtigen?" fragte der Chef. „Daß wir Sie nicht gehen lassen, versteht sich ganz von selbst."

„So sind Sie für den Tod dieses jungen Mädchens verantwortlich," erwiederte Pichot ruhig. „Lassen Sie doch der Dame einen Stuhl reichen. Es muß ihr ja beschwerlich werden, so lange zu stehen."

Der Chef, jeder Bewegung Pichot's mit den Augen folgend, nahm selbst einen Stuhl. Gertrud lehnte ihn ab. Sie sagte, sie fühle sich vollkommen stark und kräftig. Ihr Auge glänzte in verklärtem Leuchten. Die Freunde waren gerettet — durch sie! Was nun geschah, war ihr gleich. Celina lehnte noch immer an der Wand. Gertrud wechselte zuweilen freundliche Blicke mit ihr, Blicke inniger Zuneigung und süßer Genugthuung. Es war eine Scene, deren Seltsamkeit und Furchtbarkeit Alle mit Grausen erfüllen mußte, nur Gertrud selbst nicht.

„Warten wir, bis Rallot kommt," sagte der Chef. „Ich will seinen Rath hören."

„Er mag Ihnen rathen, was er will," erwiederte Pichot finster, „ich bleibe bei meiner Bedingung!"

Es trat eine lange, lange Pause ein. Celina setzte sich; Gertrud stand ruhig neben Pichot, der wie eine Bildsäule

in seiner Stellung verharrte, mit der Linken Gertrud's Arm dicht an der Schulter haltend, mit der Rechten ihr Herz bedrohend. Gertrud blickte fast mit einem Lächeln empor; zuweilen flüsterten ihre Lippen. Was konnte es anders sein, als ein Dankgebet?

Endlich hörte man Schritte und Stimmen. Die Thür zu dem dunklen Kabinet wurde weit geöffnet. Es erschienen die weißhaarigen Köpfe des alten Duisfelden und d'Elnay's, die hohen Gestalten Otto's und Raymond's. Schon hatte ihnen der Sergeant berichtet, was geschehen. Stumm näherten sie sich der Thür. Wer mag die Innigkeit der Blicke beschreiben, die auf Gertrud und Celina ruhten? Wer den Ausdruck dieser Mienen? Gesprochen wurde kein Wort.

„Monsieur Rallot," rief der Chef, „ich müßte Sie eigentlich tadeln, daß Sie mich auch nur einen Augenblick über den Aufenthalt dieses Menschen in Unkenntniß gelassen. Aber es handelt sich jetzt um andere Dinge. Pichot verlangt seine Freilassung, sonst will er diese junge Dame, deren er sich leider bemächtigt, tödten. Was ist in dieser Lage zu thun?"

Rallot trat vor und seine Blicke ruhten eine Minute lang auf Pichot, der sie mit wildem, fast verächtlichem Trotz erwiederte. Wenn es irgend Jemand auf der Welt gab, der seine Beute — und diese Beute! — zu bewahren suchte, so war es Rallot.

Er trat zu dem Chef und flüsterte mit ihm. Pichot's Augen hingen an ihren Lippen. Man sah, wie er das Messer Gertrud's Brust näherte, wie die Spitze der Schneide das Kleid Gertrud's berührte. Wer hätte sich, wenn er ihr still lächelndes Antlitz schaute, des Gedankens an das Opferlamm erwehren können? Otto und Raymond waren so bleich, wie Celina.

„Ich weiß, was Ihr sprecht," sagte Pichot dann spöttisch. „Ihr wollt mir mit einem Schuß den Kopf zerschmet-

tern. Aber noch im Sterben werde ich Zeit haben, mein Werk zu vollführen. Meine Freilassung oder den Tod dieses Mädchens!"

„Aber Pichot, Keiner von uns kann die Verantwortung übernehmen, Sie freizulassen!" rief der Chef.

„Mir gleichviel!" antwortete Pichot trotzig. „Die Herren mögen überlegen, wieviel das Leben dieses Mädchens werth ist."

„Pichot, ich verspreche Ihnen, daß ich auf Milderung Ihrer Haft antragen will, wenn Sie sich jetzt vernünftig zeigen," sagte der Chef.

„Bah — Sie denken, mit Speck fängt man Mäuse!" rief Pichot lachend. „Aber, das müssen dumme Mäuse sein. Nun, mildere Haft ist Haft so gut wie jede andere. Ich danke dafür. Ich will Ihnen meine Absicht rund heraus sagen. Hier ist meines Bleibens nicht mehr, es scheint mir, als ob mir hier in Paris und in Frankreich Alles mißglücke. Jeder hat einmal seine schlimme Zeit — sie scheint für mich gekommen. Ich will nach Amerika. Sie werden mir das nicht glauben; aber es ist so. Ich habe einen Blick für meine Verhältnisse. Hier kann ich mich nicht halten, schon weil mir die Verbündeten fehlen. Ich bin mit meinen alten Kameraden zerfallen — ich weiß keinen Zufluchtsort. Dieser hier war der letzte, den mir der Zufall bot. Sie sehen, ich spreche die Wahrheit. Also lassen Sie mich gehen! Weshalb soll ich auf's Schafott? Alte Thaten zu rächen? Die sind doch einmal geschehen, und Neues kann ich nicht unternehmen. Paris ist mir verschlossen. Ich gebe Ihnen mein Wort, mein Manneswort, daß ich Frankreich verlasse. Sollen wir ewig hier stehen? Es wird nicht anders. Dieses Mädchen ist in meiner Gewalt, sie ist meine Waffe. Ich gehe mit ihr vor das Schloß — hinein in den Wald. Sie mögen mich begleiten. Sie geben mir hier vor allen diesen Herren das Ehrenwort, mich in der ersten halben Stunde

nicht zu verfolgen. Das ist mir genug. Sie werden Ihr Wort halten. Später mag geschehen, was da wolle. Werde ich dann gefangen, so ist die Partie Leben beendet. Uebrigens" — fügte er hinzu, den Kopf trotzig aufwerfend — „kann man mir nichts beweisen, als einige Mordanfälle, und auf denen steht nicht der Tod!"

„Nun, meine Herren, was sagen Sie zu diesen Vorschlägen!" sagte der Beamte die Achseln zuckend. „Hat man jemals einen Verbrecher so mit der Polizei verhandeln hören? Was sagen Sie, Herr Graf? Sie sind ein Mann von Fach!"

„Der Fall ist ein so außerordentlicher, daß ich kaum ein Urtheil abzugeben wage," sagte Graf d'Elnay. „Dieses junge Mädchen, dessen Leben uns über Alles kostbar ist, befindet sich in der Gewalt jenes Elenden. Können wir es nicht retten, ohne ihn freizulassen, so mag es geschehen. Er entgeht der Gerechtigkeit nicht. Lassen Sie ihn gehen; ich übernehme jede Verantwortung. Wir dürfen wegen der Möglichkeiten der Zukunft nicht dieses Leben gefährden! Ich weiß, weshalb Sie frei sein und wohin Sie gehen wollen, Pichot. Sie wollen einer gewissen Person melden, was geschehen."

„Ich werde dorthin gehen, wo ich sicher bin!" antwortete Pichot hohnlachend.

„Gut, lassen Sie ihn gehen!" sagte jetzt auch Rallot. „Wir finden ihn doch!"

„Ha, Du Schuft, denkst Du, ich hätte nicht gesehen, daß Du zwei Sergeanten ein Zeichen gegeben?" rief Pichot. „Sie sollen mir folgen. Meinetwegen! Ihr fangt mich doch nicht — Ihr wißt, wie oft Ihr mir vergebens auf der Ferse gewesen seid!"

„Gut denn!" rief der Chef. „Gehen Sie, Pichot. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß binnen einer halben Stunde Ihnen Niemand folgen wird."

„Auch nicht diejenigen, die Rallot abgesendet hat?" fragte Pichot.

„Auch diese nicht — Niemand!" antwortete der Chef. „Aber, Pichot, ich sage Ihnen, machen Sie Ihr Wort wahr, verlassen Sie dieses Land, wenn es Ihnen gelingt. Ich werde von jetzt ab mich für persönlich verpflichtet halten, Sie zu fangen, um das Außergewöhnliche meines heutigen Benehmens gut zu machen. Das wird meine beste Entschuldigung bei meinen Vorgesetzten sein."

„Und auch die anderen Herren verpflichten sich, mir nicht zu nahe zu treten?" fragte Pichot.

„Die anderen Herren werden dem Henker nicht vorgreifen," antwortete der Chef verächtlich. „Fort mit Ihnen!"

Es blitzte in Pichot's Augen. Wurde es dem Tiger schwer, die Beute fahren zu lassen, die er in seinen Tatzen hielt — selbst Angesichts des Todes? Er nahm seine Hand von Gertrud's Arm, spähte mit scheuem Blick nach allen Seiten und trat vor. Die Sergeanten hielten ihre Karabiner schußfertig im Arm.

„So gehen Sie!" rief der Chef und stieß zornig mit dem Fuß auf den Boden.

Pichot schritt aus dem Kabinet, erst langsam, dann schneller. Scheu wichen Alle vor ihm zurück.

„Denken Sie an diese Stunde!" sagte der alte Duisfelden. „Werden Sie ein Anderer, wenn die Langmuth der göttlichen Gerechtigkeit Ihnen gestattet, der irdischen zu entfliehen. Verlassen Sie Frankreich!"

Pichot schien es nicht zu hören. Schneller ging er vorwärts — aus dem Zimmer. Er war verschwunden. Das Seltsamste, was Rallot sich jemals hätte träumen können, geschah. Pichot war in seiner Nähe und — frei.

„Man hätte nicht nöthig, einem solchen Verbrecher sein Ehrenwort zu halten!" murmelte er finster.

„Doch!" sagte der Chef. „Aber ich will meine Ehre

darein setzen, ihn trotz Allem in zwei Stunden gefangen zu haben. Sie zweifeln so wenig, als ich, meine Herren, daß er nach der Avenue Montaigne geht?"

„Ich glaube es!" sagte d'Elnay. „Ich glaube auch, daß er Frankreich verlassen wird. Seine Verwegenheit ist gebrochen!"

Sobald Pichot des Kabinet verlassen hatte, war Gertrud in die Arme Celina's gesunken, mit demselben seligen, verklärten Lächeln. Jetzt neigte sie den Kopf, leichenblaß, ein Seufzer rang sich über ihre Lippen — sie war ohnmächtig.

„Wasser! Später etwas Wein!" sagte der Beamte leise. „Ich habe den Muth dieser jungen Dame bewundert. Aber ich konnte es mir denken — es war zu viel. Lassen wir die Damen allein, meine Herren! Rallot — in neunundzwanzig Minuten brechen wir auf! Halten die Herren ihre Belohnung noch aufrecht?"

„Dreißigtausend Francs denen, die den Verbrecher der Gerechtigkeit überliefern!" sagte der alte Duisfelden. „Es wäre thörichte Schwäche, dieses wilde Thier länger zwischen Menschen wandeln zu lassen. Komm, Otto!"

„Comtesse — wenn Gertrud —" stammelte Otto.

„Gehen Sie!" flüsterte diese. „Eine Ohnmacht — nicht mehr! Bald sind wir bei Ihnen!"

Die Männer durchschritten das große Gemach und begaben sich in ein Nebenzimmer. Der Chef berieth mit Rallot. Der alte Duisfelden, d'Elnay, Otto, Raymond und George standen schweigend neben einander. Wie sollten sie Worte finden, wo die Herzen so voll waren? Hinter ihnen lag der Tod — lag die wunderbarste aller Rettungen. Endlich nahm Otto seines Vaters Hand. Die Anderen setzten sich still an die Fenster und blickten hinaus auf den großen, sonnenbeschienenen Hof. War es ein Traum, der hinter ihnen lag? Raymond war jetzt nicht mehr der Einzige unter

ihnen, der es wußte, was es heißt, dem Tode in's Auge schauen — und welchem Tode!

Der Chef, ein umsichtiger Mann, der an Alles dachte, hatte mit Martin gesprochen und dieser war fortgegangen. Wahrscheinlich auf seine Weisung kam eine Magd, welche Wasser in das Kabinet trug. So vergingen einige Minuten. Dann erschien Celina, bleich und abgespannt, an ihrem Arm Gertrud, weinend und den Blick gesenkt. Sie vermochte es nicht mehr, diejenigen anzuschauen, die sie gerettet. Sie ahnte, daß sie ihr Herz verrathen.

„Wir müssen nach Hause, mein Vater könnte erwachen," sagte Celina leise zu Raymond. „Wir sehen uns bald wieder!"

Raymond neigte schweigend den Kopf. Hier vermochte kein leeres Wort über die Lippen zu dringen; heiliger Ernst fesselte die Zungen. Nur der alte Duisfelden trat zu den Beiden, reichte Celina die Hand und küßte Gertrud's Stirn. So gingen die Beiden — eine Traumerscheinung, eine Vision. Noch wußte keiner von den Geretteten, wie die Beiden hierher gekommen. Sie verschwanden, wie der Engel des Tobias.

Eine halbe Stunde später befanden sich nur noch zwei Sergeanten in Schloß Mortoran. Alle Anderen fuhren nach Paris, die Polizei-Beamten wollten die Eisenbahn von Meudon aus benutzen. Doch begleiteten zwei Sergeanten die Duisfeldens und ihre Freunde.

„Sie werden heut noch von uns hören!" rief der Chef ihnen beim Scheiden zu. „Das Drama geht zu Ende!"

Auf der Heimfahrt erzählte einer der beiden Sergeanten, in den beiden Paketen, die Pichot in das geheime Zimmer hätte werfen wollen, habe sich Pulver und Schwefel befunden, die er wahrscheinlich zu irgend einem anderen Zweck vorräthig gehabt. Die Dämpfe hätten ohne Frage

in dem kleinen Raume tödtlich wirken müssen. Die Männer achteten kaum darauf. Wie weit lag das Alles jetzt hinter ihnen! Sie waren frei — was kümmerten sie alle Einzelnheiten! Wenn sie an die vergangenen Stunden zurückdachten, so drängten sich immer zwei Lichtgestalten zwischen die grauenvollen Erinnerungen — die Gestalten ihrer Retterinnen, und aus der grauenvollen Nacht wurde lichter Frühlingstag! —

XXVIII.

Vater und Sohn.

Um dieselbe Zeit schlief Gaston de Carey.

Wer ihn hätte beobachten können, wie er in dem Dämmerlicht, das durch die niedergelassenen Vorhänge drang, unruhig und schwerathmend schlief, der würde nicht daran gezweifelt haben, daß auch im Schlaf eine schwere Last das Herz dieses Mannes bedrücke. Das Athmen drang wie ein Stöhnen durch die halbgeöffneten Lippen, unruhig warf er den Kopf von der einen auf die andere Seite, die Hände zuckten. Ja, bis in den Schlaf hinein verfolgten ihn die Bilder des Tages — grausige Bilder: Pichot, die drohende Gestalt Raymond's, das Schreckbild der Schande. Und zu allem diesen noch der Verrath Adelens, denn als Verrath betrachtete er dieses so natürliche und nothwendige Ende eines derartigen Verhältnisses. Er hatte sie geliebt; in wüstem Taumel suchte er sie zu vergessen. Er hatte bis spät in die Nacht mit Genossen, die er sonst nie beachtet, eine wilde Orgie gefeiert. Aber sobald er allein war, stiegen die Gespenster des Tages wieder vor ihm auf. Er sah Pichot — seinen Tiger! — wie er Raymond suchte, er hörte den Schuß fallen — dann wieder sah er sich als Flüchtling,

bedeckt mit Schande, bei Nacht aus Paris schleichen. Schon gab es Momente, in denen Gaston de Carey die schönen Pistolen aus dem Ebenholzkästchen nahm, sie lange betrachtete und mit einem leichten Schauder wieder aus der Hand legte. Schon gab es Minuten, ja Viertelstunden, in welchen dieser Mann anfing, darüber nachzudenken, was eigentlich dieses Leben, und wozu er eigentlich da sei, wenn er nicht mehr mit dem prächtigen Gespann durch das Bois de Boulogne fliegen könne. Ja, zuweilen grollte es aus der Tiefe dieses wüsten Chaos von Gedanken und Gefühlen wie ferner Donner, und in diesem Donner dröhnte etwas wie eine Stimme, die ihm zurief: Carey, Du bist ein Elender, Du bist überhaupt nichts, es ist Alles mit Dir vorbei! Aber zu der wahren Erkenntniß gelangte er nicht; sie ist nur das Resultat ernsten, anhaltenden Denkens und des festen Willens, sich über sich selbst und seine Beziehung zur Welt klar zu werden. Dazu gelangte er nicht. Ernstes Nachdenken setzt eine gewisse Ruhe der Seele voraus, und diese kann nur entspringen aus der Reinheit und der damit verbundenen Klarheit des Herzens.

Es ist schwer, mit solchen Gedanken einzuschlafen, und sie folgen bis tief in den Schlaf und den Traum. Gaston war erst gegen drei Uhr Morgens nach Hause gekommen; jetzt war es zwischen sechs und sieben Uhr. Noch schlief Alles in dem kleinen, reizenden Hotel in der Avenue Montaigne.

Da weckte etwas den Herzog. Was war es? Es klopfte. Wo? Schlaftrunken, müde richtete er sich auf — die hohlen Augen öffneten sich und starrten erloschen in die Dämmerung. Galt ihm dieses Klopfen? O, unmöglich, wer konnte es wagen, ihn zu stören! —

Und doch fuhr er plötzlich empor. Eine seiner Traum- und Nachtgestalten trat plötzlich vor seine schlaftrunkene Erinnerung. Er besann sich — qualvoll, mit großer Mühe.

Hatte er nicht etwas verabredet, mit jenem Pichot, der den Schlüssel zu der Gartenthür im Gitter hatte? Daß Pichot durch jene Thür kommen solle, wenn er etwas zu melden habe?

Das Klopfen wiederholte sich, nicht stark aber entschieden. Carey fiel zurück auf die Kissen. Laß ihn klopfen! Er war müde, todtmatt trotz der vier Stunden Schlaf. Was wollte jener Mensch? Brachte er eine gute Nachricht? Gaston schauerte zusammen, ihn fröstelte. Er zog die Decke fester über sich. Brachte er eine schlechte? Es war immer noch Zeit genug, sie zu erfahren. Was wollten überhaupt die Leute von ihm? Weshalb kam irgend Jemand ungerufen? Es lag etwas Süßes in dieser Schlaftrunkenheit, die keinen bestimmten Gedanken auftauchen ließ. O, hätte er immer so bleiben können, zwischen Wachen und Träumen, bis Alles vorüber war — vorüber die entsetzliche Unruhe der letzten Wochen! — Aber so schnell dieser traumhafte Wunsch entstanden, so schnell war er verschwunden. Es giebt Dinge, die nicht vorüber gehen, die kein Schlaf fortnimmt: Gläubiger, verbrecherische Gedanken, ein nagendes Gewissen! Es klopfte noch lauter. Mit einem Schrei der Wuth erhob sich Gaston taumelnd, warf einen langen Hausrock über, ging nach dem Fenster und öffnete die Läden.

Draußen stand Pichot. Gaston fuhr zurück. So hatte er diesen Mann noch nie gesehen. Blutroth das Gesicht und die Augen, bedeckt mit Schweiß und Staub, der Blick wie der eines gehetzten Wolfes — Carey las Todesangst in diesem Blick.

Pichot winkte mit der Hand, Gaston solle öffnen. Dieser that es mechanisch. Pichot stützte sich auf das Fensterbrett und schwang sich in das Zimmer. Dort sank er auf die Diele nieder.

„Kleiden Sie sich an!" sagte er mit erloschener, röchelnder Stimme. „Bald werden sie hier sein — Alles ist vorbei!"

„Was ist vorbei, Mann?" rief Carey. „Was willst Du von mir?"

Und sein Haar sträubte sich, Entsetzen schüttelte ihn bei dem Anblick dieser kauernden Gestalt, bei dem Klange dieser röchelnden Stimme. Ja, das war ein gehetztes, wildes Thier, dem die letzte Kraft fehlt und das in stierer Verzweiflung den Jäger erwartet!

„Kleiden Sie sich an!" ertönte die erloschene Stimme weiter. „Nehmen Sie Alles — Geld, Juwelen, auch Waffen. Ich hatte sie Alle, Alle in der Hand — die Duisfeldens, Raymond, Rallot — aber es soll nicht sein. Ich kann nichts gegen sie ausrichten. Der Teufel ist mit ihnen, oder — Gott!"

Wie er das letzte Wort sprach, wie er die Zähne dabei zusammenbiß, in ohnmächtiger Wuth gegen eine Macht, die er bis dahin nicht gekannt! — Gaston stand starr, vollkommen betäubt bei diesem Anblick. Was wollte dieses Thier bei ihm?

„Kleiden Sie sich an!" rief Pichot lauter, und er hatte jetzt Kraft genug, die Hand warnend, auffordernd und drohend zugleich auszustrecken. „Die Polizei ist hinter mir — und sie weiß, daß ich bei Ihnen bin!"

„Elender!" sagte Gaston.

Er glaubte es laut zu sprechen; aber seine Stimme klang erloschen wie die Pichot's.

„Nur schnell, was hilft da Alles!" rief dieser. „Sie müssen fort, mit mir! Man darf mich und auch Sie nicht hier finden. Ich war in Mortoran, Grund genug, Sie zu verhaften, als Hehler eines Verbrechers."

Sein Blick, der starr über das Zimmer glitt, entdeckte eine kleine Karaffe auf dem Nachttisch Gaston's. Bei diesem Anblick sprang er auf, taumelte nach dem Tisch und leerte die Karaffe fast in einem Zuge.

„Ah, nun wird es besser sein!" rief er. „Gaston — vorwärts — hören Sie nicht? In einer Viertelstunde spätestens sind die Sergeanten hier! Fort, fort, wir müssen fliehen! Hier liegen Ihre Kleider — nehmen Sie Ihr Geld, Ihre Juwelen. Da sind die Pistolen. Mann!" rief er plötzlich mit wilder Hast, als ob ihm selbst erst in diesem Augenblick die ganze Größe der Gefahr klar werde — „Mann — Leben und Ehre stehen auf dem Spiel! Die Duisfeldens und Mortoran wissen Alles! Noch können Sie mit ihnen unterhandeln. Aber nicht von hier aus! Zuerst müssen wir sicher sein! So kleiden Sie sich wenigstens an!"

Und er warf Gaston die Kleider zu und schüttelte ihn wüthend am Arm.

„Schurke! Willst Du fort!" rief dieser plötzlich, wie aus einem Traum erwachend. „Was willst Du von mir? Du hast mich betrogen! Was habe ich mit Dir zu schaffen? Was gehst Du mich an? Du bist mein Gespenst! Seit ich Dich kenne, bin ich ein elender Mensch! Fort aus diesem Hause! Ich selbst will Dich anzeigen!"

„Gaston — Gaston! Höre auf meine Stimme!" sagte Pichot, und schaurig klang es, wie sich der rauhe, heisere Ton vergebens der weichen Bitte anzuschmiegen suchte. „Komm mit mir! Von allen Wesen auf der Welt bin ich das einzige, das es gut mit Dir meint. Kannst Du es nicht ahnen? Komm! Du kannst zurückkehren — aber ich muß mit Dir sprechen — nicht hier, denn in einer Viertelstunde sind die Sergeanten hier! Komm! Ich hätte Dir so gern ein glückliches Leben geschafft — ich wäre gern gestorben, ohne Dir Alles zu sagen! Aber es soll nicht sein. Die Anderen wissen es. Nichts bleibt verborgen — ich begreife es jetzt. Komm! Rette Dich!"

„Mann — bist Du wahnsinnig!" rief Gaston. „Was wissen sie? Wer sind die Anderen?"

„Duisfelden und Mortoran — sie wissen, daß Du

mein Sohn bist — sie wollen Dich anklagen, oder auch Dir verzeihen — ich weiß es nicht. Willst Du diese Anklage erwarten? Komm, ich beschwöre Dich, Gaston — auf den Knieen!"

Er sank vor ihm nieder. Gaston stieß ihn mit aller Kraft zurück.

„Elender — Lügner —!" rief er außer sich. „Das wagst Du mir zu sagen? Ich zerschmettere Dir den Kopf!"

„Gaston — bei Gott im Himmel — es ist wahr! Du bist mein Sohn. Die Anderen wissen es — sie wissen, daß ich ihnen nach dem Leben trachtete, um jede Anklage zu beseitigen. Es ist mir nicht gelungen. Gaston — es giebt eine stärkere Hand, als die meine. Es ist mir, als sehe ich sie — eine dunkle Hand, die mich niederdrückt. O, komm, Gaston, mein Sohn — nur auf eine halbe Stunde, damit ich zu Dir sprechen, Dir Alles mittheilen kann. Noch ist Rettung möglich. Die Duisfeldens sind besser, als ich glaubte, sie zürnen Dir nicht — ich will gern sterben, oder fliehen, nie zurückkehren, wenn ich Dich nur glücklich — Dich gerettet weiß! Komm! Es ist mir, als hörte ich sie schon!"

Gaston war gelähmt. Der furchtbarste aller Gedanken, der ihn zuweilen mit der Vorahnung des Wahnsinns durchzuckt — so war er Wirklichkeit! Dieser Mensch — ein Verbrecher — ein Mörder sein Vater! Nein — das sollte, das konnte nicht sein! Dieses Geschöpf, das zu seinen Füßen lag, mehr Thier als Mensch, der Vater des Herzogs von Carey! — Er fuhr sich mit den Händen nach der Stirn. Er taumelte.

„So komm doch, daß ich es Dir wenigstens erklären kann!" beschwor Pichot.

„Gut — aber mit meiner eigenen Hand tödte ich Dich, wenn Du lügst, wenn Du es nicht beweisen kannst!"

rief Gaston in einem Moment zurückkehrender Kraft. „Gut! Fort von hier! Aber zittere vor diesem letzten Gange!"

Er griff nach seinen Kleidern. Pichot half ihm sich ankleiden, drängend, bittend. Wo sein Geld, seine Juwelen seien? fragte er. Gaston reichte ihm mechanisch die Schlüssel, bezeichnete ihm die Schränke. Pichot nahm, was er nur zu bergen vermochte. Auch die Pistolen nahm er. Ob sie geladen seien? Ja. In wenigen Minuten war Alles geschehen. Pichot, sich mit den Händen auf einen Tisch stützend, den Athem zurückhaltend, lauschte. Noch war Alles, Alles still im Hause.

Er nahm einen weiten, mantelähnlichen Rock aus der Garderobe des Herzogs, und warf ihn um. Unter diesem Rock konnte er verbergen, was er trug. Gaston stand mit zusammengepreßten blutlosen Lippen, das Gesicht blaß, die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt.

„Hier hinaus, aus dem Fenster! Es wird uns Niemand sehen! Durch den Garten!" drängte Pichot.

Carey schwang sich aus dem Fenster. Eigentlich war es Pichot, der ihn hinaushob. Sie eilten durch den Garten — sie erreichten die Straße. Scheue, wirre Blicke warf Pichot nach allen Seiten. Er sah nur einen Arbeiter, der pfeifend in der Ferne über die Straße schritt. In einer solchen Straße sieht man zu so früher Stunde noch kein Leben.

Pichot eilte nach rechts. Gaston folgte mechanisch. Sie erreichten die große Allee der Champs Elysées. Ein Fiacre fuhr langsam vorüber, vielleicht seinem Halteplatz zu. Pichot rief ihn an, nannte eine Straße und sie stiegen ein.

Sie sprachen nicht während der Fahrt. Gaston hatte die Hände auf die Kniee gelegt und sah mit vorgebeugtem Kopf vor sich nieder. Pichot warf scheue Blicke auf ihn, auf die Straßen, die belebter wurden, je mehr sie sich den

volksreicheren Quartieren näherten. Der Kutscher hielt in einer schmalen Straße vor einem häßlichen Hause. Pichot stieg aus und reichte Gaston die Hand. Dieser stieß sie schaudernd zurück und stieg allein aus, mit schwankendem Schritt. Fast wäre er auf das Pflaster gestürzt. Pichot bezahlte den Kutscher.

Die Thür des Hauses stand offen. Gaston folgte dem voranschreitenden Pichot, über den Flur, über den Hof, hinauf in einem ärmlichen Hintergebäude über schmutzige Treppen mit halbzerbrochenen Stufen. Endlich klopfte Pichot. Ein altes Weib öffnete — jene Babette aus der Rue Cretet. Pichot hatte, am vergangenen Abend aus Paris zurückkehrend, die Alte an einer Ecke getroffen und ihre Wohnung erfahren. Er flüsterte ihr zu, sie möge hinabgehen und aufpassen. Die Alte verließ das Zimmer.

Es war ein schmutziges Zimmer, die Höhle einer unsauberen Armen, die erst vor Kurzem aus dem Zuchthause entlassen war. Aber Gaston achtete nicht darauf. Er setzte sich auf einen der zerbrechlichen Stühle, warf einen Blick auf Pichot, den er sogleich wieder senkte, uud sagte dann kaum hörbar:

„Nun — was soll ich hier?"

Darauf erzählte Pichot. Er erzählte, was wir schon kennen, nur, daß er seinem Bericht eine andere Färbung gab, von seinem Haß gegen die Duisfeldens sprach, den die Herzogin Carey getheilt habe. Als er zur Hauptsache kam, stockte er. Es galt, das größte Geheimniß zu offenbaren. Daß die Herzogin sich in einer unseligen Stunde vergessen — Gaston hätte es noch ertragen können. Er hätte das Schicksal, nicht der Sohn seines Vaters zu sein, mit Hunderten getheilt. Aber es schimmerte etwas Anderes durch Pichot's Worte. Der Herzog klammerte sich mit beiden Händen an den Schemel, auf dem er saß. Die Augen, mit denen er Pichot anstarrte, waren geröthet und drohten aus

den Höhlungen springen zu wollen. So erwartet ein Mensch sein Todesurtheil.

„Emilie Davoncey schien mir geeignet zu meinem Plan" — fuhr Pichot in seiner Erzählung fort. „Die Herzogin war damit einverstanden, sie in Mortoran aufzunehmen. Die Toni, eine deutsche Magd, die, ich weiß nicht, weshalb, meinen Haß gegen Duisfelden theilte, sollte sie pflegen. Die Herzogin heuchelte denselben Zustand, wie Emilie Davoncey —"

Gaston ließ ihn nicht aussprechen. Er stieß einen entsetzlichen Schrei aus und sprang auf Pichot zu.

„Sprich leise!" rief er, selbst schreiend. „Es ist nicht wahr, Du lügst! Ich bin nicht der Sohn meines Vaters, — nicht meiner Mutter —"

„Nicht des Herzogs, nicht der Herzogin, sondern mein und Emiliens Sohn," sagte Pichot leise und suchte seiner Stimme einen süßen, zärtlichen Klang zu geben. „Bist Du deshalb weniger vornehm, weniger stolz gewesen, Gaston?"

Der Herzog schwankte, fiel. Pichot fing ihn auf. Mit letzter Anstrengung stieß ihn Gaston zurück.

„Unseliger — warum sagst Du mir das?" wimmerte er, sich windend in inneren Krämpfen. „Das tödtet mich! Ich — Herzog von Carey — der Sohn eines Mörders und einer Verführten — wo ist sie — lebt sie?"

Fieberschauer rieselte durch Pichot's Glieder, als er leise und verstört antwortete:

„Sie ist todt — seit lange! Es ist besser so! Sie hätte es verrathen! Gaston — mein lieber Sohn — ich bin bereit, für Dich zu sterben, wenn Du es verlangst. Aber es wäre unnütz! Ich habe Dir Alles gesagt, weil die Duisfeldens es wissen, und weil sie die Beweise haben oder erhalten werden. Denn jene Toni lebt noch — ich habe vergebens versucht, sie zu tödten!"

Der Herzog wimmerte leise, stöhnte, wand sich in

Zuckungen. Sein größter Feind, hätte er ihn gesehen, würde Erbarmen mit ihm gehabt haben. Pichot's wild verstörte Züge verzerrten sich zum Schmerz, zur Verzweiflung.

„Gaston — mein Sohn!" rief er. „Noch ist nichts verloren. Die Duisfeldens sind besser, als ich glaubte — sie sehen ein, daß Du unschuldig bist. Sie bieten Dir Geld, damit Du Frankreich verlassen kannst. Du hättest ja ohnehin fliehen müssen. Du bist ruinirt. Adele, Gifflay haben Dich betrogen. Nimm Vernunft an! Du gehst heimlich fort. In England, in Amerika treffen wir uns. Ich will ehrlich werden — bei Gott, ich schwöre es, um Deinetwillen! Nimm Vernunft an! Dein Jammer zerreißt mir das Herz — ich habe nie solchen Schmerz gefühlt. Du bist doch immer mein Sohn — mein lieber Sohn!"

Gaston richtete sich auf. Alle seine Muskeln spannten sich, wie im Wahnsinn. Seine Hände umklammerten Pichot's Hals.

„Du lügst — Du lügst!" schrie er. „Sage, daß Du lügst, oder ich erdrossele Dich. Du bist ein Verbrecher und Dir soll ich glauben? Du willst mich fortlocken, mich ausplündern, Dich decken mit meiner Person. Sage, daß Du lügst!"

Die Kraft des halb Wahnsinnigen war so stark, daß Pichot, schon mit dem Tode kämpfend, ihn nicht abzuschütteln vermochte. Er wäre gestorben unter den Händen seines Sohnes, wäre Gaston's Kraft nicht plötzlich erlahmt. Die Hände sanken ihm nieder — er fiel zurück — sein Kopf schlug auf den Fußboden — sein Gesicht wurde fahl, bläulich — ein schwaches Röcheln drang ihm über die Lippen.

Der Anblick gab Pichot sein Bewußtsein wieder.

„Gaston — mein Sohn — Du stirbst!" schrie er. „Ich habe Dich getödtet. Ich konnte es wissen. Aber was sollte ich thun? Gaston — Unglückskind — so höre mich! Ich

gehe fort — Du sollst mich nie wieder sehen — ich verleugne mich — ich schreibe, daß Alles nicht wahr ist — daß Du der Sohn des Herzogs und der Herzogin bist — so höre nur — lebe, lebe!"

Keine Antwort — nur das Röcheln von Gaston's Lippen. Pichot riß ihm den Aermel des Rockes auf und durchstieß mit einem Messer die Ader im Gelenk. Das Blut sprang hervor.

„Gott sei Dank — er wird leben!" stöhnte Pichot.

Dann lauschte er. Es kamen Schritte die Treppe herauf. Es waren leise Tritte, aber Pichot's Ohr erkannte sie als Männertritte. Weshalb trat man so leise auf? Er eilte nach der Thür — öffnete sie, blickte die Treppe hinab. Da unten auf dem vorletzten Absatz waren Sergeanten. Schon hatten sie ihn bemerkt. Er eilte zurück in das Zimmer — suchte nach den Pistolen — es war ihm schwarz vor den Augen — er sah nichts mehr, als Gaston, bleich und blutend.

Die Schritte stürmten herauf. Pichot öffnete das Fenster. Da, tief unten gähnte der Hof; die benachbarten Dächer waren viel niedriger, als das Dach des Hauses, in dem er sich befand. So war also endlich seine Stunde gekommen! Er starrte hinab auf den Hof. Da unten stand Jemand, ruhig emporblickend — Rallot.

Als ihn Pichot sah, wandte er sich mechanisch um, ging wie im Traume nach der Thür und verriegelte sie. Dann setzte er sich neben Gaston auf den steinernen Fußboden des Zimmers, nahm die Pistolen, die er in den Taschen trug, legte das eine Pistol neben Gaston und betrachtete die Mündung des andern. Was ging ihm durch den Kopf?

Es wurde an die Thür gefaßt und eine Stimme rief, daß man öffnen solle. Pichot achtete nicht darauf. Wahrscheinlich zögerten die Sergeanten noch und beriethen mit

einander. Durch das offene Fenster hörte er ein lautes Pfeifen, ein Signal Rallot's.

Pichot nahm ein Tuch und verband den Arm Gaston's. Er that es so ruhig, mit solcher Sorgfalt, als sei nirgend eine Gefahr vorhanden, als befinde er sich mit Gaston in ungestörter Sicherheit. Offenbar handelte er unter dem Einfluß einer gewaltigen Lähmung, die seine geistigen Kräfte erschüttert hatte. Was ging in ihm vor? Niemand hat es erfahren. Die Sergeanten, welche durch die Spalten der gebrechlichen Thür blickten, sahen ihn neben dem stöhnenden Gaston sitzen, das Auge mit dem gläsernen, starren Ausdruck geistiger Abwesenheit auf denselben gerichtet. Einmal bewegte er die Lippen. Zog sein vergangenes Leben an ihm vorüber? Bereute er, jetzt, da er denjenigen als Opfer vor sich sah, den kein Verbrechen glücklich zu machen vermochte? Begriff er, daß es noch andere Mächte gab, als die List des Kopfes, die Kraft der Arme und die Leidenschaft eines wilden Herzens? Stieg vielleicht das Bild eines greisen Mannes vor ihm auf, der Arm in Arm mit seinem Sohne der sinkenden Sonne seines Lebens entgegenschreitet, sanftes Lächeln auf dem Antlitz, Zufriedenheit im Herzen? — Irgend etwas Gewaltiges mußte ihn erschüttern. Denn plötzlich fuhren seine Hände empor, als wolle er sich nach der Stirn greifen, und er stieß einen Schrei aus, vor dem die Sergeanten bebten und der ihnen später selbst in der Erinnerung noch einen Schauder hervorrief.

Ein neues Signal von unten. Die Sergeanten drängten gegen die Thür. Sie brach.

Bei dem Krachen der brechenden Thür erwachte der Instinkt des Schuldigen, des Verbrechers in Pichot. Er sprang auf, nahm das Pistol zwischen die Zähne, war mit einem einzigen Sprunge auf dem Fensterbrett und beugte sich weit hinaus, um zu sehen, ob er nicht auf dem Dache entfliehen könne. Alle die natürliche Wildheit und Geschick-

lichkeit des gehetzten Raubthieres war in ihn zurückgekehrt. Ja, es war möglich, das nächste Dach zu erreichen, wenn es ihm gelang, die wenigen Schritte, die ihn von demselben trennten, über das Schieferdach zu machen. Sich an dem Fensterrahmen festhaltend, schwang er sich hinaus. Da brach das morsche Holz — Pichot's Hand griff nach den Schiefern, sich zu halten, sie bröckelten, gaben nach — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Minuten später trugen vier Männer eine verstümmelte, sterbende Masse nach dem Hospital der kranken Verbrecher.

Zu gleicher Zeit trug man einen andern Sterbenden nach einem der nächsten Krankenhäuser. Gaston, vielleicht durch den Schrei Pichot's und das Eindringen der Sergeanten aus seiner Starrheit erwachend, hatte einen Augenblick die Sergeanten, die sich ihm langsam näherten, mit verstörter, wilder Miene angeblickt, und dann, als erwache das Bewußtsein dessen, was geschehen, in ihm, nach dem Pistol gegriffen, das neben ihm lag und es gegen sich gerichtet, noch ehe die Sergeanten es verhindern konnten.

Vater und Sohn starben fast in derselben Minute.

Durch ganz Paris aber ging, mit ungeheuerlichen Vergrößerungen, das Gerücht von diesem Tode und von den Beziehungen, in welchen die beiden Sterbenden zu einander gestanden. Derer jedoch, welche die ganze Wahrheit erfuhren, waren nur Wenige; denn diejenigen, welche Theil genommen an den Ereignissen der letzten zwölf Stunden, auch Raymond Mortoran, erfüllten gern den Wunsch, der ihnen ausgesprochen worden war, über eine so düstere Angelegenheit zu schweigen.

Am Nachmittage desselben Tages gingen Raymond und Otto Arm in Arm nach der Rue St. Dominique, um sich nach Gertrud und Celina zu erkundigen, obwohl sie erfahren, daß dieselben glücklich Paris erreicht hätten und Gertrud sich, wenn auch nicht ganz wohl, doch nicht in bedenklichem Zustand befinde. So erschütternd die Ereignisse des Morgens auch auf sie gewirkt hatten, so gestanden sie sich dennoch, daß sie erst jetzt wagten, frei zu athmen und in Sicherheit durch die Straßen von Paris zu gehen.

Im Hotel Bonargies wurden sie von Celina mit einer Herzlichkeit empfangen, die nicht ohne Erregung war. Auch Celina wollte erfahren, was vor und nach der Scene mit Pichot, der sie beigewohnt, geschehen. Raymond und Otto berichteten ihr Alles. Den Tod Pichot's und Gaston's hatte ihr Raymond schon am Vormittage mitgetheilt. Daß man Beide in ihrem Versteck gefunden, hatte seinen sehr einfachen Grund. Das Haus Gaston's in der Avenue Montaigne war Tag und Nacht bewacht worden. Jener Arbeiter, der pfeifend über die Straße gegangen war, als Pichot und Gaston das Hotel durch die Gartenpforte verließen, war ein Polizei-Beamter gewesen, der sogleich einem Sergeanten die Nachricht überbracht. Man war dem Fiacre gefolgt und hatte, als Rallot und sein Chef, dreißig Minuten, nachdem Pichot Mortoran verlassen, die Verfolgung wieder aufnahmen, ihnen mitgetheilt, wohin die Beiden sich geflüchtet. Babette war unten in der Thür ergriffen worden, so daß sie Pichot nicht hatte benachrichtigen können. Aber wäre ihr das auch möglich gewesen, sie hätte ihn nicht gerettet. Seine Stunde hatte geschlagen.

Mit nicht geringem Erstaunen vernahmen dann Raymond und Otto den Bericht Celina's über die Umstände, welche die Rettung der in Mortoran Eingeschlossenen herbeigeführt hatten. So vorsichtig und zart die Comtesse auch den Seelenzustand Gertrud's schilderte, so war es ihr doch

unmöglich, die Wahrheit nicht durchblicken zu lassen. Nur die tiefste Theilnahme für irgend einen ihrer Freunde konnte eine solche Erregung erklären, und über diesen Einen war Niemand zweifelhaft. Otto hörte deshalb auch den Bericht mit einer Verwirrung des Entzückens, die er nicht verbergen konnte.

„Das seltsame Mädchen verlangt nun etwas, was ich ihr nur ungern bewilligt habe, aber doch endlich bewilligen mußte, da sie darauf bestand," sagte Celina dann. „Sie will keinen von denjenigen sehen, die sie gerettet hat. Selbst als ich ihr sagte, daß ich dafür sorgen werde, daß man sie nicht durch Danksagungen in Verlegenheit setze, bestand sie auf ihrem Vorsatz. Sie will, wenn ich es wünsche, bei mir bleiben; aber nur als Dienerin. Sie sagt, sie wisse sehr gut, wie nur ganz außergewöhnliche und zufällige Umstände sie mit mir und Ihnen in Berührung gebracht hätten, und daß es sich nicht ziemen würde, die Bekanntschaft in dieser Weise fortzusetzen. Es liegt darin, von Gertrud's Standpunkt aus betrachtet, etwas so Natürliches und Wahres, daß ich ihren Entschluß achten muß. Darauf fragte ich sie, ob sie nicht vielleicht wünsche, ihre Ausbildung unter der Leitung Neuber's, den sie noch immer nur unter dem Namen Roth kennt, zu vollenden, und fügte hinzu, daß mir dies sehr angenehm sein würde, da sie dann später, nach vollendeter Ausbildung, meine Gesellschafterin sein könne. Bei diesem Vorschlag sah ich ihre Augen aufleuchten. Sie fragte mich, ob ich wisse, wo der Maler Roth sich befinde. Ich antwortete ihr, ich hätte gehört, er wohne jetzt in Immenhof, dem Gute der Duisfeldens. Das machte sie wieder nachdenklich; ich kam ihrem Einwand jedoch zuvor, indem ich ihr sagte, daß es Roth freistehe, jeden Augenblick seinen Aufenthalt zu ändern, ja, daß er zu mir kommen könne. Das letztere schien ihr das Angenehmste. Genug, sie beharrt dabei, Niemand zu sehen. Was rathen Sie mir nun?

Ich denke, wir vereinigen Vater und Tochter sobald als möglich und lassen sie ihr Glück wissen. Das wird Gertrud die volle gesellschaftliche Selbständigkeit geben, die ihr als Pflegekind der Toni, als von uns beschütztes armes Mädchen fehlte. Sobald sie die Tochter Neuber's ist, wird ihr die Welt eine andere sein. Der Stolz, das Bewußtsein, einen solchen Vater zu besitzen, wird sie jeden Unterschied der gesellschaftlichen Stellung vergessen lassen, und sie wird werden, was sie uns Allen sein muß, unsere Freundin. Was meinen Sie? Lassen wir Neuber bitten, hierher zu kommen, oder senden wir ihm Gertrud?"

Es wurde Manches für und wider jeden dieser Vorschläge gesprochen. Celina leugnete nicht, daß sie etwas eigennützig sei, wenn sie wünsche, daß Neuber nach Paris komme, da sie dann Gertrud länger behalten, und außerdem Neuber, ihrem Vater, Aufklärungen geben könne. Sie gestand jedoch, daß die Zeit zu letzterem noch nicht gekommen sei. So erhielt denn der Vorschlag Otto's, Gertrud zusammen mit seinem Vater, der Paris bald verlassen wollte, nach Immenhof zu senden, die allgemeine Billigung. Otto fügte hinzu, daß ein persönliches Wiedersehen zwischen dem Grafen und Neuber und die damit wahrscheinlich verbundene Aufklärung sehr leicht herbeizuführen sei, wenn Celina mit ihrem Vater einen der nächsten Monate, Juli oder August, benutze, um eine Reise nach Deutschland zu machen. Denn Dr. Kolb hatte erst vor Kurzem wieder geschrieben, er halte Reisen durchaus nothwendig für den Grafen, sobald derselbe körperlich stark dazu sei. Er müsse durchaus von allen krankhaften Grübeleien abgezogen werden. Celina schien dem Plane geneigt. Jedenfalls war es zu wünschen, daß der Graf und Neuber sich gleichsam zufällig trafen und daß der Letztere Jenem seine Geschichte erzähle, die ja schon Aufklärung genug war.

„Vielleicht hat mein Freund Raymond dann gerade

Bestellungen in der Nähe von Immenhof zu machen," fügte Otto mit einem Lächeln hinzu. „Es giebt dort gute Hölzer und man kann manche praktische Handgriffe von den dortigen Arbeitern lernen."

Raymond antwortete gleichfalls lächelnd, er werde daran denken; Celina erröthete leicht.

Eine Dienerin, die wegen der Störung um Entschuldigung bat, meldete, daß eine Frau den Portier bestürme, bei der Comtesse oder Mademoiselle Gertrud vorgelassen zu werden. Sie scheine eine Fremde zu sein, sei sehr einfach, fast ärmlich gekleidet und habe erklärt, nicht eher fortgehen zu wollen, als bis sie Gehör gefunden.

„Es ist die Toni!" rief Otto. „O, lassen Sie sie hier eintreten, Comtesse. Ich will ihr den Tod Pichot's mittheilen."

„Sie kennt ihn vielleicht schon," sagte Celina. „Gut, sie wird überrascht sein, Sie hier zu treffen. Aber um so besser. Die Frau mag hierher kommen. Zu Mademoiselle Gertrud darf sie nur mit meiner besonderen Bewilligung."

Nach einigen Minuten wurde die Thür geöffnet und die Toni trat ein, wie früher auf einen Stock gestützt, in schwarzer Kleidung. Otto Duisfelden und Raymond standen so, daß sie dieselben nicht sogleich bemerkte. Sie trat also keck ein.

„Guten Tag, Gräfin!" sagte sie. „Ich denke, es wird mir nicht verwehrt sein, mein Kind zu sehen."

„Und woher wissen Sie, daß Gertrud hier ist?" fragte Celina.

„Nun, das konnte ich mir denken. Wo sollte sie anders sein?" antwortete die Toni.

„Und Sie kommen erst jetzt?" fragte Celina.

„Weshalb sollte ich eher kommen?" antwortete die Toni bitter. „Gertrud hat es nicht um mich verdient. Ich komme jetzt nur, um ihr für immer Adieu zu sagen.

— Denn mit mir wird sie doch nicht gehen wollen. Wo ist sie?"

„Sie ist kränklich," antwortete Celina. „Nein, mit Ihnen wird sie nicht gehen. Selbst ihr junges Herz weiß jetzt, daß es Ihnen nicht trauen darf. Gertrud ist in guten Händen, Madame. Meiner Ansicht nach wäre es das Beste, wenn Sie Gertrud nicht wiedersähen. Indessen, wie Sie wollen; ich will es Ihnen nicht wehren. Gertrud ist stark genug, um ein solches Wiedersehen ruhig zu ertragen. Doch wohin gehen Sie? Vielleicht ist es gut, wenn ich Ihre Adresse weiß. Reisen Sie mit Porzi?"

„Nein," antwortete die Toni düster. „Das ist ein Schuft, ich gestehe es ein. Er hatte mich betrogen —"

Erst in diesem Augenblick bemerkte sie Raymond und Otto. Sie zögerte, dann fuhr sie fort:

„Ich war im Begriff, ihm zu trauen und ihm nach Italien zu folgen. Aber es ist besser so. Ich tadle Gertrud nicht, daß sie ihn nicht leiden konnte; sie hat Recht gehabt. Aber sie hätte sich mir offen vertrauen sollen."

„Madame," sagte Celina kalt, „sparen Sie mir gegenüber diese Redensarten. Ich habe aus Gertrud's schlichter Erzählung vernommen, um was es sich handelte. Ein guter Geist hat Gertrud gerettet. Sie weiß Alles, denn sie hat die letzte Unterredung an jenem Abend zwischen Ihnen und Porzi belauscht. Wollen Sie Gertrud noch wiedersehen?"

„Warum nicht?" antwortete die Toni keck. „Gertrud war arm, wie ich. Ich konnte nicht glauben, daß Sie sich in Wirklichkeit ihrer annehmen würden. Ich wollte Gertrud eine Stellung schaffen. Tausend Andere würden gehandelt haben, wie ich."

Obgleich sie das kurz, verächtlich, fast herausfordernd und frech sagte, bemerkten doch Alle, daß dieses Wesen ein erzwungenes war. Das Zucken ihrer Mienen, die Düsterkeit auf ihrer Stirn verriethen, daß ihr diese Trennung von

Gertrud nicht gleichgültig war, daß sie Scham und Reue empfand. Sie suchte ihrem eigenen Herzen durch Frechheit zu trotzen.

„Ich kann kaum glauben, daß Sie in der That so verworfen sind, wie Sie sich zeigen!" sagte Celina. „Jedenfalls werde ich mich nun selbst einem Wiedersehen zwischen Ihnen und Gertrud widersetzen. Ich wünsche jede derartige Berührung von ihr fern zu halten —"

„Ich soll mein Kind nicht wiedersehen?" rief die Toni, einen Schritt vortretend. „Ich will es!"

„Ihr Kind?" erwiederte Celina. „Sie haben Ihr Mutterrecht verscherzt. Die Mutter soll Beschützerin und Freundin ihrer Tochter sein. Sie waren ihre Feindin. Uebrigens wird Gertrud ihren Vater wiedersehen!"

„Ihren Vater? Lebt er?" fragte die Toni überrascht.

„Er lebt!" antwortete Celina. „Er ist ebenso rein und tugendhaft, wie Sie verderbt sind."

„Hm! — die vornehmen und reichen Leute haben gut reden!" rief die Toni bitter. „Sie haben nicht nöthig, schlecht zu werden."

„Gertrud's Vater hat vieles Leid erduldet, viele Schlechtigkeit kennen gelernt, und ist doch nicht schlecht geworden," antwortete Celina. „Doch lassen wir das! Ich verweigere Ihnen den Zutritt zu Gertrud, so lange wenigstens, bis diese die Begebenheiten der letzten Wochen so weit vergessen hat, um sich des Guten zu erinnern, das Sie ihr früher gethan — vielleicht auch nur in der Absicht gethan, um einst Gertrud's Schönheit zu benutzen!"

„Das ist nicht wahr!" rief die Toni. „Ich bedurfte eines Schutzes — ich wollte Gertrud dem geben, der ihn mir gewährte."

„Sie fürchteten Pichot," sagte Otto jetzt. „Kennen Sie sein Schicksal?"

„Sein Schicksal? Nein — was wollen Sie damit

sagen?" fragte die Toni überrascht und in gespannter Erwartung.

„Pichot hat das Ende gefunden, das seiner harrte," erwiederte Otto ernst und mit einem Hauche düsterer Feierlichkeit. „Nachdem Alles entdeckt worden, nachdem wir als Gewißheit erfahren, was wir längst geahnt, daß nämlich Gaston de Carey ein Sohn Pichot's und eines jungen Mädchens, Namens Davoncey ist, nachdem Pichot einen letzten Versuch gemacht, diejenigen zu vernichten, die er für die Feinde seines Sohnes halten mußte und nachdem dieser Versuch mißlungen durch die Hülfe der Comtesse Celina und Gertrud's — nachdem dies Alles geschehen, ist Pichot heut Morgen zu Gaston geflüchtet, hat diesen mit sich nach einem Versteck geführt und ist, von den Beamten verfolgt, durch einen Sturz gestorben. Sein Sohn hat sich selbst getödtet. Wir kennen jetzt Ihre Betheiligung an jener Angelegenheit, Toni. Sie haben sie, wie es scheint, durch die Furcht zu büßen gehabt, die Ihnen Pichot einflößte, und die nicht unbegründet war, da ihm daran liegen mußte, Alle, die das Geheimniß kannten, zu beseitigen. Sie haben jetzt nichts mehr zu fürchten. Kehren Sie nach dem Wiesenhof zurück; Niemand wird Ihre Ruhe stören."

Der Ausdruck, der sich bei diesen Worten Otto's auf dem Gesichte der Toni zeigte, war ein fast erschreckender. Die braunen Augen starr aufgerissen, die Lippen geöffnet, bleich vor Ueberraschung stand sie da, die linke Hand den Stock umspannend, die rechte erwartungsvoll erhoben. Dieser Ausdruck konnte ebenso wohl das Zeichen der höchsten Freude, als des höchsten Schreckens sein. So stand sie, auch als Otto schwieg, noch eine Minute lang unbeweglich.

„Todt! Todt!" sagte sie endlich mit keuchender Brust. „Pichot todt? Und sein Sohn —!"

Ihr Blick irrte von Otto auf Celina und Raymond.

„Ist es wahr? Er — Beide todt? Schwört es! Schwört!"

„Sie sind todt!" sagten Raymond und Celina, fast gleichzeitig, ernst und feierlich.

Die Toni schwankte; sie schien von einem Schauder oder vom Fieber geschüttelt. Otto, mitleidig und bestürzt, rollte ihr einen Sessel zu, auf den sie sich stützte und dann niedersinken ließ. Fast schien es, als habe diese Nachricht sie, anstatt mit Freude, mit einem tödtlichen Schreck erfüllt. Hätte Otto jetzt nicht gewußt, daß Gaston der Sohn jener Emilie Davoncey sei, so würde er vermuthet haben, daß Gaston der Sohn der Toni gewesen — ein Gedanke, der ihm in den letzten Wochen öfter durch den Sinn gezogen.

„Ich kann jetzt nicht sprechen," sagte die Toni kaum hörbar. „Aber ich danke Ihnen — Dank! Dank!"

In dem Blick, der diese Worte begleitete, verrieth sich die Freude, die sie noch nicht aussprechen konnte. Es war ein fast inniger Blick, wie ihn Otto nie von der Toni erhalten, wie er ihn niemals in diesen so unheimlichen Augen vermuthet.

Ein tiefer Seufzer, fast ein Schrei, löste endlich den Druck, der auf ihrer Brust lastete. Sie legte die Hände zusammen, fast wie zum Gebet, Thränen rollten ihr über die gefurchten Wangen.

„Herr, mein Gott," sagte sie, „vielleicht thue ich unrecht, Dir zu danken, daß zwei Deiner Geschöpfe gestorben. Aber ich kann nicht anders. Zum ersten Mal ist mein Herz wieder leicht, seit so vielen Jahren. Herr Gott, nun kann ich vielleicht noch in Ruhe sterben!"

So deutlich war die gewaltige Umwälzung, die sich hier in dieser, von Allen so wenig gekannten Frau vollzog, daß Raymond, Otto und Celina sie in stiller Bewegung und großer Theilnahme anschauten. Keiner sprach ein Wort. Es schien das Beste, die Toni sich in sich selbst beruhigen

zu lassen. Sie weinte mit gefalteten Händen und tief gebeugtem Kopf.

„Treten Sie näher!" sagte sie dann leise. „Ich kann nicht laut sprechen, aber ich möchte Ihnen etwas sagen. Ja, ich bin ein schlechtes, schlechtes Weib gewesen. Ich war Ihrem Vater gut, Duisfelden, und ich haßte ihn, als er sich nicht um mich kümmerte. Das führte mich mit Pichot zusammen; der Haß macht Freunde, aber schlechte Freunde. Reicht man dem Teufel erst die Hand, so nimmt er uns ganz. Allmählich, Stück für Stück, weihte mich Pichot in seinen Plan ein. Ich erhielt viel Geld, die Davoncey zu pflegen — aber als sie starb, als ich begriff, daß Pichot ihr Gift gegeben oder doch ihren Tod herbeigeführt — da faßte mich wahnsinnige Angst. Ich begriff, was es heißt, die Geheimnisse der Mächtigen und der schlechten Leute zu kennen. Aber wohin sollte ich? Ich floh mit einem treulosen Hausbeamten von Mortoran, nur um eine Stütze, einen Beschützer zu haben. Der verließ mich bald; ich war allein. Ich machte traurige Jahre durch, immer in der Angst vor Pichot. Mein Leben war zerrüttet, mein Geist gestört. Ich wußte, daß ich schuldig war, ein Verbrechen verheimlicht zu haben. Wenn ich es entdeckte, erwartete mich der Tod. Ich sah die Lüge triumphiren, ich sah das Kind des Mörders und der verrathenen Emilie Davoncey als Herzog, und ich glaubte nicht mehr an Gott und Vorsehung. Das macht schlecht und unglücklich. Wohl kämpfte ich mit mir selbst, denn im Grunde meines Herzens war ich nicht verdorben. Aber ich fragte mich, weshalb die Anstrengung um des Guten willen nöthig sei, wenn es hier auf Erden doch nicht belohnt werde? Der Herzog von Carey war ein guter Mann gewesen. Hinderte das den Betrug? Ihr Vater, Duisfelden, war ein guter Mensch. Dennoch wurde ihm entzogen, durch den Betrug eines Verbrechers, was ihm

von Rechtswegen gehörte. Solche Gedanken und das fortwährend an mir nagende Bewußtsein, daß ich zu einem Verbrechen mitgewirkt und um ein schreckliches Geheimniß wisse, machten mich ganz elend und vergifteten mir Herz und Jugend. Ich konnte das Geschehene nicht ändern, nicht einmal entdecken, und so verhärtete ich mich und glaubte, das Alles sei geschehen, wie es habe geschehen müssen, und das Unrecht führe weiter in der Welt, als das Recht. Mit so verstörtem Herzen verließ ich die Fremde, um nach Deutschland zurückzukehren, wo mir, wie ich gehört, der Wiesenhof als Erbtheil zugefallen. Unterwegs fand ich Gertrud!"

„Die Tochter Hedwigs von Aibenberg," sagte Otto. „Und," fuhr er fort, als die Toni ihn überrascht anblickte, „auch von dieser Seite haben Sie nichts zu fürchten. Der alte Graf, Hedwigs Großvater, ist todt. Wir wußten längst, wer Gertrud war, und deshalb überwachten wir Sie Beide. Gertrud wird nun bald erfahren, wer ihr Vater ist, Sie kennen ihn, es war der Mann, der unter dem Namen des Malers Roth Ihnen und Gertrud folgte."

„Seltsam! Wer hätte das geglaubt!" sagte die Toni, in sichtlicher Bewegung den Kopf schüttelnd. „Nun, ich werde Gertrud nicht wiedersehen. Ich fühle, daß ich es nicht darf. Das Kind ist rein, wie ein Engel Gottes! Ich schwöre es, ich hätte sie nicht an Porzi verkaufen wollen, wenn ich nicht gedacht, daß gerade dieser schlaue Teufel mich vor Pichot schützen könne. Sehen Sie, solche Erfahrungen — einen Mann der Frömmigkeit als einen solchen Heuchler und Betrüger zu sehen! — das macht immer schlechter. Es bringt Einen zuletzt zu dem Glauben, daß auch die Besten nur Betrüger sind, obgleich ich Ihnen, Duisfelden, ich gestehe es, immer getraut habe. Das ist Alles vorbei! Ich gehe nach dem Wiesenhof. Das Herz wird mir leichter werden, denn ich glaube, ich kann nun bereuen. Angst und

Trotz haben mein Herz verlassen, und es ist mir, als müßte mit der Reue auch wieder etwas Besseres in mich einziehen!"

Sie weinte still vor sich hin. Zuweilen zuckte sie noch zusammen, wie im Schauder der Erinnerung an die Vergangenheit.

„Und Sie haben Porzi freiwillig verlassen?" fragte Celina.

„Ja — nein! Wie man will!" antwortete sie. „Er that zwar, als wolle er trotz Gertrud's Flucht für mich sorgen. Aber er begann bald, eine andere Seite herauszukehren. Es war so leicht, mir die Schuld zuzuschieben. Er ließ merken, er halte mich für eine abgefeimte Alte, die nur, um ein Obdach und Geld zu gewinnen, Gertrud zum Schein an ihn verhandeln wollen und sie dann fortgeschickt. Die Lüge lag klar auf der Hand. Dann war er plötzlich abgereist und ich stand allein. Heut, als ich durch die Straßen ging, hörte ich die Leute davon sprechen, daß ein Verbrecher von einem Dache gestürzt sei und ein Herzog sich erschossen. Aber wie konnte ich ahnen, daß es Pichot und sein Sohn gewesen seien. Ach — die Last ist nun fort. Ich kann ruhig sterben."

Sie athmete tief und schwer. Ihre gefalteten Hände legten sich mit einer gewissen Beruhigung in den Schooß.

„So bleiben Sie, bis Sie nach dem Wiesenhof reisen wollen, hier in unserem Hause," sagte Celina. „Noch scheint es mir nicht an der Zeit, daß Sie Gertrud wiedersehen. Das Kind ist mit Recht gegen Sie eingenommen und würde die Gründe für Ihre Handlungsweise, die wir vielleicht zum Theil verstehen, wenn auch nicht billigen, nicht begreifen. Doch werde ich ihr sagen, daß Sie Ihre Schritte bereuen und nach dem Wiesenhof zurückgekehrt sind. Gertrud's Herz ist viel zu gut, als daß es sich nicht bald wieder Ihrer in Freundlichkeit erinnern sollte, namentlich, sobald sie sich

in dem sicheren Schutze ihres Vaters weiß. Sind Sie damit einverstanden?"

„Mit Allem!" erwiederte die Toni leise. „Ach, großer Gott, wie wunderbar führst Du uns schwache Geschöpfe."

Sie sagte das in einem solchen Tone von Demuth, Zerknirschung und Gläubigkeit, daß die Umstehenden an der großen Aenderung zum Bessern, die in ihrem Herzen vorgegangen, nicht zweifeln konnten. Sie bat dann Otto, ihr Einiges über die letzten Ereignisse zu erzählen, und Otto that es, mit fortwährendem Hinweis auf die Richtigkeit aller noch so schlauen Berechnungen und verzweifelten Wagnisse. Sie hörte aufmerksam und still zu. Bemerkbar war es, mit welcher scheuen Bewunderung sie zuweilen zu Otto aufblickte. Plötzlich flog ein seltsames Lächeln über ihre Züge, halb traurig, halb heiter. Sie winkte Otto zu sich.

„Und habe ich nicht dennoch Recht gehabt?" flüsterte sie ihm in's Ohr. „Wenn mein Goldkind noch oben bei mir auf dem Wiesenhof wäre — würden Sie nicht kommen? Es ist mir, als ob ich zuweilen die Zukunft sähe. Ich sah es damals voraus. Aber nachher war ich um so härter gegen Sie, weil ich hörte, daß Sie es seien — ein Duisfelden. Jetzt kann ich den Namen wieder ruhig nennen, ja, er ist mir wieder lieb. Wohl möchte ich Ihren Vater noch einmal wiedersehen. Duisfelden — Gertrud ist eine Perle, und sie liebt Sie, ich weiß es. Sie ist auch ein Grafenkind. Wäre nicht Alles schön und gut, wenn mein Goldkind eine Duisfelden würde?"

„Still, still! Was denken Sie!" sagte Otto, sich wieder aufrichtend, mit flüchtigem Erröthen.

Die Toni lächelte noch einige Minuten, gleichsam versunken in ihre Hoffnung. Dann wurde ihr Gesicht wieder ernst. Die große Aufregung schien sie auch körperlich erschüttert zu haben. Celina bemerkte es und fragte sie, ob sie in dem Hotel wohnen wolle. Die Toni nahm es an,

aber nur für einige Tage, da sie, wie sie sagte, sobald als möglich nach dem Wiesenhof zurückkehren wolle, denn es müsse ihr schmerzlich sein, in der Nähe Gertrud's zu wohnen, ohne sie sehen zu dürfen.

Sie gab dann noch einige Aufklärungen über die Geburt Gertrud's. Die Toni war von dem alten Grafen, der sie fand, als sie auf einem Stein in der Nähe von Aibenberg rastete, in den Dienst genommen worden, nachdem er gehört, daß sie aus weiter Ferne komme und Hellerbrunn bald wieder verlassen wolle. Sie sprach mit Schrecken und Abscheu von der Zeit ihres Aufenthalts auf dem Aibenberg und von dem alten Grafen, mit dem tiefsten Bedauern von Hedwig. Sie bestätigte auch, was Neuber schon damals in Hellerbrunn erfahren, daß nämlich Hedwig, sobald sie ihren Zustand erkannt, sich in Sehnsucht nach ihrem Gatten verzehrt habe. Sie betheuerte, alles Mögliche gethan zu haben, Hedwig's Gesundheit zu erhalten; die Kranke sei aber nach der Geburt des Kindes in eine so heftige Abspannung verfallen — die Folge ihrer früheren Leiden — daß ohne ärztliche Hülfe keine Rettung möglich gewesen. Und eine solche ärztliche Hülfe herbeizuholen, daran hätte der alte Graf nicht gedacht. Er war, fast im wörtlichen Sinne, der Mörder seiner Tochter gewesen. Die Toni versicherte auch, sie würde sich des Kindes nicht angenommen haben, wenn nur der Graf, der ihr übrigens einen sehr kärglichen Lohn für ihren Dienst gezahlt, sie darum gebeten hätte; sie habe es erst gethan, als auch Hedwig von Aibenberg sie beschworen, das Kind nicht zu verlassen. Zu dem Vater, dessen Namen sie wohl kannte, habe sie das Kind nicht geführt, weil sie erfahren, er sei in ein Kloster gegangen; sie habe also das Kind gewissermaßen als ihr rechtmäßiges Eigenthum betrachten können, und Gertrud ihre Herkunft verschwiegen, um nicht traurige Gedanken oder vergebliche Hoffnungen in ihr wachzurufen.

So hatte also auch die letzte, in die außerordentlichen Ereignisse der Vergangenheit verflochtene Person ihre Geständnisse abgelegt. Es blieb nichts mehr zu enthüllen. Das Verbrechen lag klar zu Tage und war fast zugleich mit seiner vollständigen Enthüllung an dem Schuldigen bestraft worden. Nur ein Zweifel blieb: ob Gaston seine wahre Herkunft gekannt habe. Der Brief Pichot's an Gaston, den Rallot heimlich gelesen, widersprach dieser Annahme. Die Freunde glaubten vermuthen zu dürfen, daß Gaston zwar einen Theil des Geheimnisses geahnt, daß aber Pichot ihm erst am letzten Morgen die ganze Wahrheit mitgetheilt habe und daß diese Mittheilung der Grund von dem Selbstmorde Gaston's gewesen sei. Wir wissen, daß diese Vermuthung die richtige war. Raymond seinerseits zweifelte nicht daran, daß Ganthoret und Hortense um die Mordanfälle, die gegen seine eigene Person gerichtet gewesen, gewußt hatten. Aber er sprach nie darüber. Er glaubte, jetzt vor ihnen sicher zu sein. Denn da die Polizei wußte, daß Pichot im Einverständniß mit Gaston gehandelt, und dieser andererseits — abgesehen von der Enthüllung der Brieffälschung — nur dadurch wirkliche Vortheile von Raymond's Tode ziehen konnte, daß er einen Theil der alsdann auf Ganthoret fallenden Erbschaft erhielt, so lag die Vermuthung, daß Ganthoret der Urheber eines neuen Anschlages auf Raymond's Leben sein müsse, zu nahe, als daß Ganthoret einen solchen gewagt hätte.

So kehrten denn die beiden Freunde nach ihren Wohnungen zurück, Otto nicht ganz zufrieden darüber, daß er Gertrud nicht gesehen, aber auf die Zukunft hoffend.

XXIX.

Otto Duisfelden an Doktor Günther.

Paris, Juli 1856.

„Liebster Freund!

Der Dank, den Sie mir für die ausführlichen Mittheilungen sagen, die ich Ihnen über einige mich und meinen Freund Raymond Mortoran betreffende Ereignisse gegeben, ist wirklich zu überschwenglich. Ganz abgesehen davon, daß ich jetzt hier in Paris Zeit genug zum Briefschreiben habe, versteht es sich ja von selbst, daß ich denjenigen von meinen Schicksalen benachrichtige, der damals Zeuge meiner ersten Berührung mit denjenigen Personen war, die so bedeutend in diese Schicksale eingegriffen — ich meine mit der Wiesen-Toni und Gaston! Wie viel habe ich seit jenen drei Jahren erlebt! Darf ich hoffen, daß die Zukunft mir weniger Trauer und Gefahren bringen wird? Wohl möchte ich es. Aber ich bin auf Alles gefaßt. Ich denke, gute und böse Tage sollen mich jetzt als Mann finden, ohne daß ich deshalb zu einem Grübler oder Pedanten geworden wäre. Der Stahl bleibt ja elastisch, obwohl er im Feuer gehärtet wird.

Am liebsten wäre es mir gewesen, Sie hätten mir persönlich Ihren Dank gesagt, das heißt, Sie wären herüber

gekommen nach Paris. Aber Sie schreiben mir, daß andere Pläne Sie in Anspruch nehmen, und so begnüge ich mich denn hoffnungsvoll mit der Aussicht, Sie im September oder Oktober in Immenhof zu sehen. Sie fragen, wie lange ich hierbleibe? Nicht lange mehr. Sie können sich denken, wie ich mich nach Immenhof sehne. Aber mein Vater, in seiner steten Sorgfalt und Liebe, bestand darauf, daß ich noch kurze Zeit in Paris bei Raymond und dem Grafen d'Elnay bleiben solle, damit er selbst in Immenhof inzwischen die gewohnte Ordnung wiederherstellen könne. Er hält sich noch immer für den Kräftigeren von uns Beiden, dem der größere Theil an der Arbeit gebührt, und wer weiß, ob er nicht Recht hat! Indessen liegt seinem Wunsche, mich noch eine kurze Zeit von Immenhof fern zu halten, vielleicht noch etwas Anderes zu Grunde. Wahrscheinlich wünscht er, die Angelegenheiten Neuber's und Gertrud's vollkommen zu ordnen, ehe ich die Beiden wiedersehe; Gertrud soll sich heimisch und sicher fühlen, ehe sie mir wieder begegnet. Das mag Ihnen geheimnißvoll klingen. Nun, genau genommen, weiß ich auch nicht, weshalb ich es geschrieben habe. Aber es mag stehen bleiben.

Sie sehen aus all' dem Obigen, daß mein Vater mit Gertrud Paris verlassen. Es geschah vor vier Tagen. Gertrud, die ich nicht wiedergesehen habe, war eine Woche lang, wie mir Celina Bonargies sagte, ziemlich ernstlich krank. Ich bin jedoch überzeugt, daß die Nähe ihres Vaters alle aufregenden Erinnerungen an die Schreckensscenen, deren Zeuge sie gewesen, bald beseitigen wird. Sie ist, wie ich bereits durch eine Benachrichtigung meines Vaters weiß, gestern Abend glücklich mit ihm in Immenhof angekommen. Eine wie wohlthätige Erfindung ist doch der Telegraph! Um wie viele Tage schmerzlicher Besorgniß und Unruhe verkürzt er unser Leben und vermehrt dadurch die Zahl der Tage, an denen wir mit freiem, unbefangenen Sinn schaffen

können. Ein neuer Beweis, daß alle Erfindungen — vielleicht mit verschwindenden Ausnahmen — zur Förderung des Glückes der Menschheit beitragen. Wir leben wirklich länger dadurch, daß Zeit und Raum abnehmen. Ein Gedanke, den ich in diesem Briefe nicht weiter ausführen will und Ihnen überhaupt nicht auszuführen habe, über den ich aber mit Ihnen sprechen möchte. Vielleicht fahre ich über Heidelberg zurück, und Sie begleiten mich dann eine Strecke weit. Ich melde es Ihnen noch. Möglich, daß ich die Toni zurückgeleite.

Diese seltsame Frau beginnt jetzt wieder aufzuleben. Gertrud's Abreise hat sie freilich sehr traurig gestimmt, aber sie tröstet sich mit dem Versprechen, das wir ihr gegeben, Gertrud in einigen Monaten besuchen zu dürfen. Sie geht und fährt oft allein durch Paris, um Orte zu besuchen, die sie früher gekannt, auch in Schloß Mortoran ist sie gewesen. Ich hoffe auf ihre vollkommene geistige Genesung. Diese Frau ist wirklich nur durch die Angst und durch das verbitternde Grübeln über ein verfehltes Leben schlecht geworden. Jetzt, da die Furcht von ihr genommen und sie die Gerechtigkeit triumphiren sieht, kehren Glaube, Vertrauen und Liebe in ihr Herz zurück.

Sie wollen wissen, wie es mit allem Uebrigen steht? Nun, in Paris ist unser Abenteuer in den drei Wochen, die seitdem verflossen, fast vergessen. Es ist Sommer, da sind die Salons nicht besucht, und außerdem giebt es in Paris täglich Neues. Mir ist das gewiß sehr angenehm und meinem Freunde Mortoran ebenfalls. Wir konnten keinen Schritt machen, ohne mit Fragen belästigt zu werden. Mortoran feiert natürlich einen großen Triumph, so weit dies bei seinem milden und nachsichtigen Herzen möglich ist. Gerade diejenigen, die damals, als sie ihn aus der Familie ausstießen, so viel auf die Ehre ihres Standes pochten, haben sich dieses Standes durchaus unwürdig erwiesen. Der

jüngere Ganthoret ist verschwunden, man weiß nicht wohin, aber man glaubt ihn an einer deutschen Spielbank gesehen zu haben; der ältere Ganthoret wird wahrscheinlich seinen Abschied nehmen, da seine Stellung moralisch unhaltbar geworden ist. Ueber seine Frau sind die mannichfaltigsten Gerüchte im Umlauf; ich will Sie damit nicht belästigen, da es Sie wenig interessiren wird, diese Chronique scandaleuse zu kennen. Was mir Raymond einmal über sie vertraut hat, übersteigt fast das Glaubhafte.

Raymond wird nun wahrscheinlich bald die Erbschaft seines Oheims antreten können. Sie ist sehr bedeutend und in gewissen Kreisen sieht man es nicht gern, daß ein so großes Vermögen in die Hände eines Mannes übergeht, der als Demokrat und Sozialist verrufen ist. Aber man wird es nicht hindern können, daß diese Millionen, anstatt dem Vergnügen und der Bequemlichkeit einer Privatperson zu dienen, zum Besten von Hunderten angewandt werden; denn Raymond ist fest entschlossen, bei seinem Plane zu beharren, und den größeren Theil seines Vermögens allgemeinen industriellen Unternehmungen zuzuwenden, während der kleinere zu Prämien für Erfindungen und Kunstwerke bestimmt ist. Raymond ist übrigens weder Demokrat noch Sozialist im gewöhnlichen Parteisinne des Wortes. Er ist mit jeder Regierungsform einverstanden, sobald sie sich auf bürgerliche Tugend und Gerechtigkeit stützt, also die gleiche Berechtigung aller Menschen und einen sittlichen Zweck des Staates anerkennt. Sozialismus kennt er nur in dem allgemeinen Sinne, der gleichbedeutend ist mit Humanität. Er will eine Hebung des leiblichen und geistigen Wohles derjenigen Klassen, die bisher nicht nur Armuth, sondern auch Verachtung zu tragen hatten. Kommunistische Ideen, die nach dem Eigenthum des Andern schielen, sind ihm verhaßt. Aber er wünscht gleich mir, daß das Eigenthum kein todtliegendes Kapital sei, das nur zum Genuß des Einzelnen diene, son-

dern daß die Zeit herbeikomme, in welcher das Vermögen, der Reichthum nur eine Eigenschaft sein wird, die den Besitzer befähigt, seinen Mitmenschen um so größere Dienste zu leisten, in derselben Weise, wie geistige Eigenschaften, Talente, künstlerische Schöpfungskraft diejenigen, die mit diesen Fähigkeiten begabt sind, in den Stand setzen, ihren Mitmenschen größere Dienste leisten können. Er ist mit mir darin einverstanden, daß alle Gaben der Natur, des Glücks und des Fleißes zum Besten der Mitmenschen verwandt werden müssen, und daß derjenige, der sie für sich allein ausbeutet, der allgemeinen Verachtung anheimfalle, anstatt, wie jetzt so oft geschieht, geehrt und ausgezeichnet werden.

Was nun meine eigenen Angelegenheiten anbetrifft, so stehen dieselben ganz so, wie sie nach unserer Voraussicht stehen mußten. Wir haben niemals einen Vortheil daraus ziehen wollen, daß wir Gaston's wahre Herkunft aufklärten. Wir wußten, daß wir noch Opfer bringen mußten, und dies ist geschehen. Ich bin der Erbe Gaston's, oder richtiger meines Oheims. Aber es ist nichts zu erben, im Gegentheil, es sind Schulden zu bezahlen. Wir bezahlen sie; denn auf dem Namen meiner Mutter soll kein Makel haften, auch wenn ihn ein Gaston getragen. In diesen Tagen werde ich ein Verzeichniß dessen erhalten, was Gaston schuldet; es übertrifft den Werth der sämmtlichen Carey'schen Besitzungen. Wir werden sie verkaufen bis auf Schloß Mortoran, das uns theuer ist. Kurz vor seiner Abreise hatte mein Vater eine Besprechung mit einem hochstehenden Beamten des kaiserlichen Hauses. Der gute Mann wußte nicht, wie er sich drehen und wenden sollte, um meinem Vater zu verstehen zu geben, daß der Herzogstitel nicht gut auf einen jungen Fremden vererben könne, der noch dazu einer Familie angehöre, die sich ihres Adels entäußert. Mein Vater ließ ihn eine Zeit lang sich winden und erklärte ihm dann lächelnd, daß es mir gar nicht in den Sinn komme, die Ehre eines

Duc de Carey zu beanspruchen, ja, daß es uns überhaupt sehr gleichgültig sei, die Erbschaft der Carey's anzutreten und daß wir nur fürchteten, es möchte sich bei den bedeutenden Schulden kein Anderer finden, die Ehre dieses Namens einzulösen. Der gute Mann wurde nun etwas verlegen und glaubte endlich zu Danksagungen und Lobeserhebungen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Wir hätten sie ihm gern erspart. Der Erledigung dieser Angelegenheit wird nun also weiter nichts entgegenstehen. Jedenfalls ist meine Anwesenheit hier nicht länger nöthig. Graf d'Elnay, der sich in Allem als ein Mann von schärfstem Verstande und von einer wahrhaft erprobten Freundschaft gezeigt, wird unser Interesse wahrnehmen, wo es irgend nöthig ist.

Nun, lieber Freund, noch zu etwas Anderem! Sie stellen mir, indem Sie mich an unser damaliges Gespräch in der Nähe der Heidelberger Ruine erinnern, die Frage, ob ich es nicht so in Frankreich gefunden, wie Sie es mir schilderten. Ich kann Ihnen unmöglich darauf ausführlich antworten. In ächter deutscher Manier würde ich sogleich ein Buch schreiben; oberflächlich im Allgemeinen mit einigen Redensarten zu antworten, widerstrebt meinem Charakter. Und dann möchte ich doch nicht so schnell ein Urtheil fällen, wo ich so wenig Gelegenheit zur Beobachtung gehabt habe. Was sind einige Monate, in denen außerdem Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit meinen Geist beschäftigten, um den Charakter eines Volkes kennen zu lernen! Ich sagte Ihnen damals: ich liebe die Franzosen! Ich sage es auch noch jetzt. Ich will ganz davon absehen, daß Männer wie Raymond und Graf d'Elnay eigentlich gar keiner Nation angehören; denn es werden sich in jedem Lande Einzelne finden, welche die Eigenschaften verschiedener Nationalitäten an sich tragen. Raymond besitzt denselben Hang zum Gründlichen, den wir für einen Grundzug des germanischen Stammes halten, und andererseits habe ich etwas von der Energie

eines Franzosen. Ich sage, ich will davon absehen, denn es giebt in der That außer diesen Männern Millionen, die einen bestimmten Charakter an sich tragen, den wir den Volkscharakter nennen. Aber wer mag so leicht die Vorzüge und Schwächen eines jeden dieser Charaktere abwägen. Die Menschheit ergänzt sich in ihren einzelnen Völkerfamilien; lassen wir jeder ihr Recht. Es ist allerdings eine ganz bestimmte Eigenheit des französischen Charakters, schnell und glühend für eine Sache Partei zu nehmen, und entweder, wenn sie nicht gelingt, bald zu erlahmen, oder, wenn sie gelingt, sie bald fallen zu lassen. Wir sind zäher in unseren Plänen, die Franzosen feuriger. Wollte man die Sache in wenige Worte zusammenfassen, so könnte man sagen, daß die französische Nation die geistigen Errungenschaften fremder Nationalitäten leicht und schnell ergreife, ihr Wesen erkenne und in's Praktische einführe. Aber damit ist die Sache nicht abgemacht. Nehmen wir zum Beispiel die große französische Revolution, ohne welche Europa heut eine andere Seele haben würde. Wodurch ist sie hervorgegangen? Und ist sie bedeutender, als die geistige Befreiung, die wir uns in Deutschland durch Göthe, Schiller, Lessing, Kant und Fichte errungen haben? Lösen Sie diese Frage! Was ist überhaupt wichtiger für den Menschen: äußerlich unbeschränkt zu sein, oder sich durch inneres allmähliches Reifen über den Druck äußerlicher Verhältnisse emporzuschwingen? Sie werden antworten: Beides muß Hand in Hand gehen! Nun gut, ich bin derselben Meinung, und ich hoffe, die Resultate der Anstrengungen zweier Völkerfamilien werden einst dem Ganzen zum Vortheil gereichen. Ich halte es mit Raymond: Entwickeln wir in jedem Einzelnen den Sinn für geistige Selbstständigkeit, für Gerechtigkeit, für bürgerliche und moralische Sittlichkeit, dann haben wir gewonnen, dann ist die Form, in welcher diese Einzelnen einen Staat bilden, wenn auch nicht gleichgültig, doch Nebensache. Natürlich wird diese Form

mit der Zeit die edelste und würdigste Gestalt anzunehmen suchen. Jedenfalls ist uns Frankreich in vielen Dingen, die für die ganze Menschheit von der höchsten Bedeutung sind, vorangegangen. Mag man darüber streiten, ob die französische Revolution nur ein Resultat des Druckes, der auf dem Lande lastete, und die praktische Folge der Lehren Rousseau's, Voltaire's, d'Alembert's und Anderer war, oder ob ihre Keime in dem Protestantismus, in englischer und deutscher Philosophie, oder gar in Friedrich dem Großen und Joseph II., die den Gegensatz zwischen den verschiedenen Anwendungen königlicher Macht aller Welt zum Bewußtsein brachten, zu suchen sind — immer waren es die Franzosen, die den Absolutismus brachen und eine vernünftige Regierung einführen wollten. Sie haben freilich den anderen Völkern fast mehr genützt, als sich selbst, und Raymond hat Recht: Schafft zuerst starke Männer und gestählte Herzen, dann wird keine Macht den Fortschritt hemmen können. Bedenklich ist es für Frankreich, daß es seine politischen Eroberungen so wenig festzuhalten weiß, und ich stimme auch hierin wieder mit Raymond überein, daß es vor Allem darauf ankommt, die moralische Kraft des Einzelnen zu heben, den Sinn für Gemeinwohl in ihm zu erwecken. Es ziemt einem so großen Volke nicht, Ketten zu zerbrechen, wenn sie drücken, sich dann von den neuen Herrschern noch mehr tyrannisiren zu lassen, als von den alten, und dann das Joch abermals abzuschütteln, wenn es plötzlich wieder zu empfindlich wird. Ein solches Volk muß endlich entschieden und bestimmt auf dem Wege ruhiger Fortentwicklung vorwärts schreiten. Das aber ist nur möglich, wenn, wie in England und einzelnen Ländern Deutschlands, das Rechtsgefühl, der Sinn für das Gemeinwohl in die Herzen der Mehrheit eingedrungen sind, und das Volk nicht in moralischer Schlaffheit einzelnen Führern die Ausbeutung der gewonnenen Siege überläßt. Eines haben die Franzosen errungen: eine Art von gesellschaftlicher

Gleichheit der Stände, die uns in dieser Weise noch fehlt und deren Mangel uns beleidigt. Aber wahre Humanität, wahre Anerkennung menschlicher Würde in jedem Stande, sind bei uns wohl ebenso verbreitet, wie in Frankreich und England. Wenn wir uns in Deutschland von dem lächerlichen Titel- und Rangwesen befreien und Selbstgefühl in dem Bürger- und Arbeiterstande erwecken können, so stehen wir auch darin allen anderen Nationen mindestens gleich. Sie sehen, ich vergesse Deutschland nicht, wenn ich auch die Franzosen liebe, und zwar liebe wegen ihres Muthes und ihrer Energie.

Die Franzosen überheben sich leicht, das ist wahr. Aber das ist die Schuld anderer Nationen. Die Franzosen sind praktisch, und praktische Leute verachten Schwäche und Zaghaftigkeit, suchen sie auch wohl für ihre Zwecke zu benutzen. Zeigen wir uns stark, so werden andere Nationen uns achten; darin stimme ich mit Ihnen überein. Aber weshalb den Anderen vorwerfen, was eigentlich unsere Schuld ist? Weshalb soll man uns ehren, so lange wir selbst mit blutendem Herzen über unsere Unwürdigkeit als Nation klagen. Vorwärts bei uns selber; machen wir uns zu einer freien und starken Nation, und die ganze Welt wird unsere Freundschaft suchen und den Werth derselben erkennen. Bewunderung verlange ich ohnehin nicht für uns. Unsere Eigenschaften sind nicht der Art, um uns glänzen zu lassen. Und was schadet das? Der Eine will seine Frau im Salon glänzen sehen; der Andere liebt ein Weib, das mit seiner Tugend und Herzensgüte die kleine und doch unendlich reiche Welt einer Familie erleuchtet und erwärmt und im geeigneten Falle mit seinem ruhigen Urtheil und edlem Gefühl dem geistreichsten Denker Achtung abnöthigt. So bin ich glücklich und zufrieden, ein Deutscher zu sein, in der Hoffnung, daß einst meine Kinder mit noch größerem Rechte sich ihres

Vaterlandes erfreuen werden. Aber ich begreife es vollkommen, daß die Franzosen auf ihre Geburt stolz sind. Sie haben Grund dazu. Der Franzose erfaßt das Leben leichter; er grübelt weniger, beruhigt sich leichter über Skrupel, die ihm aufsteigen, und betäubt sich, wenn er sich nicht beruhigen kann. Aber wenn wir Deutsche unserer Natur nach mehr grübeln müssen, sollten wir auch darüber die Gegenwart vergessen — wer hat sich darum zu kümmern? Die Zeit wird kommen, in der die Franzosen vielleicht etwas mehr nachdenken und weniger schnell handeln werden, während wir etwas weniger grübeln und schneller handeln. Eisenbahnen, Zeitungen, die ganze Ausbreitung der Bildung rufen eine geistige Revolution hervor, deren Folgen wir noch gar nicht absehen können. Also nur vorwärts, damit uns Andere nicht abermals überholen. Es steht weder in den Sternen der Völker, noch der einzelnen Menschen geschrieben, daß ihnen das Glück zufliegen soll. Es muß errungen werden. Die Engländer und Franzosen haben in manchen Dingen ihr Ziel leichter erreichen können, da sie einheitliche Völker waren. Aber auch wir werden unsere Zwecke erreichen, wenn wir unsere Ausdauer erst den bürgerlichen Zuständen zuwenden. Lernen wir uns mit Grund achten, so werden Andere uns achten!

Also, liebster Freund, um Himmelswillen keinen Nationalhaß! Verachten wir französische Sittenlosigkeit so gut, wie deutsche, züchtigen wir englischen Hochmuth so gut wie deutsche Junker-Ueberhebungen; aber sagen wir niemals, daß ein Volk das andere hassen müsse, weil sie sich einmal mit einander gerauft. Die Zeiten werden kommen, in denen sich kein Volk mehr gegen das andere hetzen läßt. Das ist kein Ideal, oder, wenn es eines ist, nun, so tröstet mich der Gedanke, daß Alles Ideal war, ehe es in die Wirklichkeit eingeführt wurde. Die Herren vom Schwert werden freilich fragen, was aus der Welt werden solle, wenn der Krieg

das Blut nicht mehr erfrische? Aber die Welt besteht ja, obgleich die Raubthiere bedeutend abnehmen und zurückgedrängt werden und die Jäger an ihnen ihre Kraft nicht mehr erproben können. Auch erfreut sich die Schweiz, die seit geraumer Zeit keinen ernstlichen Krieg gehabt, eines recht gesunden Lebens. Krieg gegen Barbarei und Tyrannei wird es wohl noch in einigen Jahrtausenden geben; und darüber hinaus wird der liebe Gott weiter walten. Thun wir das, was wir als recht und gut erkannt haben, und sorgen wir nicht für die Zukunft. Zu dem Rechten und Guten aber gehört auch die Förderung der gemeinsamen Entwickelung und der Eintracht unter verschiedenen Völkern. Wir werden den Franzosen schon die Zähne zeigen, wenn sie auf die thörichte Idee kommen sollten, uns erobernd angreifen zu wollen. Aber warten wir ab, bis das geschieht, und tragen wir inzwischen dazu bei, die Kunde deutschen Strebens und Schaffens in Frankreich zu verbreiten. Das wird nicht leicht sein, ich gebe es zu; denn die Franzosen können sich nach ihrer jahrhundertelangen geistigen oder richtiger gesellschaftlichen Oberherrschaft nicht daran gewöhnen, von Anderen etwas lernen zu sollen. Aber mit der Zeit wird es glücken. Wir sind auch gar nicht verachtet bei den Franzosen. Wir bilden uns das nur ein, weil wir uns ihnen gegenüber oft unbehülflich vorkommen und sie auch wirklich nicht viel mit uns anzufangen wissen, namentlich wenn wir ihre Sprache nicht recht wissen. Am meisten schaden uns auch die Deutschen selbst, die in Frankreich Alles, nur keine Deutschen sein wollen. Das wird aufhören, wenn es bei uns zu Hause anders steht und die schwachen Geister ihre Heimath nicht mehr verleugnen. Aber auch jetzt schon haben die Franzosen einen zwar geheimen, aber ganz tüchtigen Respekt vor deutschen Waffen und vor deutscher Arbeit. Erinnern Sie sich nur, daß in Frankreich einmal, im vorigen Jahrhundert, die Idee gefaßt

werden konnte, Friedrich dem Großen die Krone anzutragen! Da vergaßen sie ihren Stolz! Und bin ich nicht selbst noch vor wenigen Wochen Zeuge der allgemeinen Bewunderung gewesen, die man den Bildern eines jungen deutschen Malers — Knaus — schenkte? Lieber Freund, die Franzosen wissen, was wir sind. Und sie werden uns noch besser kennen lernen; machen wir uns nur dieser Bekanntschaft immer würdiger! Die Franzosen haben vor Allem, was wirklich tüchtig ist, aufrichtige Achtung.

Deshalb, lieber Freund, so sehr ich Ihr Nationalgefühl gerade in der jetzigen Zeit begreife und natürlich auch theile, möchte ich Sie doch bitten, den Einfluß, den Sie in der Presse und bei vielen leitenden Persönlichkeiten besitzen, dahin zu verwenden, daß die alten, halb erstorbenen Wurzeln des Hasses zwischen beiden Völkern ganz ausgerottet werden. Verwechseln Sie das französische Volk, das sich im Grunde seines Herzens nach einer ruhigen, gesetzmäßigen Sicherung der blutig errungenen Freiheit sehnt, nicht mit einer Regierung, die sich durch den Glanz der Waffen kräftigen möchte, und mit einer Schaar von jungen Offizieren, die den Krieg als Handwerk betreiben wollen. Greift man uns ungerecht an — so wehe dem Angreifer! Ein Krieg wird uns nicht schaden. Sagt man doch, daß selbst der letzte Krieg für Rußlands innere Entwicklung von großem Vortheil gewesen sei, da er zur Erkenntniß der inneren Schäden und also auch zu dem Willen, ihnen abzuhelfen, geführt habe. So heilen und bessern Leiden und Unglücksfälle diejenigen, bei denen noch Heilung und Besserung möglich ist!

Raymond Mortoran wird übrigens wahrscheinlich noch im Herbst dieses Jahres nach Deutschland kommen. Richten Sie sich so ein, daß er Sie in Immenhof oder Heidelberg sehen kann. Sie müssen ihn kennen lernen. Er ist ein großer Verehrer deutschen Lebens und Denkens, und der Ein-

fluß so edler und thätiger Naturen auf ihre Nation ist gar nicht hoch genug anzuschlagen!

Und nun, um Sie vollkommen über meine Ketzereien zu beruhigen, zum Schluß die Versicherung, daß ich, so sehr ich auch die Franzosen liebe, doch deutscher zurückkehre, als ich hierhergegangen. Erfrischend und anregend ist die Gesellschaft begabter und geistreicher Männer; aber das wahre Glück wohnt in der Heimath, unter dem alten, väterlichen Dach. Wenden Sie dieses Wort nicht nur auf meine Person, sondern auch auf meine Nationalität an, so haben Sie das Resultat meiner Beobachtungen. Deutsches Gefühl, deutscher Geist sind verschieden von denen anderer Nationen, aber sie sind nicht unbedeutender und ebenso wirksam. Können wir es — was Gott uns gönnen möge! — zu einer größeren politischen Einigung, zu einer gewichtigeren Geltendmachung unseres Einflusses nach außen bringen, so wünsche ich uns kaum noch etwas Anderes, und beneide keine Nation. Erwachen wir aus dem Traum zur That und heben wir die unermeßlichen Schätze, die in unserem Volke und unserem Lande schlummern, und wir werden das reichste und geachtetste Volk der Welt sein, um so geachteter, da wir niemals mit begierigem Auge nach fremdem Eigenthum blicken werden. Aber sich jetzt durch einige absichtliche und auf gewisse Zwecke berechnete Sticheleien reizen zu lassen, wäre unwürdig und kleinlich. Wir sind, denke ich, auch jetzt schon stark genug, um über diese Nadelstiche zu lächeln.

Leben Sie wohl, theurer Freund! Auf baldiges Wiedersehen!

O. Duisfelden."

Der Vater an den Sohn.

Immenhof, Juli 1856.

„Mein lieber Junge!

Du verlangst sogleich nach meiner Ankunft ausführliche Nachrichten von mir. Ich kenne Dich darin. Diese Aengstlichkeit mußt Du Dir abgewöhnen. Alte Leute sind zäher, als junge, und das Reisen ist ja jetzt so einfach. Dieses Mal jedoch ist es nicht meine Person allein, die Dir am Herzen liegt. Sei nur nicht böse darüber. Ich hoffe, ich sage die Wahrheit.

Ja, wir sind hier in meinem lieben Immenhof, und weit, weit liegt die ganze fremde Welt hinter mir. Meine Depesche hast Du wohl erhalten. Nun also zu einem kurzen Bericht des Näheren!

Du kannst Dir denken, daß es für mich einen ganz eigenen Reiz hatte, mit Gertrud, unserem süßen Kinde, allein zu sein. Ich sollte diejenige näher kennen, die mit unserem eigenen und mit dem Schicksale Neuber's innig verbunden ist, und der wir es verdanken, daß wir dieses irdische Licht noch schauen! Otto — erst als ich der Heimath, dieser Stätte unserer rastlosen Bemühungen, diesem Lohn unserer Arbeit entgegenfuhr — da erst fühlte ich, was es heißt, diesem Leben erhalten zu sein! Denke, wir Beide wären nie nach Immenhof zurückgekehrt — wie anders würde in einem einzigen Jahre hier Alles gewesen sein! Du weißt, ich prahle nicht. Aber die Menschen sind verschieden. Unsere Erbschaft, das Alles, was wir hier geschaffen, wäre in fremde Hände übergegangen, unser Werk, ich fürchte es nicht ohne Grund, wäre zerstört worden. Und daß dies nicht ist, daß Hunderte auf der Bahn fortschreiten können, die wir

ihnen vorgezeichnet, unter unserem Schutze, von uns unterstützt und gefördert — das Alles, und nicht allein unser winziges Leben, verdanken wir diesem holden Kinde, das gedankenvoll an meiner Seite saß! Vergiß es nie, Otto, was auch kommen möge. Sie war unser Engel, und was wir wirken, wirken wir jetzt durch sie!

Ich wußte bereits, daß ihr einfaches Gemüth durch die Dankes- und Liebesbezeigungen, die ich ihr so gern gespendet hätte, beunruhigt werden würde; deshalb nahm ich ihr gegenüber den Ton eines väterlichen Freundes, eines Lehrers an, und in diesem Verhältniß befanden wir uns Beide wohl. Sie fragte nicht viel, aber in ihren Fragen lag stets der Ausdruck eines denkenden Geistes, und ihre neuen Fragen tauchten erst dann auf, wenn sie den vorhergegangenen Gegenstand des Gesprächs vollkommen in sich selbst erschöpft zu haben schien. In Köln besuchte ich mit ihr den Dom. Sie verglich ihn mit dem, was sie in Mailand, Florenz, Rom, Neapel und Deutschland gesehen, und ich fand, daß nicht nur die Bilder jener Bauwerke in ihrer Seele hafteten, sondern daß sie auch, wahrscheinlich durch Neuber, vertraut war mit den Hauptgesetzen der einzelnen Baustyle. Wie seltsam haben verschiedenartige Einflüsse darauf hingewirkt, dieses Kind auszubilden, ohne den Spiegel der reinsten Seele auch nur im mindesten zu trüben. Dies ist ein Diamant, den die Natur selbst geschliffen hat. Wir wurden bald vertrauter; sie sagte mir, es sei ihr fast, als ob sie wieder mit Roth spräche, und ich freute mich von Herzen darüber. Denn liegt nicht in dem Vertrauen, das ein so reines Gemüth uns schenkt, in der Sympathie, die es für uns fühlt, ein Beweis, daß in uns etwas Aehnliches ruhen muß? Weshalb fühlte sie sich abgestoßen von Porzi, wenn nicht die Gabe der Unterscheidung in ihr liegt?

Als wir die Eisenbahn verließen und unsere Braunen mir freundlich entgegen wieherten, wurde auch Gertrud etwas

unruhig. Das Wiedersehen Roth's schien sie mit freudiger Erwartung zu erfüllen. Lag das in der Sprache des Blutes? Ich glaube nicht. Roth war der erste Mann, der sie bildete, zu dem sie die Neigung einer Tochter faßte, dem sie sich mit vollkommenem Vertrauen hingeben konnte und der die Keime zu höherem und reinerem Denken in ihre Seele legte. Deshalb liebt sie ihn, wie eigentlich jedes Kind in seinem Lehrer den Stellvertreter des Vaters lieben sollte. Die Gegend gefiel ihr sehr. Ihr Auge leuchtete und sie sagte, sie werde an Heidelberg und den Wiesenhof erinnert. In der That ist dieser Theil des Harzes nicht sehr von der Neckar-Gegend um Heidelberg verschieden. Endlich lag Immenhof vor uns. Ich beobachtete, wie aufmerksam ihr Auge auf Allem ruhte. Sie schien es großartiger zu finden, als sie erwartet hatte. Nun, das ist Anderen ähnlich ergangen.

Du weißt, daß ich nach Immenhof geschrieben, man möge Neuber nur im Allgemeinen von meiner Ankunft, aber nicht von Tag und Stunde und den näheren Umständen unterrichten. So ging ich denn mit Gertrud nach dem Hause, das er bewohnt. Es war vier Uhr Nachmittags. Die jungen Männer, die er unterrichtet — unsere Akademie! — verließen ihn soeben und musterten, während sie mich freundlich begrüßten, Gertrud mit sehr neugierigen Augen. Ja, lieber Otto, das hatte auch während der Reise alle Welt, jung und alt gethan. Dieses zarte und regelmäßige Antlitz, das außer seiner hohen Schönheit auch den Ausdruck der vollkommensten Reinheit und Sanftmuth und zugleich den Abglanz eines reichen inneren, geistigen Lebens trägt, war überall aufgefallen und im Stillen bewundert worden. Ich war stolz darauf, daß man sie für meine Tochter hielt. Ja, hätte sie keinen Vater, ich würde sie augenblicklich als meine Tochter angenommen haben, glücklich, wenn sie eingewilligt!

Neuber trat, wie ich fast erwartet hatte, soeben vor die

Hausthür unter die Weinlaube. Es war ein prächtiger Sommer-Nachmittag, nicht allzu warm. Die Sonne schien durch das Weinlaub und beleuchtete seine freie, edle Stirn und sein ernstes, schwermüthiges Gesicht, das so unverkennbar den Ausdruck einer stillen Ergebung und des Strebens nach dem Höheren und Unvergänglichen zeigt. Er hatte uns nicht kommen hören und trat gedankenvoll bis vor die Laube, um einen Blick in's Freie zu werfen. Da standen wir dicht vor ihm. Er starrte auf mich, auf Gertrud —

„Gertrud, mein liebes Kind!" rief er dann. „Wie ist es möglich! Diese hohe Freude!"

Und er breitete seine Arme aus; Gertrud sank ihm hingebend an das Herz.

Du weißt, daß wir verabredet hatten, erst später die Beiden von dem wahren Verhältnisse, in welchem sie zu einander stehen, in Kenntniß zu setzen. Aber als ich sie Beide so sah, da war es mir, als könne kein Augenblick ihres Lebens schöner und geeigneter sein, ihnen dieses höchste Glück zu verkündigen, als der jetzige. Warum sollten wir sie dieser Seligkeit berauben. Das Herz ist dann am geeignetsten, so große Freude zu ertragen, wenn es sich weit in einer hohen und reinen Erregung öffnet.

„Ja, Neuber," sagte ich, „mein lieber Freund, Gertrud ist Ihr Kind, wirklich Ihr Kind! Und dieser Mann, den Du so lange verehrst, Gertrud, er ist Dein Vater, Dein wahrer und leiblicher Vater! Verzeihe uns, daß wir es Dir so lange verborgen."

Sie richteten sich Beide ein wenig auf, nicht viel. Es schien, als könne ihre Freude nicht viel höher werden, als sie schon war. Neuber hielt Gertrud's Hand in der seinigen, und mich groß anblickend, sagte er:

„Duisfelden, was sagen Sie? Keine Täuschung könnte meinem Herzen angenehmer sein. Aber ist es nicht eine Täuschung?"

„Nein!“ antwortete ich. „Dieses Kind ist Ihre und Hedwig's Tochter, von dem alten Grafen Aibenberg an Toni Haller übergeben. Es ist kein Zweifel daran. Toni Haller selbst hat es bestätigt. Wir wußten es längst, aber wir wollten es Ihnen nicht mittheilen, da wir Ihren Schmerz nicht vergrößern wollten, im Falle Gertrud uns verloren ging.“

Er sah mich und dann Gertrud lange an, mit einem Blick, den ich Dir nicht zu schildern vermag.

„Gott hat mir ein solches Kind als Tochter gegeben?“ rief er dann. „Und ich, dem ein solches Glück vorbehalten war, ich konnte zweifeln an der Güte Gottes und zürnen mit der Vorsehung! Womit verdiene ich diese Seligkeit, die alle Schmerzen der Vergangenheit vor mir verschwinden läßt? Gertrud meine Tochter nicht nur im Geist, sondern die wahre Tochter meiner Hedwig, meiner Gattin —!“

Er vermochte nicht weiter zu sprechen, und sich mit großer Anstrengung überwindend und sammelnd, küßte er Gertrud auf den Mund, fast mit Scheu und Ehrfurcht, als sei sie ein höheres Wesen, das ihm der Himmel gesendet, winkte uns mit der Hand und ging mit gesenktem Haupte in das Haus. Er fühlte, daß er mit sich allein sein müsse.

So blieb ich mit Gertrud in der Laube zurück, und mich mit ihr auf die kleine Bank setzend und ihre Hand ergreifend, erzählte ich dem still weinenden Kinde dasjenige, was ihr zur ersten und einfachsten Aufklärung über das Schicksal ihres Vaters nöthig war. Viel zu bewegt, um mir antworten zu können, hörte sie mich schweigend an, und richtete, als ich zu sprechen aufgehört, nur ihren Blick auf mich, in welchem ich die Innigkeit des Dankes, die Seligkeit der Freude und den Schmerz um die Leiden der Eltern klarer und seelenvoller las, als wenn sie gesprochen hätte.

„Nun geh' hinein zu ihm, Gertrud!“ sagte ich. „Dein Vater wird sein Herz Gott geöffnet haben, öffne Du ihm

nun Dein Herz, wie Du es immer gethan, in kindlicher Hingebung. Dir ist ein hohes Glück widerfahren, hoch genug, um alles Gute zu lohnen: die Tochter eines Vaters zu sein, vor dem die Besten unter uns sich in Ehrfurcht neigen. Beginne nun ein schönes und glückliches Leben in Deiner wahren Heimath!"

Ihre Lippen bewegten sich, wie zum Danke; aber sie sprach nicht. Langsam ging sie in das kleine, freundliche Haus.

Ich ging ergriffen heim. Ja, Otto, Geben ist seliger, denn Nehmen! Ich bin nie glücklicher gewesen! — — —

Ich will nun sogleich alle Vorkehrungen für die Häuslichkeit Neuber's und seiner Tochter treffen, die jetzt einiger Aenderungen bedarf. Gertrud muß lernen, was es heißt, im Hause schaffen, denn die Frauen sind ja die guten Geister unseres häuslichen Lebens, und es ist wünschenswerth, daß sie so früh als möglich auch jenes kleine tägliche Schaffen lernen, das viel wichtiger und einflußreicher ist, als Viele glauben.

Nachschrift, Abends.

Karl Romberg war hier, um nach Dir zu fragen. Er ist im Begriff, eine seiner Cousinen zu heirathen, die jüngste, Du kennst sie. Er ist ihrer eigentlich gar nicht werth, der Herumtreiber. Aber er fängt an, vernünftig zu werden; kein Mensch findet, daß das seinen Bildern schade! Im Gegentheil, sie werden besser. Nun, seien wir nicht strenger gegen ihn, als das Glück, das ihm wohl will! Ich mag ihn gern leiden, denn er liebt Dich. Er sagt, durch Dich sei er ein Anderer geworden. Das versöhnt mich mit Vielem!

Neuber und seine Tochter waren bei mir, Arm in Arm. Sie wollten mir danken; ich wußte es so einzurichten, daß wir nicht allein waren und dann in den Park gingen. Von der seligen Heiterkeit auf den Gesichtern dieser beiden Men-

schen vermag ich Dir keine Schilderung zu entwerfen. Ein Maler, wenn er die Verklärung malen will, würde keine reineren Züge ersinnen können. Glaubst Du nicht auch, Otto, daß solche Stunden alle Leiden der Welt aufwiegen, und daß sie in ihrer ganzen Fülle nur von denen genossen werden, welche das Leid kennen? Und liegt darin nicht ein Trost für diejenigen, welche leiden? Nur wer den Schmerz kennt, kennt auch das Glück. Und wer möchte sagen, daß nicht auch der Aermste und Unglücklichste einmal eine solche Stunde erlebt. Aber freilich — ich fühle wohl, daß diese Trostgründe nicht immer zureichen, daß es auch ein wirkliches Elend giebt, dem die Gewohnheit nichts von seiner Gewalt nimmt und das kein Sonnenblick in die Vergessenheit zurückdrängt — ein geistiges und ein körperliches Elend, eine wirkliche Verkommenheit. Aber besser ist es, anstatt zu grübeln und zu klagen, zu helfen. Helfen wir, mein Sohn, wo wir Elend sehen! Niemals schlägt mir das Herz opferfreudiger, zur Hülfe bereitwilliger, als wenn ich glücklich bin. Und glücklich bin ich heute, da ich diese Beiden vereint sehe, für die unsere unvollkommene Erde bereits zu einer Stätte himmlischen Wiedersehens geworden ist! —

Ich überlasse Dir, mein theurer Sohn, den Tag Deiner Rückkehr zu bestimmen. Es ist mir, als sehntest Du Dich hierher; oder sehne ich mich nach Dir? Wie dem auch sei, komme, sobald es Dir gut scheint!

H. Duisfelden."

XXX.

Schluß.

Es war um die Mitte des September-Monats in demselben Jahre, an einem heiteren, sonnendurchwärmten Nachmittage, als ein alter Herr mit weißem Haar Arm in Arm mit einer jungen Dame einen kleinen, eichenbewachsenen Hügel hinaufschritt, der sich an den Park von Immenhof anschloß. Der alte Herr war, wenn auch nicht rüstig für seine Jahre, doch auch nicht schwach zu nennen. Er ging ziemlich stattlich einher. Die junge Dame war eine schöne, schlanke Gestalt von ein- oder zweiundzwanzig Jahren. Beide trugen das Reise-Kostüm der höheren Stände. Es waren der Graf Bonargies und seine Tochter.

Auf der Spitze des Hügels stand der Graf still, und sich umwendend ließ er seinen Blick befriedigt über den Park, das Schloß, das Dorf und die Ebene mit den Ausläufern der Harzberge schweifen, die sie durchzogen.

„Es ist wirklich schön hier!" sagte der alte Herr, dessen mildes Auge klar und heiter blickte. „Aber Celina, es ist mir lieb, daß wir allein sind; ich wählte deshalb den Weg hierher, den Hügel hinauf. Ich habe Dich etwas zu fragen, liebes Kind. Du hast mich hierher geführt, theils um mit mir den Harz zu sehen, theils damit ich den Dr. Kolb

sprechen könne, dem ich meine Genesung verdanke, und der, wie Du mir sagst, hier sein sollte oder stündlich erwartet wird. Das ist gut, und ich bin Dir hierher gefolgt, weil Du mir sagtest, daß Du während meiner Genesung den Schloßherrn und seinen Sohn in Paris kennen gelernt. Ich bin hier, wie ich glaubte, für einige Stunden oder für einen Tag abgestiegen. Der Herr Duisfelden und sein Sohn haben mir außerordentlich gefallen, nicht nur wegen ihrer selbst, sondern wegen alles dessen, was ich um sie herum sehe, wegen des Friedens, des Wohlstandes, der Thätigkeit, welche ringsum herrscht, wegen der frohen Gesichter, die man überall sieht. Bis dahin ist Alles gut, und ich bin Dir dankbar, daß Du mir das Vergnügen bereitet hast, diese Herren und ihre Heimath kennen zu lernen. Unsere Eigenschaft als Reisende entschuldigt vielleicht das, was bei unserem Besuch nicht ganz in der Form sein könnte. Aber zu meiner Verwunderung sind wir empfangen worden, wie längst erwartete Gäste; man hat uns in Zimmer geführt, die für unseren längeren Aufenthalt eingerichtet zu sein scheinen und die in der That zum Wohnen einladen. Was ist das? Ist das Zufall? Ich wollte Dich darüber fragen. Genau genommen, bin ich doch den Herren dieses Ortes fremd, ich glaube eine längere Gastfreundschaft nicht beanspruchen zu dürfen, die auch wohl eigentlich gar nicht in unserem Plane liegt."

„Mein lieber Vater," sagte Celina, mit einem sanften Lächeln ihm in die Augen schauend, „ich könnte Dir erwiedern, daß auch mir diese Vorbereitungen zu einem längeren Aufenthalt unerwartet gekommen, oder daß ich einige Tage der Ruhe für Dich für nöthig gehalten. Aber die Zeit ist ja wiedergekommen, in der ich frei und ohne die Vorsicht zu Dir sprechen darf, die Deine lange Krankheit mir auferlegte. Ja, lieber Vater, ich hoffe, daß Du einige Tage hier verweilen wirst; es ist mein wohlbegründeter Wunsch. Und die Besitzer dieses Ortes sind mir nicht in dem

Grade fremd, wie Du glaubst. Ich habe sie in Paris öfters gesehen. Ja, ich kannte den Sohn schon früher. Er ist es, dem ich den unschätzbaren Beistand des Dr. Kolb verdanke, ohne den es mir vielleicht niemals gelungen wäre, Dich zu retten. Es ist ein kleines Geheimniß mit diesem Aufenthalt verbunden, lieber Vater, ich gestehe es."

Der Graf sah sie verwundert an und schien zu überlegen. Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen.

„Celina," sagte er, „wäre es möglich — der Sohn dieses Hauses ist ein junger Mann, wie es scheint reich begabt von der Natur —"

„Nein, mein Vater, das ist es nicht!" unterbrach ihn Celina mit einem leichten Erröthen. „Wohl aber weilen an diesem Orte Wesen, die mir theuer sind und die ich gern wiedersehen wollte, nicht für allzu kurze Zeit. Lieber Vater, es schwebt über der Vergangenheit ein Schleier, der, wie ich glaube, jetzt ohne jede Gefahr für Dich zerrissen werden kann, obwohl er Dir den Blick auf eine düstere Zeit voller Leiden eröffnen wird. In um so hellerem Licht aber strahlt die Gegenwart. Sieh' mich nicht so erstaunt und fast vorwurfsvoll an, Vater! Du weißt, daß Du Deiner Tochter vertrauen kannst. Noch heute werden die Räthsel sich lösen, die Nebel fallen, die bisher unser volles Einverständniß hinderten. Habe ich Dir noch nicht erzählt, daß Herr Duisfelden ein Verwandter der Familie Carey ist? Der junge Duisfelden ist der Vetter des gestorbenen Herzogs und der eigentliche Erbe der Carey'schen Güter."

Die Comtesse kannte ihren Vater, der dem alten Adel zugethan war, wenn er seine ohnehin milden aristokratischen Ansichten auch durch seine Leutseligkeit gegen Jedermann und seine einfachen, fast bürgerlichen Gewohnheiten vergessen ließ. Vielleicht hatte sie diese Erwähnung nicht unabsichtlich bis zu diesem Augenblick aufgespart, um die Aufmerksamkeit des Vaters zu fesseln.

„Sieh' — sieh' — das wußte ich nicht!" sagte er. „Ich kannte den alten Herzog — ein vortrefflicher Mann. So hat also dieser Herr Duisfelden die Schwester des Herzogs — wie hieß sie doch? — Henriette geheirathet. Ganz recht, ich erinnere mich. Aber das Geheimniß — Kind — Du machst mir fast bange? Was bedeutet denn das?"

„Ach, lieber Vater, es sind in der Zeit Deiner Krankheit und Deiner Genesung ganz wunderbare Dinge geschehen," antwortete Celina, „Dinge, die auch uns oder Dir bekannte Personen betreffen. Ich hatte diesen Ort gewählt, um sie Dir mitzutheilen oder mittheilen zu lassen, weil gerade hier sich einige von den Personen befinden, die bei jenen Angelegenheiten betheiligt sind. Bedenke, daß es sich nur um Vergangenes und glücklich Ueberstandenes handelt. Das Herz wird Dir vielleicht schwer werden, wenn Du Manches erfährst, was Du nimmermehr geglaubt hättest. Aber Du wirst auch erkennen, daß Wahrheit und Recht triumphiren über die Lüge, und das wird Dich beruhigen!"

Die Miene des Grafen verrieth eine flüchtige Erregung; aber schon besaß er die Kraft, sich wieder zu fassen. Celina, die ihn aufmerksam betrachtete, sah, wie seine Züge sich glätteten.

„Nun, Celina, mein Kind," sagte er, „ich überlasse mich Deinen Anordnungen. Du hast in den letzten Jahren so treu und so aufopferungsvoll für mich gesorgt, daß ich wahrlich undankbar sein müßte, wollte ich Dir nicht vertrauen. Ich selbst habe mir schon zuweilen eigenthümliche Gedanken gemacht, und es wird mir lieb sein, die Wahrheit oder Unwahrheit meiner Vermuthungen zu erfahren. Doch wer sind die Personen, von denen Du sprachst?"

Die Comtesse hatte den Hügel hinabgeblickt. Ein bejahrter Mann in schwarzer Tracht kam den Weg herauf. Sie erkannte in ihm sogleich denjenigen, mit dem ihre Gedanken sich so oft beschäftigt hatten, den sie aber hier in

Immenhof noch nicht wiedergesehen. Doch wußte sie, daß er kommen würde. Alle Anordnungen waren vorher in der Art und Weise getroffen, daß der Graf stufenweise zur Erkenntniß des verabscheuungswürdigen Betruges geführt werden sollte, der an ihm verübt worden.

„Es kommt Jemand," sagte sie leise. „Willst Du Dich nicht setzen, lieber Vater?"

In diesem Augenblick trat Oswald Neuber aus dem Gebüsch, das den Weg bekränzte. Der Schloßherr hatte ihm gesagt, er möge hinauf nach diesem Hügel gehen, vielleicht werde er hier Bekannte finden. Deshalb kam er in etwas eiligem Schritt und stand plötzlich vor dem Grafen und Celina.

Er war sichtlich überrascht. Wenn er auch durch Gertrud, und mehr noch durch Otto Duisfelden das Schicksal Celina's und die Theilnahme, die sie Gertrud bewiesen, kannte, so hatte man ihm doch verborgen, daß ihr Besuch auf Immenhof bevorstehe. Es war dies eine kleine, unschuldige Intrigue, die man entworfen, um gerade durch die Ueberraschung die betreffenden Personen einander näher zu führen und ihre Herzen zu öffnen. Seine Ueberraschung war also eine große und aufrichtige.

„Herr Graf — Comtesse — Sie hier in Immenhof?" rief er. „Sie sind es, die ich finden sollte!"

Und er zog den niedrigen Hut mit breitem Rande, den er trug, und verbeugte sich ehrerbietig.

„Ja, wir sind es, mein lieber, alter Freund!" rief Celina, ihm die Hand entgegenstreckend. „Vater, kannst Du Dich nicht mehr auf diesen Herrn besinnen? Du hast ihn unter anderen Umständen und in einer anderen Tracht gesehen!"

„Irre ich mich nicht und ist das möglich, so ist es der Bruder Johannes!" rief der Graf erstaunt. „Aber ich

sehe Sie in bürgerlicher Tracht! Wie ist das zu erklären? Ja, ja, Sie sind es — es ist kein Zweifel!"

„Ich bin es, einst Bruder Johannes, jetzt dem bürgerlichen Leben und meinem Namen Neuber zurückgegeben," sagte Oswald. „Eine freudige und angenehme Ueberraschung für mich, Sie zu sehen! Es waren liebe und angenehme Tage, die ich mit Ihnen in Paris verlebte — aber wie so oft, die Vorboten künftigen Unglücks."

„Das waren sie auch für uns!" rief der Graf lebhaft. „O, mein Freund, mit Ihnen ging gleichsam unser guter Geist aus unserem Hause. Weiß dieser Herr, Celina, wie traurig es mir seitdem ergangen? Aber weshalb verschwanden Sie damals so plötzlich — ich kann mich des Grundes gar nicht mehr erinnern. Oder kannte ich ihn überhaupt nicht?"

„Ich weiß nicht, ob ich dem Herrn Grafen Alles darüber mittheilen darf," sagte Neuber mit einem fragenden Blick auf Celina. „Es ist eine Mittheilung, die Manchem unglaublich scheinen dürfte!"

„Erzählen Sie nur!" sagte Celina. „Ich habe meinen Vater darauf vorbereitet, daß er hier Manches erfahren würde, was ihm bisher verborgen gewesen und dessen Kenntniß ihm doch nothwendig ist, damit auch die letzten Fäden zerreißen, die ihn an das Dunkel dieser traurigen Vergangenheit knüpfen und sein Geist ganz frei in die Zukunft blicken könne. Sprechen Sie nur mit meinem Vater ganz offen, lieber Freund. Ich werde entweder auf und ab gehen oder Ihnen zuhören."

Die beiden Männer setzten sich auf eine Bank unter einer großen Eiche und Neuber begann, ohne seine Jugendgeschichte zu erwähnen und anknüpfend an die Zeit seiner ersten Bekanntschaft mit dem Grafen, klar und lichtvoll zu erzählen, wie er damals unter dem Vorwand einer Mission im Interesse des Klosters nach Paris zu Porzi ge-

sendet und von diesem in das Haus Bonargies eingeführt worden sei. Allmählich begann er die Intriguen Porzi's, zuerst zu Gunsten Gaston's, dann Porzi's selber zu enthüllen, schilderte seine Gefangenschaft und Reise nach Neapel und sein wunderbares Zusammentreffen mit Otto Duisfelden in der Nähe von Neapel. Er berichtete dann, daß er von diesem, der die Absichten Porzi's bereits durch seinen Freund Mortoran gekannt habe, aufgefordert worden sei, diese Intriguen zu enthüllen, daß auch einige Schritte in dieser Hinsicht gethan worden, aber alle an dem Ueberwachungs-System, mit welchem Porzi die Familie Bonargies umgeben, gescheitert seien. Er berichtete ferner, daß er hier in dem Hause Duisfeldens ein Asyl gefunden, und erklärte, die weitere Erzählung der Vertheidigung gegen Porzi und die endliche Besiegung dieses bösen Feindes denen überlassen zu wollen, die bei diesem letzten Ereignisse betheiligt gewesen seien.

Ohne ein einziges Wort zu sagen, hatte Graf Bonargies dieser Erzählung gelauscht. Celina war fortwährend in der Nähe geblieben und hatte, auch wenn sie sich auf einige Schritte entfernte, das Gesicht ihres Vaters unablässig beobachtet. Es verrieth einen großen inneren Kampf, und zuweilen wurde Celina besorgt und unruhig. Aber noch bemerkte sie kein drohendes Anzeichen, daß diese Mittheilung ihrem Vater wirklich gefährlich werden könne. Der Graf saß auch, nachdem Neuber längst schwieg und in Nachdenken versunken war, schweigend da und blickte vor sich hin.

„Celina!" rief er dann plötzlich, sich nach seiner Tochter umblickend. „Komm einen Augenblick zu mir! Seit wie lange wußtest Du, was dieser Herr mir soeben erzählt hat?"

„Geahnt habe ich es, Vater, seit den ersten Wochen, in welchen Porzi unser Haus betrat," antwortete Celina. „Ich bemerkte, daß er mich zuerst für Gaston de Carey ein-

nehmen wollte, später aber seinen Plan änderte und gegen den Herzog sprach. Bestimmte Beweise habe ich erst später erhalten — zu spät, um Dich den Netzen dieses Elenden zu entziehen. Wenn mir das endlich geglückt ist, so verdanke ich es der aufopfernden Theilnahme des jungen Herrn Duisfelden und eines anderen Freundes. Auch darüber wirst Du hier Aufklärung erhalten. Lieber Vater, nun erst wirst Du verstehen, was ich in jener Zeit gelitten habe. Du hast keine Ahnung, wie weit die Bosheit jenes Menschen ging!"

Der Graf drückte der Tochter die Hand. Aber sichtlich beschäftigte ihn noch ein anderer Gedanke.

„Und, vorausgesetzt, daß Ihre Erzählung begründet ist," sagte er zu Neuber, „woran ich nicht zweifeln darf — was folgern Sie daraus? Ich höre, daß Sie seitdem Ihren Stand geändert. Wollen Sie damit andeuten, daß die Religion überhaupt ein Deckmantel sei für persönliche Gelüste, daß die Mehrzahl der Diener der Kirche jenem Porzi gleiche?"

„Das sei fern von mir!" rief Neuber lebhaft. „Nein, die Religion ist unser Heiligstes. Sie soll den Menschen sittlich erziehen, den inneren, geistigen Menschen begründen. Sie soll ihn den Glauben an Gott und eine göttliche Vorsehung, das Streben nach geistigen Gütern lehren, ihn emporheben über die Bestrebungen des alltäglichen Lebens. Sie soll — und das ist ihr Hauptzweck — die Selbstsucht aus ihm ausrotten, diese ewige Gegnerin alles Heiligen und Guten. Wer sie in diesem Sinne auffaßt, der und nur der ist ein ächter Priester. Die Religion hat nichts zu schaffen mit dem gemeinen Streben nach irdischen Gütern und irdischer Macht. Wo ihre Diener nach solcher Macht streben, da sind sie nicht mehr Diener der Religion, sondern Sklaven ihrer eigenen oder einer fremden, höherstehenden Selbstsucht. O, welche Thorheit ist es, zu glauben, daß die Macht der

Religion, des göttlichen Wortes vergrößert werde, wenn auch die Kirche, das heißt ihre Würdenträger, mehr Macht und politischen Einfluß erlangten! Im Gegentheil, ihre Macht wächst, wenn die Verkündiger des göttlichen Wortes durch ihren eigenen Lebenswandel zeigen, wie gering sie die irdischen Güter anschlagen, als wenig vortheilhaft, ja oft schädlich für die Ausbildung des inneren Werthes. Aber es ist nun einmal so. Die meisten der jetzt bestehenden Kirchen glauben ihren Einfluß nur dadurch erhalten zu können, daß sie sich den Staat dienstbar machen oder nach möglichst großem Einfluß durch weltliche Güter streben. Dadurch gerathen sie in den Verdacht, daß es ihnen nur um diese weltlichen Güter zu thun sei. Diese Zeit wird vorübergehen. Das heilige Dogma von der Nächstenliebe, von der Entäußerung aller Selbstsucht, wie sie im Christenthume ihren Ausdruck in dem Kreuzestode Christi findet, wird glänzend wieder emporsteigen aus den Nebeln unserer Zeit, denn auf ihm beruht die moralische Fortentwickelung des Menschengeschlechts. Alle Religion beruht auf diesem einen Grundsatze, daß der Selbstsucht, die mit uns geboren wird und in uns liegen muß, weil sie den Antrieb zur Selbständigkeit giebt und für das bürgerliche Leben nothwendig ist, entgegengewirkt werde, damit die Menschheit nicht untergehe in dem schrankenlosen Streben nach irdischen Gütern, das zuletzt in Barbarei, in einen Krieg Aller gegen Alle ausarten würde. Dies wenigstens ist der praktische Nutzen der Religion, der für die große Menge der Menschen von hervorragender Bedeutung bleiben wird, wenn auch das wahre Wesen der Religion tiefer aufgefaßt werden muß: als die Erziehung des einzelnen und der gesammten Menschen zur Erkenntniß Gottes, das heißt des Urgrundes aller Dinge, der Richtschnur alles Geschehenen, so weit unsere Vernunft es überhaupt zu ergreifen vermag. Denn auch der höchste Glaube beruht auf der Vernunft, da sie uns lehrt, daß ohne

Glauben diese Welt für uns ein zusammengewürfeltes Ding ohne inneren Zusammenhang, ein Werk des Zufalls sein würde. Die wahren Priester werden auch nie etwas Anderes lehren, und werden durch ihr Beispiel die Wahrheit ihrer Lehre beweisen; denn wer sie wahrhaft in sich aufgenommen hat, muß auch danach leben. Aber so wie es Regenten und Staatsdiener giebt, die, den wahren Zweck des weltlichen Regiments, das Wohl Aller, vergessend, nur auf ihr eigenes Wohl hinarbeiten, so giebt es auch Diener der Religion und ganze Gemeinschaften solcher Diener, welche die geistige Herrschaft, die sie über die Gläubigen üben und den Glorienschein ihrer himmlischen Mission dazu mißbrauchen, nur für sich selbst zu wirken. Aber das sind nur Einzelne; ihre Zahl wird wachsen oder sich vermindern mit der geringeren oder höheren geistigen Kraft der Menschen. Porzi und seine Genossen gehören zu diesen Verbrechern, die Gottes Wort zum Deckmantel ihrer persönlichen Gelüste nehmen, und die, das Heiligste in sich selbst zerstörend, zu allen Verbrechen fähig sind. Denn je heiliger die Maske ist, die ein Verbrecher vornimmt, desto größer muß seine Verworfenheit sein. Wer Gott zum Mittel des Betruges benutzt, ist der verabscheuungswürdigste aller Betrüger. Deshalb, Herr Graf, wiederhole ich, was ich sagte, die Religion bleibt heilig, bleibt das Höchste, wie die Liebe, die Freundschaft, der Eid heilig bleiben, obwohl es Menschen giebt, die unter der Maske der Liebe, der Freundschaft und mit den Worten des Eides Andere betrügen. Ich selbst wäre auch nicht aus einem Stande ausgetreten, dessen Bestehen mir allerdings gegen die Gesetze der Natur zu verstoßen scheint — ich wäre aus einem Mönch ein katholischer Priester geworden, wenn ich nicht, die Macht meiner Feinde kennend, für mein Leben und meine Freiheit zu fürchten gehabt hätte. Aber ich werde bleiben, was ich stets war und auch jetzt bin, ein demüthiger Diener und Lehrer des göttlichen Wortes."

Der Graf hatte ergriffen zugehört. Dann wurde sein Auge düster und feucht.

„Ach, es ist traurig," sagte er, „diese Jahre des Lebens und damit des Wohlthuns und der Vorbereitung für eine höhere Zukunft verloren zu haben durch die eigennützigen Bestrebungen derer, denen man vertraute. Aber meine Tochter hat wohl inzwischen gethan, was zu thun nicht in meiner Macht stand. Ich denke, die Wittwen und Waisen haben nicht gelitten durch meine Krankheit. Und noch bleibt mir ja Zeit, meine Gedanken dem Ewigen zuzuwenden. Die Macht und Gnade Gottes hat die List derer, die seinen Namen mißbrauchten, zu Schanden gemacht. Doch, Neuber, mein lieber Freund, Sie müssen es mir versprechen, diese Betrachtungen mit mir an einem anderen Orte fortzusetzen. Celina, ich verstehe Dich jetzt. Ja, ich mußte diese Aufklärung aus diesem Munde erhalten, und ich danke Dir dafür. Was mußt Du gelitten haben, indem Du die Arglist jener Menschen durchschautest und mir doch nicht helfen konntest! O, welche böse, böse Zeit!"

Und er verbarg sein Gesicht in den Händen. Erst jetzt schien der Gedanke an die Vergangenheit, an das furchtbare Spiel, das mit ihm und seiner Gläubigkeit getrieben worden, ihn mit ganzer Macht zu ergreifen und zu erschüttern. Celina schlang den Arm um ihn.

„Nun, sie sind fort, die bösen Geister!" rief sie. „Und auch, wie wir sie verscheucht, sollst Du erfahren. Ich höre Stimmen. Sollten die erwarteten Gäste angekommen sein, unter ihnen Doktor Kolb?"

In der That kamen einige Herren den Hügel herauf, und als sie aus dem Gebüsch traten, zeigte sich, daß es Otto Duisfelden, Raymond Mortoran und der Doktor waren. Der Graf hatte sich beruhigt. Celina stellte ihm den Arzt vor, dem der Graf in aufrichtigster Wärme dankte. Raymond hielt sich seitwärts, hin und wieder einen Blick mit

Celina wechselnd. Der Graf hatte ihn wohl bemerkt und, wie es schien, auch, mit einiger Ueberraschung, erkannt. Aber noch wußte er nichts von Allem, was inzwischen geschehen.

„Meine Herren," sagte Celina dann, „Sie kommen in einem wichtigen Augenblick. Unser Freund Neuber hat meinem Vater soeben Mittheilungen über die Pläne und Absichten Porzi's gemacht. Jeder von Ihnen kann dazu beitragen, diese Mittheilungen zu ergänzen, auch Sie, Monsieur de Mortoran. Ich muß Dir nämlich mittheilen, daß Monsieur de Mortoran der Freund unserer Familie geblieben ist, lieber Vater. So wie ich die Pläne Porzi's bei Zeiten durchschaute, so erkannte ich auch, daß Monsieur de Mortoran seinerseits das Opfer einer anderen Intrigue sei, über welche Du wunderbare Aufschlüsse erhalten wirst."

Raymond verbeugte sich jetzt gegen den Grafen, der den Gruß höflich, aber doch mit einiger Gezwungenheit erwiederte. Otto war der erste, der in leichter Weise — um den Grafen nicht noch mehr aufzuregen — aber doch mit allem nöthigen Nachdruck erzählte, wie er Neuber kennen gelernt und angefangen, sich für das Schicksal dieses Mannes und auch des Grafen zu interessiren. Dann übernahm der Arzt das Wort. Den Grafen genau im Auge behaltend, und die Schärfe seiner Mittheilungen nach dem Eindruck berechnend, welchen dieselben auf den Grafen machten, berichtete er, wie er von Otto Duisfelden aufgefordert sei, die Pläne Porzi's zu durchkreuzen. Er schwieg nicht von den medizinischen Mitteln, die man angewendet, denn er wußte, daß es einen guten Eindruck auf den Grafen machen würde, zu wissen, das Opfer einer Bosheit und nicht ein wirklich Geisteskranker gewesen zu sein, und in der That zeigte die Miene des Grafen, bis dahin entsetzt über so viel Schlechtigkeit, Erleichterung und Beruhigung, als Doktor Kolb die Wirkung derartiger Mittel auseinandersetzte. Als der Arzt dann

auch von dem Versuch sprach, Celina zu vergiften, stieß der Graf einen Schrei aus und umfaßte mit allen Zeichen des höchsten Schreckens Celina's Hand. Doch Celina's Zärtlichkeit und die klare Darstellung des Arztes, der in seinem Bericht fortfuhr, beruhigten ihn wieder.

„Aber, Celina, mein Kind," rief er dann, „zu welchem unendlichen Dank sind wir diesen Männern verpflichtet! Dein, Dein eigenes Leben war bedroht. Und das Alles konntest Du mir bis jetzt verschweigen! Kind, wie kann ich diesem Herrn, wie Herrn Duisfelden danken —?"

„Und Monsieur de Mortoran nicht zu vergessen, lieber Vater," unterbrach ihn Celina. „Denn wenn ich nicht den Muth, ich möchte sagen die Selbstüberwindung gehabt hätte, mich an ihn zu wenden, und ihn, durch den ich ja ohnehin die Bestätigung meiner traurigsten Befürchtungen erhalten, um seinen Beistand zu bitten — was hätte ich schwaches Wesen wohl ohne solchen Beistand gegen Menschen wie Porzi und seine Genossen ausrichten sollen? Monsieur de Mortoran war es, der mir seine Zeit opferte, der mir die Hülfe dieses Arztes, den Beistand des Herrn Duisfelden verschaffte, der so lange in der Nähe von Bonargies blieb, bis Porzi es verlassen!"

„Ich danke Ihnen, Herr Vicomte," sagte der Graf, Raymond die Hand reichend. „Sie wissen, wie wehe es damals meinem Herzen that — nun, ich will Sie nicht an jene traurige Zeit erinnern. Ich danke Ihnen von Herzen. Ich wußte, daß Ihre Gesinnung edel war, wenn Sie auch — doch nichts davon jetzt. Wie sehr bin ich Ihr Schuldner!"

„Und ich muß auch hinzufügen — denn wir haben unter uns keine Geheimnisse! — daß Du Monsieur de Mortoran in einem Verdachte hattest, den ich meinerseits niemals theilte!" sagte Celina. „Du erinnerst Dich eines Briefes, Vater, den mir Monsieur de Mortoran geschrieben

haben sollte, was ich schon damals bezweifelte. Dieser Brief war falsch. Er war im Auftrage Gaston de Carey's geschrieben — Du wirst errathen, zu welchem Zweck."

„Aber, mein Kind," rief der Graf überrascht und verwirrt, „wie können wir hier davon sprechen? Und Gaston —"

„War zwar stolz, aber kein adelicher Charakter!" ergänzte Celina. „Meine Herren, erzählen Sie meinem Vater, was Sie über Gaston wissen. Es wird seine Gedanken von jenem andern, an uns verübten Verbrechen abziehen, und ihm einen Einblick in Verhältnisse gewähren, die nur zu sehr geeignet sind, jeden aufrichtigen Anhänger des Adels mit Schmerz zu erfüllen!"

Sie bat Neuber, mit ihr durch den Park zu gehen, und ließ ihren erstaunten Vater mit den anderen Herren, denen sich bald darauf der alte Herr Duisfelden zugesellte, allein.

Man denke sich die Ueberraschung, die Entrüstung des ehrlichen und treuherzigen Mannes, als er nach und nach, Schritt für Schritt die fast unglaublichen Intriguen erfuhr, die nicht nur damals von Pichot gegen die rechtmäßigen Erben Carey's, sondern später von Gaston und Ganthoret gegen Raymond angezettelt und zum Theil durchgeführt worden. Die Gründe, aus welchen Gaston und Ganthoret Raymond aus der Familie ausstoßen und für immer ruiniren wollten, die für Gaston so schmachvolle Fälschung des Briefes, die Mordanfälle, nichts wurde ihm verschwiegen. Jeder einzelne von den Herren erbot sich, die Beweise beizubringen. Otto gab sein Wort darauf, wie er damals, nach dem Familien-Gericht in Mortoran deutlich vernommen, wie Gaston und Ganthoret nur aus bestimmten selbstsüchtigen Zwecken, der Erstere, um Raymond aus der Familie Bonargies, der Zweite, um ihn aus der Gunst des Grafen Mortoran zu verdrängen, Raymond angeklagt. Auf's Höchste wuchs die Spannung, als man ihm die Scene

in dem geheimen Zimmer erzählte. Die Rettung durch Gertrud und Celina, der Tod Gaston's und Pichot's erfüllten ihn mit Staunen und Entsetzen. In der That vergaß er über dieser Erzählung ganz seine eigene Leidensgeschichte. Seine Augen sprühten Zorn und Verachtung gegen diejenigen, welche den Adel so schmachvoll entweiht.

„Aber dieses Kind, diese Gertrud," rief er dann, „wer ist sie, wo ist sie? Kann ich sie nicht sehen? Auch an der Rettung Celina's vor dem Versuch, sie zu vergiften, hat sie, wie der Doktor erzählte, Antheil gehabt. Kann ich ihr nicht danken?"

„Sie ist in Immenhof und Neuber's Tochter," sagte der alte Herr Duisfelden. „Da ist Neuber. Er mag Ihnen in Kürze erzählen, was er in seiner Jugend erlebt."

Und er bot Celina, die mit Neuber zurückgekehrt war, den Arm und entfernte sich mit ihr. Neuber erzählte sein Leid und das Glück des Wiederfindens. Auch den Antheil Porzi's an dem Schicksale Gertrud's verschwieg er nicht.

Die Erzählung von dem Stolze des alten Aibenberg und dem Unglück Hedwig's hatte sichtlich einen sehr tiefen Eindruck auf den Grafen Bonargies gemacht. Er vergaß selbst, als man nach dem Schlosse zurückkehrte, nach Gertrud zu fragen. Still und in sich gekehrt schaute er vor sich hin. Aber die Blicke, die er zuweilen flüchtig auf Raymond richtete, verriethen den Gang seiner Gedanken. Raymond war sehr ruhig und ernst.

Celina erinnerte wieder an Gertrud, indem sie ausrief, nun müsse sie Gertrud sehen, sie könne es nicht länger ertragen, ihre Freundin, mit welcher das Glück in Bonargies eingezogen, in der Nähe zu wissen und nicht zu sehen. Neuber, der Graf und Celina trennten sich von der Gesellschaft und gingen nach dem freundlichen Schulhause.

Gertrud, nichts von dem Besuch ahnend, aber verwundert über das lange Ausbleiben ihres Vaters, der sonst um

diese Zeit einen Spaziergang mit ihr zu machen pflegte, saß unter der Laube und stieß einen Freudenschrei aus, als Celina plötzlich vor ihr stand. Wie glücklich hielten sich die beiden Freundinnen umarmt, welche Wonne lag auf Gertrud's Zügen, als sie dann ihrem Vater die Hand reichte und rief:

„Das ist ja mein Vater, mein wirklicher Vater!"

Graf Bonargies, tief bewegt und entzückt von der Schönheit und Lieblichkeit des jungen Mädchens, dankte ihr herzlich und aus tiefster Brust. Gertrud hörte ihn beschämt an und unterbrach ihn mit den Worten, daß sie ja Celina unendlich mehr verdanke, denn diese habe sie zuerst auf den Weg der Wahrheit geführt und ihr inneres Auge geöffnet.

Celina schüttelte lächelnd den Kopf.

„Glaube ihr nicht, Vater," sagte sie. „Wenn ich der reinsten Stimme der Wahrheit lauschen will, so lausche ich an ihrem Herzen. Sie sagt, sie lerne von mir. Wie täuscht sie sich!"

Die beiden Freundinnen blieben dann allein bis zum späten Abend.

Der Graf hatte sogleich nach seiner Rückkehr in das Schloß sein Zimmer aufgesucht, in welches ihm der Schloßherr folgte, um ihn zu bitten, so lange auf Immenhof zu bleiben, als es ihm irgend gefalle. Graf Bonargies hatte für einige Tage zugesagt, da er ja nun erfahren, wie eng die Schicksale Celina's mit denen der Duisfeldens und Neuber's verbunden seien. Dann hatte er zu Neuber gesendet, und mit diesem eine lange Unterredung meist über religiöse Gegenstände gehabt, die sein Herz ungemein getröstet und gestärkt haben mußte, denn als Celina zu ihm ging, um ihm Gute Nacht zu wünschen, sagte er:

„Mein Kind, nach vielen Jahren ist dieser Tag, trotz des vielen Traurigen, das ich erfahren, der glücklichste meines Lebens. Ich fühle mich wie neugeboren. Alle Wolken

sind vor meinem Geiste verscheucht. Wahrlich, jene Bösewichter haben Gutes gewirkt, statt des Schlimmen, das sie beabsichtigten. Sie haben Dir und damit auch mir einen Kreis von Freunden zugeführt, wie wenig Menschen ihn edler finden können. Neuber hat mich von Allem unterrichtet, was die Duisfeldens und Raymond anbetrifft. Er hat mir zugleich gezeigt, daß alle wahre Religion, trotz der verschiedenen Formen, nur eine ist: die Religion der Nächstenliebe, die alle Geschaffenen umfaßt. Schlafe so glücklich und heiter, mein Kind, wie ich schlafen werde. Ich kenne jetzt Dein ganzes Herz mit allen Leiden. Nur Eins fehlt mir: Deine Verzeihung für den Kummer, den ich Dir bereitet!"

Statt der Antwort beugte sich Celina nieder und küßte seine Hände.

Wie glücklich verließ sie ihn! Aber ob sie wirklich so ruhig schlief? War ihr Herz nicht jung, trotz der Reife ihres Geistes, und stand sie nicht vor der Erfüllung der höchsten und inhaltsschwersten Hoffnung ihres Lebens? —

Am andern Morgen in aller Frühe meldete Jacques, der gute, alte, ehrliche Jacques, der nicht eher geruht hatte, als bis er seinen früheren Herrn wiedergefunden und dieser ihm wieder erlaubt hatte, bei ihm zu wohnen, seinem jungen Herrn, daß der Graf Bonargies ihn um eine Unterredung bitten lasse, entweder in Raymond's oder in des Grafen Zimmer. Raymond begab sich sogleich zu dem Vater Celina's.

Es ist nicht nothwendig, die Unterhaltung der beiden Männer in ihrer Ausführlichkeit mitzutheilen. Der Graf begann damit, ihm zu danken und ihn zu bitten, ihm ausführlicher seine Erlebnisse zu schildern. Raymond that es in seiner freien, offenen Manier, ohne irgend etwas zu verhehlen und selbst ohne etwas zu mildern, nur daß er keine allgemeinen Grundsätze aussprach die den Neigungen des

Grafen vielleicht entgegengesetzt wären, sondern sich bestimmt an seine Erlebnisse und an seine Pläne für die Zukunft hielt. Der Graf fragte ihn dann, ob er wirklich Willens sei, dem Adel zu entsagen und sich dem rein bürgerlichen Leben zu widmen. Raymond antwortete bejahend und wies auf die Duisfeldens hin, die, obgleich von altem Adel stammend, schon seit länger als einem Jahrhundert segensreich unter bürgerlichen Verhältnissen wirkten, und ringsum verehrt und geachtet seien, wie kaum irgendwo eine andere Familie. Er deutete auch nicht ohne Absicht an, wie ein Herzog von Carey es nicht unter seiner Würde gehalten habe, seine Schwester mit einem Duisfelden zu verheirathen.

Der Graf, der ihn im tiefsten Ernst angehört hatte, antwortete dann bewegt, daß er in der That geneigt sei, die Wirksamkeit eines Mannes weit über seinen Rang zu stellen und ihn allein nach dieser Wirksamkeit zu achten, daß aber doch in der Aufrechterhaltung der alten Formen etwas Verehrungswürdiges liege.

„Was ich hier gesehen habe," fuhr er dann fort, „spricht freilich Alles gegen mich. „Ich habe hier Menschen kennen gelernt von einem Adel und einer Reinheit der Gesinnung, wie ich sie unter meinen Standesgenossen nie höher gefunden, während ich andererseits Entsetzliches über Männer von altem Adel gehört. Noch jetzt zittere ich bei dem Gedanken, Celina hätte meinen Bitten nachgeben und die Hand Gaston's annehmen können — diese Hand, die jedenfalls durch die Fälschung des Briefes entehrt war, wenn sie sich auch bis dahin noch nicht zum Bunde mit Pichot vereinigt. Und ich habe in Gertrud ein Kind der Natur kennen gelernt, dessen Bild vor demjenigen meiner theuren Tochter nicht erbleicht. Ja, es liegt vielleicht etwas Großes in dem Gedanken, daß auch die reinsten Adelsfamilien von Zeit zu Zeit Verbindungen mit Wesen eingehen müssen, die gleichsam fleckenlos aus der Hand der Natur hervorgegangen

und die durch ihren natürlichen Adel dem Adel der Geburt neue Kräftigung zuführen. Hätte ich einen Sohn, nicht einen Augenblick würde ich mich besinnen, für ihn um die Hand Gertrud's zu werben. Aber er würde natürlich meinen Namen bewahren. Nun — mein Name geht ja doch unter!" sagte er mit einem Lächeln. „An diesen Gedanken bin ich längst gewöhnt. Und was schadet das, wenn nur die Kinder meiner Tochter etwas von dem Blute ihrer Vorfahren empfangen. Freilich, es wäre ein schöner Gedanke, zu wissen, daß mein Wappen vereint bliebe mit einem anderen ruhmreichen Wappen. Geschlechter müssen endlich aussterben, aber ihr Andenken kann bleiben."

„Herr Graf," sagte Raymond bewegt, „das beste Wappen ist die menschliche That, das beste Andenken die Dankbarkeit glücklicher Menschen. Warum sollte die Zeit nicht kommen, in welcher man kein anderes Wappen mehr kennen wird, als das des Verdienstes um die menschliche Gesellschaft, wo man in den Büchern der Geschichte nicht mehr von den Heereszügen glücklicher Feldherren und den Schachzügen der Diplomatie, sondern von den Fortschritten der Menschheit, den Beförderern des Allgemeinwohls und den Veredlern des Geistes erzählen wird? Würde man doch jetzt schon Jeden, der den Namen Gutenberg, Shakespeare, Göthe, Humboldt trägt, fragen, ob er ein Nachkomme oder Verwandter jener großen Männer sei, und, wiewohl mit Unrecht, etwas von ihrem Geiste in ihnen vermuthen — ich sage mit Unrecht, denn die Natur erneut und ändert sich immer, und das, was allerdings in Familien forterben kann: Ehrgefühl und redliche Gesinnung, erben auch in guten bürgerlichen Familien fort. Der Geist aber wird stets neu aus der göttlichen Kraft geboren, welche die Welt geschaffen und erhält. Wenn Sie mit Neuber sprechen werden, so wird er Ihnen sagen, was auch ich denke: daß es unchristlich und ein Zeichen des Hochmuths ist, sich für edler und besser zu

halten, als irgend ein menschliches Wesen, das Gott neben uns hat entstehen lassen, und das er mit denselben Fähigkeiten begabt."

„Dasselbe sagte er mir schon gestern," erwiederte der Graf mit leiser Stimme. „Und nun, Raymond, haben Sie keine Frage an mich?"

Der junge Mann erröthete und senkte den Kopf.

„Soll ich Sie um eine Gnade bitten, Herr Graf," sagte er, „oder soll ich sprechen, wie ein Mensch zum Menschen."

„Sprechen Sie zu mir, wie zu einem Manne, dessen Erinnerungen einer alten Zeit angehören, der aber sein Auge dem Blick in die Zukunft nicht verschließt," antwortete Bonargies.

„So bitte ich Sie um die Hand derjenigen, deren Herz mir gehört," sagte Raymond. „Sie soll mein geliebtes Weib, meine beste Freundin, mein Trost und meine Stütze durch ein ganzes Leben sein!"

„Ich gebe sie Dir, Raymond, mein Sohn!" antwortete der Graf. „Gott hat Eure Herzen zusammengefügt. Freudig nehme ich an, was er gethan. Seid glücklich!"

Er zog den jungen Mann an seine Brust und küßte ihn.

„Geh' und sage es ihr selbst!" flüsterte er dann.

Raymond eilte fort. Er war ein ernster und besonnener Mann, Jahre lang hatte er diese Liebe in seinem Herzen getragen als einen Keim, der vielleicht nie seine Entwicklung und Blüthe fand, Jahre lang hatte er ruhig ausgeharrt. Aber jetzt, am Ziele seiner Wünsche, schwindelte ihn doch. Er mußte still stehen und sein pochendes Herz sich beruhigen lassen.

Celina war, wie die Dienerin ihm sagte, mit Gertrud in dem kleinen Vorgarten des Schlosses. Raymond sah sie den Gang heraufkommen, Arm in Arm mit Gertrud. Er

ging ihr entgegen. Celina mochte das Leuchten seiner Augen bemerken — sie stand still — entfärbte sich, erglühte dann. Raymond, sich zu fassen suchend, reichte ihr die Hand.

„Celina," sagte er, „ich komme von Deinem Vater, von unserem Vater!"

Die Comtesse blickte ihn an — noch einen Augenblick. Ja, in diesen leuchtenden Augen lag die Seligkeit des erreichten Glückes.

„Raymond," sagte sie leise und auf ihn zutretend, „wir dürfen uns lieben?"

„Lieben, Celina? Das thaten wir längst! Aber Du sollst auch meine Frau werden!" rief er, und sie an sich ziehend, küßte er ihre Lippen, diese jungfräulichen Lippen, die sich ihm unbewußt darboten, wie die Rose sich dem Thau des Himmels öffnet. —

Sie hatten in diesem Augenblick Beide vergessen, daß Gertrud neben ihnen stand. Als Celina wieder aufblickte und sie bemerkte, war sie erstaunt über den eigenthümlichen Ausdruck auf dem Antlitz des jungen Mädchens. Es war freudig erregt und doch blaß. Etwas ganz Eigenthümliches, Unerklärliches lag auf diesem Gesicht — Freude über das Glück der Freundin, und daneben etwas wie Staunen, wie Schauer der Ueberraschung und wie engelreine Entsagung. Celina war befremdet, verlegen, betrübt. Sie fühlte, daß es nicht recht gewesen, Gertrud zum Zeugen dieser Scene zu machen. Und doch — liebte denn Gertrud nicht, wurde sie nicht geliebt, stand ihr nicht dasselbe Glück jeden Tag bevor? Ein Räthsel blieb ihr das Antlitz Gertrud's in jenem Augenblick und auch noch lange.

„Verzeihe, Gertrud!" rief Celina. „Raymond, der böse Mensch hat mich verführt; wie konnte er mir das in Deiner Gegenwart sagen. Raymond — geh', sogleich! Zur Strafe sollst Du gehen!"

„Ja, Celina, aber mit Dir!" sagte er.

„Zum Vater!" fügte sie, sogleich wieder ernst, hinzu.

Celina drückte Gertrud's Hand und sie gingen nach dem Schlosse. Aber selbst in diesem Moment höchster Seligkeit gedachte Celina mit Befremden dieses seltsamen Ausdrucks auf dem Gesichte Gertrud's. —

Es war ein Freudentag in Immenhof. Alle Arbeiter in den Fabriken, auf den Feldern hatten einen Feiertag. Es war ja eine Braut im Hause und eine Verlobung, wie Otto Duisfelden Allen sagte, die nach dem Grunde seiner Anordnungen fragten, die auf nichts Kleineres hinausgingen, als auf ein großes Volksfest, das auch am Nachmittag und Abend stattfand. Gesang, Musik, Freude, glückstrahlende Augen überall — ja, das war das ächte Verlobungsfest für Raymond und Celina, obwohl sie ebenso glücklich gewesen wären in einem einsamen Zimmer des stillen Hotel Bonargies in Paris.

An dem Tanz unter den Linden mußten Raymond und Celina Theil nehmen. Auch Neuber war dort mit dem alten Grafen Bonargies, der eine lebhafte Sympathie für den früheren Mönch an den Tag legte, als ob ihn dürste, jetzt aus reinen Quellen die Lehren zu trinken, die ihm früher aus so getrübten Bächen zugeflossen, obwohl sie auch damals sein gutes Herz nicht hatten ändern können. Aber Gertrud fehlte. Otto und Celina fragten oft nach ihr. Neuber wußte nichts zu antworten, als daß sie ihm gesagt, heut, aber auch nur heut, wünsche sie zu Hause zu bleiben. Celina eilte nach dem Schulhause und bat sie, an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Gertrud lehnte es ab.

„Nur heute nicht!" bat sie. „Ich bin wohl innerlich fröhlich über Dein Glück, Celina. Aber ich kann heut nicht viel Menschen sehen!"

Celina schüttelte den Kopf. Es war irgend etwas in

Gertrud, das sie noch nicht ergründet hatte, das sie nicht verstand.

Und sie ergründete es auch nicht in den wenigen Tagen ihres Aufenthalts in Immenhof. Sie reiste mit ihrem Vater und Raymond ab, ohne daß sie von Gertrud erfahren, was in ihr vorgehe. Das junge Mädchen sagte nur immer, sie freue sich von Herzen über Celina's Glück, und ihr fehle nichts. Sie klagte sogar, daß Celina mit ihren Fragen andeuten zu wollen scheine, sie freue sich nicht genug. Celina mußte es aufgeben, dieses Geheimniß zu durchdringen, denn sie sah, daß Gertrud selbst es nicht kannte. So mußte sie abreisen, ohne Aufklärung über dieses Räthsel erhalten zu haben, das sie mehr beunruhigte, als sie sich selbst gestehen wollte.

Was war dieses Räthsel?

Liebte Gertrud? Ja, sie liebte Otto, von Grund ihrer Seele. Wenn sie es bis dahin nie geahnt, so war es ihr klar geworden in dem Augenblick, in welchem sie Raymond auf Celina zutreten sah.

Hoffte sie auf seine Gegenliebe, auf ihre Verbindung mit ihm?

Nein! Das ist das Wesen der wahren Liebe, daß es in dem Geliebten ein Ideal sieht, das hoch und unerreichbar über uns steht. Und ist es nicht auch wirklich so? Wer erreicht denn das Ideal seiner Liebe?

Aber in jenem Moment hatte sich zu der schlummernden, unbewußten und uneigennützigen Liebe in Gertrud's Herzen, zu der blitzschnellen Erkenntniß dieser Liebe noch etwas Anderes gesellt — die Erkenntniß irdischer Wonne, die mit dieser Liebe verbunden ist. Als sie Raymond's und Celina's Augen leuchten, als sie die Freundin in Raymond's Arme sinken, ihre Lippen den seinigen sich sehnend nähern sah — da war ihr die Erkenntniß aufgegangen, daß die

Liebe noch etwas Anderes sei, als die heilige, stille Verehrung des Herzens, daß etwas in ihr ruhe, was das Herz stürmisch klopfen und den Athem stocken machen könne — irdische Glückseligkeit! Und mit dieser Erkenntniß zugleich fühlte sie, daß ihr dieses Glück vorenthalten sei, denn niemals hatte sie auf Otto's Liebe gehofft. Er stand über ihr als ein Wesen höherer Art. Ihn anbeten konnte sie; aber daß er sich jemals so zu ihr neigen würde, sie sich so zu ihm — o niemals, niemals! Und auch sie hatte ein jugendliches Herz, das in diesem Augenblick von einem leisen, tiefen Weh durchzogen wurde und zugleich gern und freudig entsagte. Das war es, was sich auf ihren Mienen gespiegelt, ohne daß sie es wußte. So würde einst Otto eine Andere umfassen, eine viel Bessere, als sie es war, eine Würdigere, eine zweite Celina. Sie selbst war ja nichts — ein unbedeutendes Kind, glücklich, wenn der Blick des Geliebten zuweilen auf ihr in Freundschaft und Wohlwollen ruhte!

So war ihr Herz. Und wunderbar — dieses junge, ungeschulte Herz besaß bereits die ganze Kraft der Entsagung. Daß sie Otto liebte, wie Celina Raymond, daß sie sich sehnte, ihn so zu umfangen — sie wußte es von jenem Augenblick an. Aber nie hatte sie es ihm zeigen wollen! Die erste, junge Liebe ist keusch und schamhaft, selbst wenn sie glücklich, stolz, wenn sie hoffnungslos ist. Von diesem Tage an mied Gertrud Otto. Sie durfte nichts hoffen, so durfte sie denn auch nicht zeigen, was sie empfand. Das war kein reiflich überlegter Entschluß. Ihr Herz, dieser sichere Führer, lehrte sie das, und leitete sie sicherer, als der Verstand so viele ihrer Genossinnen leitet, dieser schwache Verstand, der so leicht zusammenbricht, wenn ein starkes Herz ihn nicht stützt. Zuweilen überlegte sie wohl auch ruhiger; sie mußte überlegen, denn sie kämpfte. Es gab Augenblicke in ihr, in denen es ihr war, als ob Otto dennoch wohl etwas für sie empfinde,

was der Liebe Raymond's zu Celina ähnlich sei. Aber mit stiller Resignation verscheuchte sie selbst diese Träume eines sehnenden Herzens. Ließ sich nicht alle Theilnahme, die Otto Duisfelden ihr erwiesen, so leicht dadurch erklären, daß er ihr wahres Verhältniß zu dem Vater gekannt? Sie war die Tochter eines Mannes gewesen, den er verehrte — darin lag genügende Erklärung. Und war es nicht edel und gut von ihm gewesen, ihr diese Theilnahme zu zeigen? Wie konnte sie mehr verlangen von einem Manne, den ihre jugendliche und reine Phantasie mit aller unerreichbaren Hoheit der idealen Liebe umgab?

Otto bemerkte, daß sie ihn mied. Und so eigenthümlich ist dieses nicht zu enträthselnde Wesen der Liebe, daß er denselben Kampf erlitt, wie Gertrud. So hoch, wie er vor ihr, stand sie vor ihm. Was war er? Ein Mann wie jeder Andere. Es gab Bessere, als er, aber keine Bessere, Reinere, als Gertrud. Weshalb sollte sie gerade ihn lieben? Er hatte es eine Zeit lang gehofft, ermuthigt durch einige Aeußerungen Celina's und selbst der Toni. Aber jetzt, als Gertrud ihn mied, glaubte er klar zu erkennen, daß er sich geirrt. Hier liebte er zum ersten Male in tiefster Innigkeit, und diese Liebe wurde nicht erwiedert. In der Unschuld des Herzens, die auch der gereifteste Mann sich bewahren kann, hielt er sein Schicksal für eine gerechte Strafe jener Leidenschaft, die ihm Varvara eingeflößt. Vergebens kämpfte er gegen diesen Gedanken an, vergebens sagte ihm sein Verstand, daß er unschuldig sei. Das Herz klagte ihn an, beschuldigte ihn. Gertrud konnte nur einen Mann lieben, der rein war, wie sie selbst. Und war er das? War sein Herz unentweiht? Vergebens suchte er es zu glauben. Nur in der Liebe eines Wesens, wie Gertrud, konnte seine Entschuldigung, seine Verzeihung liegen — und diese Liebe ward ihm nicht zu Theil!

Stimmte ihn diese Entdeckung düster, machte sie ihn

mißmüthig und unthätig? Nein, dazu war er zu stark. Er arbeitete. War denn das Geschick verpflichtet, ihm diese größte Seligkeit des Lebens, Gertrud als sein Weib, zu Theil werden zu lassen? Gab es nicht geistig Begabtere, schönere Männer, als ihn? Weshalb, wenn ihm so Vieles fehlte, sollte er das Geschick anklagen, daß ihm nicht diese höchste Gabe, die Gegenliebe der Geliebten, zu Theil wurde? Er gehörte nicht zu denen, die glauben, ein Recht zu haben, den Himmel stürmen zu dürfen. Der Grundzug seines Wesens war Demuth und Ergebenheit, die sehr wohl vereint sein können mit männlichem Selbstbewußtsein. Er wußte, daß er etwas werth war; aber wie alle strebenden Naturen, wie Alle, denen ein hohes Ziel vorschwebt, fühlte er seine Mängel und hielt sie für größer, als sie waren. Er glaubte sein Schicksal für ein gerechtes halten zu müssen. So sollte denn sein Leben, seine Thätigkeit um so eifriger dem Gemeinwohl gewidmet sein. Er verdoppelte seine Arbeiten, seine Bemühungen. Aber das Herz läßt sich doch nicht unterdrücken. Wenn er mit sich allein war, lag die Zukunft wie eine große Oede vor ihm. Jene Melancholie, der er auch früher zuweilen unterworfen, trat schärfer, quälender an ihn heran und hinterließ lang andauernde Spuren ihrer Wirkungen. Hatte er jene Melancholie früher für Liebessehnsucht gehalten, so erschien sie ihm jetzt als der Schmerz um verlorenes Glück, verlorene Hoffnung, als die Trauer um ein zum Theil verfehltes Leben. Er litt viel, viel mehr, als er sich gestehen wollte.

Es war klar — es bedurfte irgend eines Anstoßes, um diese beiden Herzen einander zu nähern, ehe der nagende Wurm der Hoffnungslosigkeit Spuren in ihnen zurückließ, die auch das spätere Glück nicht immer ganz verwischen kann. —

Neuber hatte den Plan gefaßt, den Winter mit Gertrud in Berlin zu verleben. Sie sollte dort unter seiner

Leitung Einiges kennen lernen, was zur Ausbildung ihres Geistes, zur Bereicherung ihrer Kenntnisse beitragen könne; denn Neuber war der ganz richtigen Ansicht, daß mit den häuslichen Tugenden, die er vorzugsweise vom Weibe geübt wissen wollte, ein gutes Urtheil, ein veredelter Geschmack in Gegenständen der Kunst sich sehr wohl verbinden lasse. Gertrud sollte gute Musik hören, unter seiner Leitung die Museen besuchen, überhaupt das, was eine große Stadt wirklich Schönes und Belehrendes bietet, kennen lernen. Nothwendig war dies für eine einfache Erziehung nicht; aber die Ausbildung des Geistes trägt stets ihre Früchte, wenn sie Hand in Hand geht mit der Erstarkung und Veredlung des Herzens.

Seit Otto zu bemerken glaubte, daß Gertrud ihn mied, war er selbst bemüht, ihr nicht zu begegnen. Der Grund war ein reiner und uneigennütziger; er wollte ihrem Wunsche entgegenkommen, wie er es bei jedem andern gethan haben würde. Er erfand bei sich selbst allerlei Gründe, um Gertrud's Wesen zu erklären. Er nahm an, sie bereue jetzt, in jener Nacht, in welcher sie mit Celina zu seiner und seiner Gefährten Rettung herbeigeeilt, eine Theilnahme gezeigt zu haben, die sich leicht mißdeuten lasse, und die sie jetzt dadurch auf das rechte Maaß zurückführen wolle, daß sie sich von ihm fern halte. Er sagte sich ferner, daß sie es ihm ersparen wolle, ihr die Dankbarkeit zu zeigen, zu der er ihr gegenüber verpflichtet war. Genug, er erfand Alles, was ein edles Herz ersinnen kann, um die Geliebte selbst wegen ihrer Kälte, wegen der Nichterwiederung seiner Neigung zu rechtfertigen. Wie weit ab lagen seine Entschuldigungen von der Wahrheit! Nur der erste jener Gründe enthielt etwas Wahres, aber in ganz anderem Sinne. Gertrud fürchtete allerdings, in jener Nacht ihr Herz unbewußt verrathen zu haben, und glaubte deshalb genöthigt zu sein, jetzt zeigen zu müssen, daß sie die Schranke zwischen sich und

Otto wohl erkenne — nicht die Schranke des Reichthums, sondern die nur von ihr geträumte Schranke der Bildung, der geistigen Ungleichheit.

So hatten sie sich beim Abschied nicht kalt und förmlich, aber doch mit großer scheinbarer Ruhe getrennt. Sowohl dem Vater Otto's, wie Neuber war dieser Abschied und das frühere Vermeiden aufgefallen. Aber Beide fanden es natürlich, daß diese Herzen sich erst allmählich nähern konnten, ja, daß gerade ihre gegenseitige Neigung sie verlegen und scheu machte. Von dem, was in diesen Herzen wirklich vorging, hatten sie keine Ahnung, denn sie betrachteten sie als für einander bestimmt, ja, sie hatten unter sich über diese Verbindung längst, wie über eine ausgemachte, vollendete Sache gesprochen.

In Berlin, wo Gertrud sich, wie Neuber schrieb, nicht ganz so wohl fühlte, wie in Immenhof, war sie bald der Gegenstand großer Aufmerksamkeit geworden. Karl Romberg, der sich in Berlin befand, schwärmte für sie, trotz seiner jungen Frau, und die Künstlerwelt war entzückt von ihrer Madonnen-Erscheinung. Die Folge davon zeigte sich in dem entschieden ausgesprochenen Wunsche Gertrud's, keine derartige Gesellschaft mehr zu besuchen. Jede Aufmerksamkeit war ihr unangenehm, lästig. Neuber beschloß, nachdem er noch einige Wochen mit Gertrud in Dresden gelebt, nach Immenhof zurückzukehren. Otto war inzwischen in Paris gewesen, wo Raymond und Celina über die ruhige, entsagende Weise, in der er über Gertrud gesprochen, den Kopf geschüttelt, aber nicht näher zu fragen gewagt hatten. Indeß begann Celina jetzt doch zu ahnen, was in Gertrud vorgehe, und sie bestimmte, daß sich Alle im Juni am Rhein treffen sollten.

Vorher jedoch führte ein äußerer Anlaß die Entscheidung herbei.

Neuber war mit seiner Tochter über Dresden nach

Immenhof zurückgekehrt. Als Otto und Gertrud sich gegenüber standen, erkannten sie Beide die Bläſſe auf ihren Geſichtern, das Träumeriſche, Schwermüthige in ihren Augen, und Beide fragten sich unwillkürlich gleichzeitig, ob sie krank ſeien, ob sie Kummer fühlten, und Beide verneinten es. Bald gingen sie auseinander. Zum erſten Male fiel dies den beiden Vätern auf. Sie hatten gehofft, dieſes Wiederſehen werde ein freudiges ſein, vielleicht unwillkürlich zu einer, wenn auch nur andeutenden Erklärung führen. Sie blickten ſich an, und trennten ſich ſchweigend, Beide entſchloſſen, mit ihren Kindern vorſichtig zu ſprechen und zu erforſchen, was in dieſen tiefen Herzen vorgehe.

Gertrud war nicht nach dem Schulhauſe, das Neuber auf ſeinen ausdrücklichen Wunſch weiter bewohnen wollte, ſondern nach dem Park gegangen, um ihre ſtillen Lieblingsplätze aufzuſuchen. Auch Otto ſchlug einen Weg durch den Park ein, der nach dem Dorfe führte.

Als er bis zur Mitte des Parkes gelangt war, ſtand plötzlich Gertrud ihm gegenüber.

So unerwartet war dieſes Zuſammentreffen, nachdem Beide ſich noch vor einer Viertelſtunde geſehen, daß Beide unwillkürlich faſt erſchraken. Gertrud, in ihren innerſten Gedanken, die ſich mit Otto beſchäftigten, überraſcht, erröthete glühend und erbleichte dann, während ihr Auge, das ſonſt ſo rein und ergeben auf dem Freunde geruht, den Boden ſuchte. Zum erſten Male bot ſie dem jungen Manne das Bild einer Verwirrung, die er nie an ihr bemerkt; zum erſten Male ſchoß ihm mit der blendenden Kraft des Blitzes ein Gedanke durch den Kopf, den er ſeit Monaten nicht mehr zu faſſen gewagt, und wie geblendet ſtand er da, wortlos, wie ein Knabe.

Minuten vergingen, ehe Gertrud oder Otto ſprechen konnten. Für zwei Menſchen, die einander ſo nahe ſtanden, war dies eine unerklärliche Lage — das fühlten ſie Beide.

Otto faßte sich zuerst. Alles in ihm drängte sich plötzlich zur Entscheidung. Gewißheit! — rief es in ihm. Es war, als ob ein schwerer Schleier sich vor ihm niedersenke. Hatte er es denn bis dahin nicht ahnen können? Ging nicht vielleicht in Gertrud's Herzen dasselbe vor, wie in dem seinen? Wenn je ein Augenblick günstig war, es zu erfahren, so war es dieser. Seine ganze männliche Kraft kehrte zurück.

„Gertrud," sagte er, auf sie zutretend und ihre Hand ergreifend, „Gertrud, meine theuerste Freundin — es ist ein Geheimniß zwischen uns Beiden. Wir sind uns nicht mehr, was wir waren — Sie meiden mich! Sie sind nicht gern nach Immenhof zurückgekehrt. Und doch, Gertrud, giebt es auf der Welt Niemand, der seliger wäre, als ich — selbst Ihren Vater nicht ausgeschlossen — wenn Sie von Herzen froh und glücklich wären! Was drückt Sie? Darf ich die Wahrheit nicht mehr wissen?"

Sie mußte die Augen zu ihm erheben. Diese beiden innigen Blicke ruhten in einander.

„Es ist kein Geheimniß," sagte sie dann leise. „Ich weiß nicht, was es ist — ich will mit dem Vater darüber sprechen. Es ist mir, als müßte ich fort von Immenhof."

„Fort von hier?" rief Otto. „Und ich, Gertrud, der ich geglaubt, gehofft, geträumt, Sie immer hier zu sehen — immer, Gertrud — mit mir vereint — lassen Sie mich die Wahrheit sagen, Gertrud, damit es klar werde in mir, zwischen uns — als mein Weib!"

Gertrud war bleich, wie der Tod. Aber noch hatte sie die Kraft, zu sprechen.

„Eben deshalb, Otto, will ich fort. Ich fühle, daß ich dessen nicht würdig bin!"

„Nicht würdig!" —

Es war ein Schrei des Jubels und des entzückten Staunens, mit dem er diese Worte rief und das schwankende Mädchen an sein Herz zog.

„Nicht würdig, Gertrud! Das sagst Du zu dem, der nie zu hoffen wagte, daß ein solches Glück ihm zu Theil werden könne?" —

Was sie in der nächsten Stunde sprachen, im stillen Park, Otto mit verklärtem Blick, Gertrud still weinend, dann wieder lächelnd unter Thränen — Menschenworte geben dieses Stammeln der glücklichen Liebe nicht wieder.

„Es ist ein Traum!" sagte Gertrud immer wieder leise und seufzend. „Es ist ein Traum!" —

Nun, das ganze Leben ist ein Traum, und Gertrud's Traum währt heut noch fort und wird hoffentlich noch lange fortwähren. Denn Segen spendet die Verbindung dieser Gatten Jedem, der sich ihnen naht.

In jedem Jahre wenigstens einmal sehen sich die glücklichen Paare, die so eng, wie Geschwister, mit einander verbunden sind. Und neben diesen vier jungen Leuten stehen noch immer die vier Alten, alle noch frisch und rüstig. Graf d'Elnay ist täglich in der Familie Raymond's und der Graf Bonargies wird in den großen Etablissements Raymond's fast ebenso verehrt, wie der junge Mann selbst, denn mit Hand und Mund spendet er Trost und Hülfe. Er ist ein vertrauter Freund und großer Verehrer Neuber's geworden, den er jährlich wenigstens einmal sieht. Seine Frömmigkeit, früher noch eingeengt in gewisse Schranken, ist eine wahrhaft reine geworden. Er ist würdig, der Freund Neuber's und Duisfelden's zu sein.

George und Clarisse sind längst verheirathet. Sie gehören zur Familie Mortoran, ebenso Monsieur Serrier.

Will die freundliche Leserin wissen, was aus einigen Personen geworden, welche den Weg Duisfelden's, Gertrud's und Raymond's durchkreuzt haben — aus Barvara, Hortense, Adele, Irma? Wir glauben kaum. Was liegt daran, wo und wie diese Wesen ein Ende nehmen! Für die geläuterte Welt reinen Strebens sind sie für immer ver-

loren, denn es fehlt ihnen die Kraft des Herzens und des Willens, sich emporzuschwingen über die niedere Leidenschaft. Adele, von dem Polen betrogen, bestohlen und verlassen, treibt ihr altes Wesen in französischen und deutschen Bädern. —

Wohl aber müssen wir erwähnen, daß an dem Tage vor der Hochzeit Gertrud's mit Otto ein kleines Kistchen ohne einen begleitenden Brief in Immenhof ankam, das nichts enthielt, als einen einfachen Myrthenkranz. Es trug den Poststempel eines kleinen Ortes in der Schweiz. Nur Otto ahnte, woher es kam, und er wünschte, daß Gertrud diesen Kranz trage. Was ehrt die Tugend mehr, als die Reue der Gefallenen? Wer vermag ihren ganzen Werth, ihre ganze Hoheit mehr zu schätzen, als der, der sie verloren? Erst als Gertrud Gattin und Mutter war, erfuhr sie von Otto, wer sie damals, auf ihrer Flucht von Porzi, rettend aufgenommen, und in ihren Schmerz über so viel Verirrung mischte sich die Freude über die Rettung derer, die ihr als eine so liebe Freundin erschienen war und deren Herz sie nimmer für schlecht halten konnte. —

Die Toni wohnt auf Immenhof. Doktor Günther, der sie im Auftrage Otto's beobachtete, hatte gemeldet, daß sie auf dem Wiesenhof langsam dahinsieche. Die Einsamkeit und die Erinnerung an die Schuld vergangener Zeiten drückten sie nieder. So besuchten sie denn Otto und Gertrud, als sie einmal von Paris zurückkehrten, und nahmen sie mit sich. Jetzt ist sie glücklich. Sie lebt sehr einsam und sieht außer Gertrud und Otto fast Niemand. Die Kinder dieses herrlichen Paares sind ihr ein Gegenstand wahrer Abgötterei.

Porzi bekleidet in Rom eine einflußreiche Stellung. Raymond hat einem dortigen Prälaten das innerste Wesen des Italieners enthüllt, aber fruchtlos. Porzi hat Alles als

ein Lügengewebe darzustellen gewußt, und steht einflußreicher da, als jemals.

Wird er immer so dastehen, bis an das Ende seines Lebens? Wohl möglich! Wer ist so sehr Träumer oder Idealist, daß er glauben könnte, die Gerechtigkeit vollzöge sich auf dieser Erde schon immer vor unseren Augen? Wir sehen Heuchler und Schurken in hohen Ehren, in Stellungen, welche die Welt glücklich nennt. Aber wir wissen nicht, wie es mit dem Herzen derer steht, die von Vielen beneidet werden. Wenn Porzi eines Tages stirbt, so folgen ihm vielleicht die Karossen der römischen Kardinäle und Principi und die Geistlichkeit trauert tief über den Verlust eines der muthigsten und festesten ihrer Streiter. Aber ob Porzi's Tod deshalb sanfter gewesen sein wird, weil er dies wußte — wir zweifeln daran! Des Menschen Leben besteht nicht allein in dem, was es der Mitwelt zu sein scheint; es besteht auch in dem Andenken, das wir der Nachwelt zurücklassen. Porzi mag das Haupt erhoben tragen und ein Mann von Bedeutung sein. Er weiß dennoch, daß es Menschen giebt, die ihn kennen, und er ist sich klar darüber, daß eine Zeit kommen wird, vor oder nach seinem Tode, in der man von ihm als einem Schurken spricht. Wenn er diesen Gedanken mit der stählernen Festigkeit erträgt, mit welcher ein früh ertödtetes Gewissen und eine sogenannte gesunde Natur manchen Menschen ausrüsten, so ist er darum doch nicht glücklich. Die Stunden reiner, himmlischer Genugthuung, in welchen auch der Aermste fühlen kann, daß dieses flüchtige Dahinwandeln über die Erde eine Gnade Gottes ist — er kennt sie nicht! —

Wir haben vor Kurzem einen Brief Otto's an einen seiner Freunde gesehen — und er hat viele Freunde, denn zu ihnen gehören Alle, die mit vorwärts streben und wirken für menschliches Wohl, für die geistige und materielle Entwickelung des Kreises, in dem sie weilen.

„Ich bin sehr glücklich," schreibt Otto. „Ich lebe wie im Himmel. Denn auch diese Erde kann ein Himmel werden, wenn man sich seines Glückes mit vollem Bewußtsein inne wird, und wenn dieses Glück nicht allein in eigenem Wohlbehagen, sondern in der Ueberzeugung beruht, daß wir, vereint mit Freunden, die große menschliche Familie vorwärts bringen, wäre es auch nur um einen kleinen Schritt. Je reifer ich nachdenke, desto einfacher werden die Grundsätze meines Lebens, und ich finde, daß Jeder, auch derjenige, der wenig sogenannte Bildung erlangt, nach ihnen handeln kann. Zu wissen, was überhaupt und in allen Fällen für das Gemeinwohl recht und gut ist, das ist sehr schwer, fast unmöglich. Aber es genügt, zu wissen, was in einem bestimmten Falle recht und gut ist, und das werden wir bald erfahren, wenn wir nur mit Ernst uns selbst befragen. Suche also Jeder sich selbst und seine Beziehung zum Allgemeinen zu erkennen, und handle er nach dieser Erkenntniß — dann wird er glücklich sein. Denn die Zufriedenheit mit sich selbst überwindet alle Leiden unverschuldeten Mißgeschicks. Ob dann dasjenige, was wir nach unserer besten Erkenntniß gethan, uns und dem Allgemeinen zum Wohle dient — das liegt in einer höheren Hand! Uns bleibt nichts übrig, als mit aller Kraft an der Vervollkommnung unserer Erkenntniß zu arbeiten und dann nach unserem Gewissen zu handeln — denn das Gewissen ist die Summe all' unserer Erkenntniß. Niemand darf sagen, daß es ihm schwer werde, diese Erkenntniß zu erlangen. Es gehört kein Studium, kein Bücherschatz dazu. Jeder hat Zeit, in sich selbst und in das Leben hineinzublicken und sein Gewissen zu befragen, ehe er einen wichtigen Schritt thut. Wer mit reinem Wil-

Mützelburg, Adolf,

Der Himmel auf Erden Roman aus unserer Zeit

Bd.: 6

Berlin [1863]